3653.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-712279-p0002-8



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-712279-p0005-5



v. W. gebl. v. K.

Das Leben
der
Frau von Wallenrodt
in
Briefen an einen Freund.

Ein Beitrag
zur Seelenkunde und Weltkenntniß.

Zweiter Band.

Mit dem Portrait der Verfasserin, itzt als Wittwe.

Leipzig und Rostock,
in der Stillerschen Buchhandlung.
1797.

UNIVERSITÄTS- U. LANDES-BIBLIOTHEK
HALLE (SAALE)

Goe 3118
AK

[Johanna Isabella
Eleonore von Wallen-
rodt]

Y 40, 225

I.

Die Vertauschung der Vorstadt mit der Stadt selbst, in der ich jetzt wohnte, scheint ein so unwichtiger Umstand, daß er kaum Erwähnung verdiente, und doch trug er, wie ich schon in dem letzten Briefe des ersten Theils sagte, zuerst, und zwar einen ziemlich wichtigen Theil bei, daß ich in Verlegenheit kam, und von dem allgemeinen guten Zutrauen verlor. Da ich mich nicht gröſſer, als ich Ihnen schon gesagt, einrichtete, so ward an sich kein stärkerer Aufwand erfordert als vorher; aber mein Etat war überhaupt ohne gehörige Berechnung gemacht; mit einem so kleinen Einkommen konnte ich den nöthigen Aufwand (die durch Kleidung u. s. w. für mich und meine Kinder entstanden immer wiederkommende

Ausgaben) nicht bestreiten, wenn ich auch in der Vorstadt bliebe, welche doch immer ein Theil des großen Orts war, der, so wie alle andere große Städte, mehr Aufwand erfordert, als kleine. Nun kam ich aber in der Stadt in noch mehr und nähere Connexionen, hatte mehr Gelegenheit zu Ausgaben wie vorhin, und wenn ich dort nicht reichte, geschah es hier, wo öftere Depencen unvermeidlich waren, viel weniger.

Ich war, da ich keinen Kummer hatte, da mir jedermann wohl wollte, viel zu vergnügt, als daß ich mich mit der Sorge für die Zukunft beschäftigen sollte. Groschen zurückzuhalten, welches bei einem spärlichen Einkommen so löblich, als bei den Reichen unrecht ist, war nie meine Sache. Hingegen vermied ich große Ausgaben, ließ mich in nichts ein, was dahin führen konnte, verwendete nichts für den Anzug, und wenn ich auch jetzt, da ich von mir selbst abhing,

dem

dem, in den weiblichen Geschöpf so natürlichen Wunsch, mit Geschmack gekleidet zu sein, mehr nachgab, so waren doch die Anstalten, die ich dazu machte, mit Wirthschaftlichkeit verbunden. Ich kaufte wenig neues, und das nicht kostbar; man kann ja auch bei etwas Raffinement mit Umtauschen durch Anwendung des Alten, u. s. w. ohne immer seine Zuflucht zu Kauf- und Putzläden zu nehmen, im veränderten Anzuge erscheinen. Dies verstehen alle Damen, welche gute Wirthinnen sind, und doch Aufsehen machen wollen, und es wird ihnen zum Verdienst gerechnet. Jetzt, da mir nicht mehr ein so großes Hauswesen, nicht mehr die beständig neue Sorge für ein Wochenbette, für meine Kinder, ihre Pflege und Wartung, nebst so manchen andern, was während meines Mannes Leben vorfiel, auflag, wünschte ich freilich mehr als jemals, wenn nicht galant und elegant, doch mit Geschmack zu erscheinen, und dies begann nach und nach so mancher meiner bisherigen Freundinnen

nen zu verdrießen. Doch dies äußerte sich sobald nicht, ich blieb mit den meisten im guten Vernehmen, noch immer ward ich in allen öffentlichen- und privat-Gesellschaften gerne gesehen, und in meinem kleinen Zimmer war ausserdem oft ein Zirkel guter Freundinnen, auch wol guter Freunde – doch hiervon bald mehr.

Für meine älteste Tochter mußte ich, da sie jetzt in der Pensionsanstalt, von der ich schon geredet habe, erzogen ward, allein über 100 Thaler des Jahres zahlen, und das war noch wenig gegen das, was Andere, die ihre Töchter in dergleichen Anstalten erziehen lassen, daran wenden, weil ausser dem dort gewöhnlichen Unterricht die Lehrmeister, welche man noch ausserdem haben will, apart bezahlt werden müssen. Indessen, wenn ich sie gut gebildet haben wollte, so mußte ich wenigstens Zeichen- und Tanzmeister nicht weglassen, am allerwenigsten aber den Musikmeister, da es unverantwortlich

lich

lich gewesen wäre, ihr den guten Anfang, den sie schon hatte, vergessen zu lassen. Ausser diesem Gelde für die Erziehung mußte ich doch auch für ihren Anzug sorgen, damit er einem heranwachsenden Mädchen bei unsern Verbindungen – denn auch sie führte ich nun mit in Gesellschaften ein und mehrere hatte sie damals noch in der Pension – angemessen sein möchte. Nun nehmen Sie die Bedürfnisse der zweiten Tochter, welche ich auch zeitig in den ersten Unterricht brachte, die Bedürfnisse des Hauses, die Besoldung der Domestiquen, und sagen Sie, ob ich mit 300 Thaler, jährlich, die ich höchstens zusammenbrachte, auskommen konnte, wenn ich es auch noch so gut eintheilte. Sehr bald ward ich gewahr, daß es mir fehlte; ich mußte schuldig bleiben, und wo ich das nicht wollte, kleine Posten aufnehmen, um zu bezahlen.

Ich habe irgendwo gesagt, daß ich ein kleines Kapital für mich hatte; dieses konn-

konnte ich freilich nach und nach zusetzen, wenn ich es in kleine Pfandbriefe, wie sie im Preußischen üblich sind, umsetzte, und wie gut wäre es gewesen, wenn ich das that! so blieb ich noch lange schuldenfrei. Aber ich hatte es in einer Summa sichern Händen anvertraut, aus denen ich gute Zinsen erhielt, und dann wollte ich den Freund, dem ich Dankbarkeit schuldig war, durch Aufkündigung nicht beleidigen; auch scheute ich mich zu bekennen, daß ich es haben müsse, um es zuzusetzen. – Falsche Schaam – falsche Delikatesse thun uns oft eben den Schaden, als das Vergessen nöthiger Rücksichten.

Ein unerwarteter Zufall hatte sich unter andern seit meines Mannes Tode zugetragen, welcher sehr viel, auch in Ansehung meiner, veränderte. Meine Schwester G. die in ihrem Ehestande ohne Kinder geblieben war, ward ein Jahr nach meines Mannes Tode Mutter einer Tochter. Sie

ahn-

ahndete, sobald sie diese Begebenheit erwarten konnte, von sich selbst das, was hieraus natürlich erfolgen mußte; d. h. Erkaltung gegen meine Kinder, und war so gutmüthig, sich vor diesen Umstand, und vor den Schrecken, den es mir verursachen würde, so sehr zu fürchten, daß sie sich nicht überwand, es mir selbst zu gestehen, sondern hatte unsere, vorzüglich ihre Freundin, jene Fürstin, die schon in meiner Geschichte vorkommt, gebeten, es mir beizubringen. Dies geschah in einer Assemblee, wohin meine Schwester diesen Tag aus eben der Ursache nicht gekommen war. Die Fürstin setzte zu ihrem Bericht die Versicherung, daß meine Kinder unter dieser Begebenheit nichts leiden würden, denn dies hätte meine Schwester sich vorgenommen. Mir stürzten Thränen aus den Augen, daß meine Verwandten nun auch die Eltern-Freuden erfahren würden. Die Fürstin war über meine sichtbare Theilnahme so gerührt, daß sie selbst weinte. Ich wartete die Assemblee nicht ab, und

begab mich zu meiner Schwester, die ich über ihre Bekümmerniß schalt, und ihr herzlich Glück wünschte, sie weinte an meinem Halse; ich drückte sie mit innigem Gefühl ans Herz. Wer sieht aus dem allen nicht die edelste und zarteste Empfindung dieser guten Seele, welche durch die längst gehoffte Erfüllung ihres liebsten Wunsches betrübt war, weil sie zu einer Zeit eintrat, wo sie es für Kränkung für mich und für Nachtheil für meine Kinder hielt? Sie behielt diese gute Gesinnung, aus der dies floß, auch bei, da sie nun selbst ein liebenswürdiges Kind hatte; allein Natur müßte nicht Natur sein, wenn meine Kinder nicht hinter jenes hätten treten müssen. Bisher war mein jüngster Sohn und meine jüngste Tochter mit wahrer Elternliebe, mit der äußersten Zärtlichkeit von Schwester und Schwager behandelt worden, jetzt mußten sie das grössere Maß davon einem so lange erwarteten eigenem Kinde überlassen, welches vorzüglich bald genug das Herz der

Mut-

Mutter allein einnahm. Meine Kinder wurden deshalb nicht gemißhandelt, oder gänzlich hintenangesetzt, aber es sprang in die Augen, daß es der Fall war, wie mit Isaak und Ismael – wer kann es wagen über sowas mit einem Menschenherzen zu hadern? Hierzu kam noch, daß mein kleines Mädchen ein lebhaftes Kind eben damals die meiste Aufsicht erforderte, und da ein Töchterchen des Hauses Mutter und Wärterinnen schon allein beschäftigte, hielt ich es für besser, mein Kind heim zu nehmen, und hatte nun also auch für sie zu sorgen. Mein Wilhelm war schon vor der Niederkunft meiner Schwester in eine Erziehungsanstalt für Knaben gegeben, für ihn sorgten meine Verwandten noch lange.

Ein Jahr nach meiner neuen Einrichtung in der Stadt war mir in so fern angenehm hingegangen, daß ich immer gute Gesellschaften sahe oder selbst hatte, und wo es mir mangelte leicht Rath fand. Ich war selten allein,

lein, und unter denen, die mich besuchten, befanden sich viel Mannspersonen. Die meisten davon waren schon, als mein Mann lebte, Freunde des Hauses; ich hätte es für Unart gehalten, ihnen jetzt den Zutritt bei mir zu versagen; aber eben die Berechtigung, welche sie hatten, mich zu besuchen, glaubten nun auch andere erlangen zu können, und ich sehe wieder nicht ab, warum ich sie als Kavaliers und artige Leute nicht mit Höflichkeit aufnehmen sollte. Alle waren sie mir gleichgültig, um so gleichgültiger, da Neigung zu einem Gegenstande bei mir entstanden war, der nicht in diesen Zirkel gehörte, der aber viel Verstand und Verdienste besaß, womit er eine anziehende Bescheidenheit verband; um diese Neigung zu verbergen, ließ ich mir von allen, die sich einstellten, den Hof in sofern machen, daß ich über ihre Artigkeit kein Mißfallen bezeigte, und sah unter allen keinen seltner, als den, welchen ich am gewogensten war. Doch diese Neigung

oder

oder Grille verlor sich, und ich war völlig kalt gegen jeden, obwol man bald begann, mich in zweideutige Sage zu nehmen. Es ist so gewiß, daß man im beständigen Umgang mit Mannspersonen Intriquen frei bleiben kann, als es jeden unwahrscheinlich dünckt. Eine Frau, die besonders ganz von sich abhängt, und in einer Lage ist, wo sie keines Menschen bedarf, hat Unrecht, sich um des Geredes willen Zwang anzuthun, wenn sie Gefallen an männlicher Gesellschaft findet; aber sobald ihr auf einen solchen Beistand rechnen müßt, liebe Mitschwestern! den ihr von der moralischen Menschenklasse auf eine ehrsame Art erwartet, dann dients zu eurem Frommen, euch nichts zu erlauben, was denselben schadet; denn die moralische Menschenklasse nimmt euch ohnehin übel, was sie an der Dame, die es ausführen kann, allerliebst findet.

Ihr könnt recht sehr unschuldig sein, aber den Schein nicht vermeiden, so seid

ihr

ihr in Verdammniß, wenn jene sich in Befriedigung ihrer Leidenschaften gütlich thun kann, so viel sie will, und immer als eine sehr honette Person geehrt wird. Dies läßt sich nun einmal der Welt nicht abgewöhnen; oft ist mir dies unbillig scheinende Urtheil, als ein Wink für Unbegüterte vorgekommen, sich durch Tugend und die strengste Ausübung derselben, hervorzuthun, und sich so an ihren Theile Vorzüge zueigen zu machen, welche die Glücklichern nicht immer besitzen. Solche Besitzungen sind auch das Wesentlichste von allen; jene können um Güter und Reichthümer kommen, diese aber sind nicht zu veräussern, durch keinen Zufall kommt man darum; sie sind eine Anweisung, die noch immer zu seiner Zeit, und bei einer günstigen Gelegenheit honorirt wird, und niemand hat Stoff zu widersprechen, wenn dem Besitzer derselben endlich Gerechtigkeit wiederfährt. O die liebe Behutsamkeit in Handeln, wie so nützlich ist sie! Es ist

nicht

nicht genug, nicht schlecht, nicht untugendhaft zu sein; man muß auch der Verleumdung nicht Anlaß geben, uns dafür auszugeben.

Unter den Mannspersonen, die sich bei mir einstellten, war ein alter Herr, der ganz Karrikatur war; aber obwol ihn die Natur zu einem Gegenmittel für die Liebe geschaffen hatte, ob er wol über 60 Jahr zählte, trat er doch bei jedem weiblichen Geschöpf, das seinen Beifall hatte, als Liebhaber auf. Ueberal ward über ihn gelacht; allein überal hielt man ihm auch seine Zudringlichkeit zu gute, und duldete ihn; auch ich thats. Er war freigebig und galant gegen Damen, keine weigerte sich, seine Geschenke anzunehmen, warum sollte ichs thun, da ichs mehr als andere brauchte? Es versteht sich, daß ich nicht geneigt sein konnte, seine Absichten zu erfüllen; aber ich ließ ihn schreiben, Präsente schicken und selbst kommen, so viel er woll-

wollte; ja ich genierte mich um seinethalben, weil ich oft auf seinen Beistand dachte, wenn die Noth zu sehr einreissen sollte. Doch diese Hoffnung mußte ich bald aufgeben, denn der Alte fing an Regeln vorzuschreiben, dreist und ungestüm zu werden. Was er bisher geschenckt hatte, war eben nicht von so großem Werth, daß es mich gegen ihn verpflichtet hätte; jetzt erst sollte das Beste kommen, wie er sagte, wenn ich mich nach seinen Wünschen bequemen, und für ihn allein leben wollte, alsdenn sollte mirs bis zu einer schönen Equipage, an nichts fehlen. Er hatte zwar eine Menge Schulden, aber nach den Einrichtungen seiner Einkünfte, konnte er nie fallen, sondern bekam immer wieder Credit, und was er versprach, wäre erfüllt worden. Aber ohne hier des moralischen zu gedenken, war es ganz unmöglich, mich mit einem Satyr zu arangiren, welches mich, wofern ich nur Aufsehen damit gemacht hätte, nicht aus der Gesellschaft verbannt, vielmehr

aufs

aufs neue eingeführt haben würde, wie es mir aus andern Beispielen bekannt war. Der Herr Graf ward schrecklich böse, daß ich ihm alles abschlug; Er glaubte, dies geschähe um eines andern willen, und da es nicht möglich war, im Guten mit ihm auseinander zu kommen, weil er, wie gesagt, zu dreist ward, kam er nicht mehr zu mir, gab keine Feten mehr, und that in Gesellschaften nicht, als ob er mich sähe. Dies war, wie ichs wünschte, aber seine Rache hatte ich so groß nicht geahndet, sie war mir wirklich nachtheilig; denn der alte Bösewicht declamirte jetzt öffentlich und ohne Mäßigung über mich. Die Unwahrheiten, welche er sagte, hätten nicht Glauben finden sollen, wenn man erwägen wollte, daß er aus Rache sprach; allein ich hatte schon viel geheime Feindinnen, die so was glauben wollten. Ich erfuhr, daß man ihn durch Spott über seinen Fehlschlag bei mir, immer mehr reitzte; denn so, wie er war, wollte er doch nicht für einen Mann gelten, den man abwies, also behauptete er,

es zu sein, der abgebrochen hätte, weil er meine Gunst nicht mit 15 oder 16 andern theilen wollte, und dies war nun so das geringste, was er ausprengte.

Sein Raisonement bewog einen, sonst soliden, nicht äusserst angenehmen, aber auch nicht ganz unleidlichen Mann, mich als eine leichte Priece anzusehen, bei der auch er sein Glück wagen wollte. Seine Hypochondrie hatte ihn bisher nicht zugelassen zu heirathen, aber er wollte einen vertrauten weiblichen Umgang haben, wo er sich aufheitern könnte, und hieran etwas wenden.

Ich hatte diesen Herrn, der, als mein Mann noch lebte, oft bei uns war, immer recht sehr geschätzt, und wußte, daß er mein Freund war; aber so lange ich Wittwe war, hatte ich ihn nie anders, als am 3ten Ort gesehn. Noch war er nie in meinem Hause gewesen. Frau von L., eine Dame, welche viel liebenswürdige Eigenschaften, und

viel

viel Verstand besaß, und nur den einzigen Fehler hatte, über weibliche Tugend zu leicht zu denken, kam gegen alle mein Vermuthen mit dem Antrag von dem Baron S. „Ob ich mich nicht mit ihm arrangiren wollte? Sie stellte mir die Vortheile vor, welche mich, wenn ich dies einginge, erwarteten; und hielts für das Beste, weil der alte Graf gräulich raisonirte, welches nur allzuviel Eingang fände, und ich mir durch eine Verbindung mit S. den Wohlstand verschafte, wobei man über den Ruf lachen könnte.

Sie wußte durch mich selbst schon etwas von meinen schwankenden Finanzen. Du verbesserst sie nicht nur sogleich, sagte sie, sondern alle deine Sorgen hören auf einmal auf; ja, du setztest dich in die Verfassung, alles, was du willst, an deine Kinder wenden zu können. Ich würde, wenn ich wie du wäre, da S. doch nicht unleidlich ist, und in grosser Achtung steht, alle andere fortschicken, denn dies mußt du nun freilich thun, weil

auch er eifersüchtig ist, und eben der vielen jungen Herrn wegen, die bei dir aus und eingehen, bisher fern blieb. Jezt also, versetzte ich, hat er diese Scrupel überwunden, und thut mir einen Antrag, den ich, so lange er bei meines Mannes Leben unser Haus besuchte, nie von ihm vermuthen, er wohl auch selbst nie glauben konnte, daß er ihn jemals wagen würde! Dies beweist mir, daß er mich nach des Alten übler Sage beurtheilt; und ich kann eben nicht stolz auf seine gute Gesinnung, wie ers vielleicht nennt, sein; denkt er denn, oder sonst jemand, daß ich wirklich eine so leichte Creatur bin? Es kommen Mannspersonen zu mir, gut, aber sind denn nicht immer auch andere Damen zugegen, und ists denn einer allein, oder geschiehts in Stunden, wo es ein intriguantes Ansehen hat? Uiber alle diese Fragen wollte die Dame nicht ins Detail mit mir gehn, sie versicherte mir, daß ich wenigstens bei ihr nichts verlieren würde, wenn es auch anders wäre; nur glaubte sie, daß es meinem Vortheil

theil gemäßer sei, die Partie zu ergreifen, welche sie vorgeschlagen hätte; weil selbst aus der Konnexion mit einem gewissen liebenswürdigen Gegenstande, von dem sie doch wol wüßte, er wäre mir nicht gleichgültig, nicht soviel Behaglichkeit für mich erwachsen könnte, als bei S. –

Wir wurden durch die Ankunft eben dieses artigen Gegenstands unterbrochen; es fanden sich noch 2 Damen und ein Officier ein. Die Gesellschaft wurde lebhaft, nur ich hatte wenig gute Laune. Was Frau von L. gesagt hatte, machte starken Eindruck auf mich, und mir fiel die letzte Unterredung mit meinem Manne ein. Abbrechen, dachte ich, ist hier das Beste.

Ich beschloß, aufs Land zu meinem Bruder zu gehn, und ihn zu bitten, daß er mir eine Wohnung auf seinen Gütern einrichten ließe. Es war mir unaussprechlich kränkend, in einem Ruf zu sein, den ich doch

nicht verdiente. Das Nöthigste schien mir zu sein, die Welt aufs schnellste eines andern zu überzeugen. Die Dame hatte recht; der Gegenstand, von dem sie sprach, war mir bereits lieber geworden, als es mir heilsam war; allein ich wollte mich, so beschloß ich jetzt, losreißen. Indem ich diesen Gedanken und den Schmerz, verkannt zu sein, nachhing, konnte ich meine Gesellschaft nur schlecht unterhalten; Unpäßlichkeit mußte zur Entschuldigung dienen; ich sehnte mich nach dem Augenblick, wo sie mich verlassen würden.

Beim Weggehen raunte mir Frau von L. zu: ich möchte doch ja ihren Antrag überlegen, morgen wollten wir weiter davon sprechen. Ein unmuthiges Kopfschütteln, war meine Antwort. Ich hatte mir also vorgenommen, zu meinem Bruder meine Zuflucht zu nehmen; und wie ich immer alles, was mir einfiel, auf der Stelle ausführen wollte, warf ich mich, so bald ich allein war, an

den

den Schreibtisch, ihm meine Absicht bekannt zu machen, und um Vergünstigung zu bitten.

Der Brief war zum Abschicken fertig, und mein Herz war, da ich so das Erste für meine Ehre gethan hatte, leichter. Das Zweite war ein Befehl an den Bedienten, allen, die etwa noch heute oder morgen kommen könnten, zu sagen: daß ich krank wäre; und so brachte ich den Abend stille mit meinen Kindern zu. Indessen stellten sich allmälich andere Ueberlegungen ein. Ich war nun schon einige hundert Thlr. hin und her schuldig, diese mußten bezahlt werden, wenn ich aufs Land gehen wollte; aber wovon? Das kleine Capital war zwar da, aber sogleich konnte ichs doch nicht haben; ich mußte es mit Bescheidenheit vorher aufkündigen; und dies fiel mir, wie ich schon erwähnt habe, überhaupt schwer. Wie sollte es auch mit den Kindern werden? Die älteste Tochter müßte ich in der Stadt lassen, sie ganz in Pension geben, welches weit mehr, als noch einmal

mal so viel, wie bisher, kosten würde? – Denn, wenn die kleinern heranwüchsen, wäre es doch billig, eben das für sie zu thun, was für ihre Schwester geschehen wäre; und endlich, was könnte ich mir auch auf dem Lande, wenn nun die Erziehung der Töchter mein ganzes Einkommen einnähme, für Unterstützung versprechen, da ich doch, so wenig es auch sein könnte, auch für mich selbst brauchen würde; ein ganz niedriges verborgenes Leben widerte mich jezt noch zu sehr an.

Ein anderer Vorschlag fiel mir ein: S. muß dahin gebracht werden, daß er von Heirath spricht. Ich versprach meinem Manne, keinen zweiten Mann zu nehmen; aber wie die Umstände sind, würde er es mir jezt selbst rathen; es ist Rettung, ehrenvolle Rettung, zum Besten seiner Kinder. Zwar ist's nicht möglich, einen nur mäßigen Grad von Zuneigung für S. zu fühlen, desto größer aber ist das Opfer, welches ich der Rechtschaffenheit und den Pflichten für meine

Kin-

Kinder bringe, mein Ruf ist dann wieder hergestellt, wodurch ich auch das Andenken meines Mannes am besten ehre. S. besitzt Verstand, hat viel gute Eigenschaften, viel Freunde, genießt allgemeine Achtung, ist in vortreflichen Umständen, und wird in wenig Zeit sehr reich; ich werde ihn also schätzen können, und geborgen bei ihm sein. In diesen Vorstellungen befestigte ich mich immer mehr: Meine Freundin L. besaß Verstand und Rechtschaffenheit genug, ihn zu dem Entschlusse, mir die Hand zur Heirath anzubieten, zu bereden. Ich beschloß hierzu allenfals noch einen Dritten ins Vertrauen zu ziehen, und schlief, indem ich meinen Plan als unfehlbar, und mich im voraus wieder im Wohlstand sah, sehr ruhig ein.

Des Morgens ward mein Brief an den Bruder nicht abgeschickt, dagegen aber an Frau von L. geschrieben: daß ich alles genau überlegt, in ihren gestrigen Antrag nicht willigen könnte, weil es wieder meine

Grund-

Grundsätze liese, die sie, wenn sie wollte, Eigensinn nennen könnte; ich hätte aber den Baron S. immer als einen würdigen Mann geschätzt; wenn er also mit rechtlichen Absichten auftreten sollte, so würde ich ihn meine Hand sehr gern reichen, und ihn dann nie Ursache geben, sich je über mich zu beklagen. Ich blieb den ganzen Tag ungewiß, welchen Gebrauch sie von dieser Offenherzigkeit gemacht, und wie sie von S. aufgenommen worden; dies verursachte mir einige Unruhe, denn, wenn Frau von L. nicht so discret war, als ich ihr in der ersten Aufwallung zugetrauet hatte, und S. von keiner Heirath wissen wollte, so konnte er des Antrags spotten, und ich hätte mich ausgesetzt. Aber Frau von L. hatte meiner ersten Erwartung entsprochen; am folgenden Morgen ward mir beim Erwachen ein Billet von ihr gereicht, in welchem sie mir sagte, sie hätte den Baron meine Abneigung für seinen Antrag bekannt gemacht, ihn aber gerathen,

mir

mir die Heirath anzutragen, wozu ich, wie sie gemerkt hätte, wol eher geneigt sein würde; denn ich hätte über die unverdiente Sage, die von mir in der Stadt umherginge, sehr gejammert, und sogleich beschlossen, derselben auf eine anständige Art ein Ende zu machen. S., setzte sie hinzu, ließ sich völlig überzeugen, und ich habe ihn angetrieben, einen Besuch bei dir nicht aufzuschieben, weil du sonst einen andern Vorschlag, von dem ich wüßte, Gehör geben könntest, um nur bald aus den üblen Gereden zu kommen. Mach dich also zu seinem Empfang auf diesen Nachmittag bereit; ich habe ihm gesagt, daß ich gegen Abend zu dir käme, und er mich erwarten sollte. Diese Dame, welche viel Annehmlichkeiten besaß, und von einem Manne, der sie nicht verdiente, geschieden lebte, hatte, wie schon erwähnt, leichte Grundsätze über den Artikel der Liebe; sie würde sie vielleicht nicht gehabt haben, wenn sie moralischer wäre erzogen worden; dies war aber auch das Einzige,

zige, was man an ihr tadeln konnte. Ausserdem besaß sie eine edle Denkungsart, und keinen der Fehler, welche man uns Weibern leider nur zu oft mit Grund schuldgiebt. Sie wußte nichts von Mißgunst, Schmähsucht ꝛc. Einer andern hätte es vielleicht gegrollt, daß ich strenger sein wollte, als sie, und würde mich bei dem Baron wenig geschont haben; sie aber behandelte die Sache ganz nach meinem Wunsche, und vertheidigte meine Unschuld selbst bei ihm. Daß sie nicht anders gesprochen hatte, als sie mir schrieb, sah ich, da er sich wirklich als Freier einstellte, welches denselben Nachmittag geschah. Da wir schon längst Bekannte waren, so fand kein Fremdthun oder Ceremoniel statt; ich wunderte mich, daß ich einen so alten und werthen Freund heute zum erstenmale bei mir sähe, seit ich Wittwe wäre, und er entschuldigte sich durch Vorwendungen, die ich wenigstens nicht übelnehmen konnte. Es kam nach und nach zur Sache, die uns beiden in dem Augenblick gleich stark

an

am Herzen lag. Nach seiner Hypochondrie, begann er mit den Gründen, die ihn bisher der Ehe so abgeneigt gemacht hätten, und nachdem er damit fertig war, bewies er, daß nichts natürlicher wäre, als zu hoffen, ich würde ihm alles, was er von einer andern fürchtete, nicht erzeigen, da er der glücklichen Ehe mit meinem seligen Manne zugesehen hätte; freilich könnte er sich diesen nicht gleich rechnen. Ich dankte ihn für sein Zutrauen, und versicherte, daß er von meinem seligen Manne, so wie von mir, immer geschätzt worden wäre. Er fragte also: ob ich mich wol entschließen könnte, mit ihm mürrischen Kerl, der aber an meiner Seite Aufheiterung hofte, verlieb zu nehmen? Es wird schwer halten deine Laune, wenn sie eintritt, zu ertragen, guter S., dachte ich; aber ich brauche Versorgung. Und, indem mir die schon angegangene Zerrüttung meiner Umstände, für die ich sonst kein Hülfsmittel sah, lebhaft vor Augen stand, versicherte ich den Baron halb scherzhaft, daß ich seine kleinen

Grillen wol verscheuchen, und wenn sich dies nicht allemal thun ließe, schon ein wenig Geduld haben wollte. Dies war also Einwilligung, und wir wurden auch meist einig, sogar bis zu dem Punkt meiner Nadelgelder, den Einrichtungen im Hausstande, und meiner künftigen Versorgung. Alles war sehr annehmlich, nur eins hielt mich noch ab, mich völlig zuzusagen. Es stand vor Augen, daß, wenn ich heirathete, die Regimentspension, nebst der Zulage von meiner Großtante wegfiel, und ich behielt also nichts als die Interessen des Pupillen-Kapitals; zugleich hörte jede andre Hoffnung künftiger Unterstützung auf; auch war mir die Versorgung und Erziehung der Kinder nun allein überlassen; denn alle Welt würde dies von dem reichen Manne, den ich gewählt hatte, erwartet haben.

Er bot mir 300 Rthlr. als Nadelgeld an; da ich bis jetzt kaum soviel hatte, um alles damit zu bestreiten, so war dies immer

Fülle,

Fülle, denn S. wollte für alle Bedürfnisse des Lebens sorgen, so, daß ich diese 300 Rthlr. nur für meine Privat-Ausgaben rechnen sollte; zudem hätte es wol auch zuweilen Geschenke gesetzt, die mich mancher Ausgabe von dieser Revenüe überhoben hätten. Aber ich wollte mich ganz sorgenlos machen, und diesmal wirklich mit ungewohnter Weisheit für die Zeiten sorgen, wo meine Kinder mehr heranwüchsen und mehr brauchen könnten. S. war mit seiner finstern Laune nicht der Mann, der so leicht über das Festgesetzte schreiten würde, wenn's zu mehrern Bedürfnissen käme; es konnte zu vielen Uneinigkeiten, zu Anfeindung meiner Kinder Anlaß geben; oder sollte ich, um so oft es nöthig war etwas zu erlangen, schmeicheln und betteln, oder geheime Schulden machen, die ihn denn doch bekannt würden; so setzte ich mich eines sclavischen Zustandes aus, und konnte keine Begegnung von ihm, keine Einrichtung, wie in meiner vorigen Ehe, erwarten. Also besser, dachte ich, sich hier gleich so gesetzt,

daß

daß man das Nöthige hat, und ruhig mit ihm leben kann.

Heilig hatte ich beschlossen, ihn so glücklich zu machen, als er es von mir erwartete; und heilig hätte ich dies Vorhaben erfüllt!

Ich wollte diesen Nachmittag für niemand ausser ihm und der Frau L. meiner Vertrauten, in dieser Sache zu Hause sein. Da ich nicht bestimmt ja sagen, und doch auch keine Bedenklichkeiten zeigen wollte, weil ich ihn damit zu beleidigen fürchtete, ging ich geschwind hinaus, um das Verbot, Andere zu melden, zu wiederrufen; den Frau v. L., die im Vertrauen war, hätte den S. nicht abgehalten, auf völlige Entscheidung zu dringen. Es ging, wie ichs wünschte; fremder Zuspruch kam noch eher als die L., es konnte also diesen Tag nichts weiter verhandelt werden. S. ging mit den Uebrigen; die L. blieb noch, und ich theilte ihr

das

das Vorgefallene mit, nebst den Wünschen, die ich hätte, ein höheres Nadelgeld zu erlangen, welches ich den Baron doch nicht hätte sagen wollen, um nicht so eigennützig zu scheinen. Er war sehr vergnügt über den guten Weg, den er schon in seinem Vorhaben gemacht, hatte mich mit heiterer Miene verlassen, und um Erlaubniß gebeten, bald wieder kommen zu dürfen, welche ich in den verbindlichsten Ausdrücken ihm ertheilte. Ich hofte daher alles, und die L. mit mir, welche mir Recht gab, indem man den Augenblick wahr nehmen müßte, wo die Männer unsern Besitz eifrig wünschten; was, wenn dies Verlangen erfüllt wäre, geschehen sollte, wäre schwer, und ohne Verdruß nicht zu erlangen. Allein meine Bitte, daß sie ihm vorschlagen möchte, das Nadelgeld zu verdoppeln, oder wenigstens noch zuzusetzen, wollte sie nicht erfüllen, weil er denken möchte, sie hätte mich auf den Einfall gebracht, und sogleich würde seine üble Laune zurück kommen und er würde glauben, in der Vermuthung

ganz recht zu haben, daß wir Weiber einander sufirten, um die Männer in Contribution zu setzen, wie er ihr dies oft gesagt hätte, dies könnte ihn, wenn er recht hypochondrisch wäre, entweder umstimmen, oder wir müßten wieder nachgeben, welches noch schlimmer wäre.

Ich fand, daß sie sehr klug raisonirte; und beschloß nun, den Zweiten, den ich schon Anfangs zum Mitgehülfen erkoren hatte, zu meiner Absicht anzuwenden. Dies war der Vormund meiner Kinder, ein biederer geistvoller Mann, und mein aufrichtiger Freund. Frau von L. nannte mir ihn zu gleicher Zeit, da ich an ihn dachte. Es schickte sich auch wirklich am besten für ihn, daß er hier mit sprach, da er doch für die Kinder sorgen mußte. S. hatte von ihm gesprochen, und meinte, Herr von O. würde sich über unsere Verbindung gewiß recht sehr freuen; auch ich konnte dies erwarten, denn sie waren Freunde. O. war eben in der Stadt, ich

ließ

ließ ihn noch den Abend rufen, und nahm alle Abrede mit ihm. Er sagte nun zwar, 300 Rthlr. sei das durchgängig eingeführte Nadelgeld, er konnte mir aber doch meinen Wunsch, es erhöhen zu können, nicht verargen, und hofte den Baron dahin zu bringen, oder dieser setzte mir auch vielleicht darneben noch eine Revenue auf den Gütern, die, da sein Vater sehr alt wäre, ihm bald zufallen müßten, als Hülfsquelle aus, welches er auf jeden Fall bei ihm zu wege zu bringen hoffte. Alles ging nach Wunsch, und ich mußte darauf denken, jetzt jeden männlichen Zuspruch zu vermeiden, um den S. nicht eifersüchtig zu machen, und auch Herr von O. rieth mir dies sehr ernsthaft an. Es ward mir nicht schwer, diese Einrichtung stillschweigend zu treffen, nur einen wollte ich die Ursache bekannt machen, warum es nöthig wäre, auch ihn, oder vielmehr vorzüglich ihn, nicht mehr bei mir zu sehen.

Er spöttelte anfangs ein wenig, daß ich mich sacrifiziren wollte, doch ließ er end-

lich meine Gründe gelten, und versprach, zurück zu bleiben. Aber er hatte den Weltton, und war nicht in einer Lage, die ihm Rücksichten auflegte, er genierte sich nie, besonders, wenn von Tagesgeschichten die Rede war. Die zwei Personen, welche um die Tractaten zwischen S. und mir wußten, hatten nicht öffentlich, aber da sie die Sache für gewiß hielten, mit etlichen andern davon gesprochen, die Geschichte war also schon in Umlauf gekommen. Man hatte jenen, mir nicht gleichgültigen Mann, davon unterhalten, und er denn, unüberlegt genug, gesagt, daß er es wisse und eingewilliget habe, weil er ein gewisses Versprechen von mir erhalten hätte. Es hat ihm nach der Zeit ernstlich gereuet, diesen schnellen Einfall, den man nach seiner Meinung für bloßen Scherz halten würde, nicht zurück gehalten zu haben; die Consequenz davon war ihm nicht eingefallen. Jemand, der den unüberlegten Scherz mit angehört, hatte sich ein sehr wichtiges Geschäft daraus gemacht, ihm den Baron S. brühwarm

warm mitzutheilen, und dieser ward äusserst aufgebracht. Ich wußte nicht, wohin ichs rechnen sollte, daß ich zwei ganze Tage nichts von ihm hörte; am dritten erschien Herr von O., mit sehr verdrüßlicher Miene, und sagte mir, was vorgefallen wäre. O. hatte längst gewahrt, daß der, welcher jene Erklärung von sich gegeben, mir nicht gleichgültig war; und wie die Männer, besonders in der großen Welt, gar zu gern so was von uns glauben, konnte ich ihm kaum ausreden, daß ich so ein unverschämtes Versprechen, als jener Herr erhalten haben wollte, nie von mir gegeben. Ich wollte auf der Stelle Untersuchung dieses Geredes veranstalten; was wollen sie damit, sagte O, der Herr thut ihnen wol den Gefallen zu sagen, daß es bloßer Scherz war, allein wer soll sich davon überzeugen lassen? Doch bei ihm gewann ich endlich Glauben, er versprach mir, den Baron alles auszureden, und wieder zu mir zu führen. Aber dies wäre bei jedem andern eher möglich gewesen, als bei einem Hypochondri-

sten. O durfte wenig sagen, er war zu sehr erbittert, und einige Damen hetzten ihn noch besser auf. So war also die schöne Anstalt mit einemmal vereitelt; S. ward mein Feind, nie grüßte er mich wieder, wenn wir uns nachher sahen; was O. und die L. auch sagen mochten, so hatten die Gegenredner doch mehr Gewicht. Er war dabei geblieben, daß ich ihn blos zu einem Deckmantel, blos um bequem zu leben und ihn zu hintergehen, hätte heirathen wollen. Indem er dies fest glaubte, war es ihm nicht zu verdenken, daß er heftig erbittert auf mich war; denn welcher ehrliebende Mann könnte über eine solche Vermuthung gelassen bleiben? ich habe immer gewünscht, ihn einmal nur dazu zu bringen, daß er mich hörte, nicht um ihn wieder auf den Gedanken der Heirath zu leiten, sondern nur, um ihm eine bessere Idee von mir bei, und von der Einbildung abzubringen, daß ich die Absicht haben konnte, ihn so zu mißhandeln; aber er wich mir aus, und es war doch auch nicht möglich, mich aufzudrin-

gen.

gen. Diese für mich so vortheilhafte Heirath, welche mich auf einmal in Sicherheit gesetzt hätte, ging blos deswegen zurück, weil zu frühzeitig davon gesprochen ward; denn hätte nur sonst kein Mensch darum gewußt, so konnte ich's jenen Herrn immer entdecken, er würde sich verbunden geglaubt haben, es so lange als ich wollte, geheim zu halten; da er es aber von andern als eine gewisse Sache hörte, erlaubte er sich den witzigen Einfall zuzufügen. Eine ehrbare Matrone, die ich kannte, rieth ihren guten Freunden, wenn eine wichtige Sache, besonders eine Heirath vorhanden war, ja dazu zu thun, ehe es der Teufel erführe. Dies war bei ihr ganz nach dem Wortverstande gemeint; denn sie hatte den Meister Urian überall in schlimmen Verdacht, glaubte aber, er wüßte nicht alles sogleich, erführ er's aber bei seinem Herumschleichen, dann machte er einen Querstrich in die Rechnung, weil er nun ein für allemal den Menschen alles zum Possen thät. Man ziehe aber aus dieser Rockenmoral die

Nutz-

Nutzanwendung, mit allen seinen Vorhaben hübsch heimlich zu thun, bis es dahin ist, wo kein Mensch mehr etwas daran ändern kann; denn die Neigung der Menschen, einander entgegen zu arbeiten, ist, so wenig sie ihnen Ehre bringt, unwiderstehlich. Niemand kann dies häufiger erfahren haben als ich, der immer das Herz auf der Zunge saß, hier aber hatte ich weniger Schuld an der Plauderei, als nachher bei andern Gelegenheiten.

II.

Die Mißlichkeit meiner Lage, der ich durch die Verbindung mit dem Baron S. abhelfen wollte, stieg mir, als diese Hoffnung vorbei war, desto öfter zu Sinne, und ich machte Plan auf Plan mich heraus zuziehen. Der Gedanke, es durch eine vortheilhafte Heirath zu thun, war einmal entstanden; aber es zeigte sich, bei dem, was man mit immer weniger Schonung von mir ausprengte, sobald keine Gelegenheit. Einst als ich einer würdigen und

be-

bejahrten Dame, die ich immer wie eine Mutter verehrt hatte, meine Noth klagte; sagte sie mir mit ihrer liebenswürdigsten Offenherzigkeit, welche doch immer mit Schonung verbunden war; es wäre ewig Schade, daß ich an Ruf verloren hätte, ich nehme gewiß, setzte sie hinzu, überall ihre Partie, und kann es mit Recht thun, da ich ihre Denkungsart kenne; aber schränken sie sich lieber ein; die Mannspersonen, die ihnen immer aufwarten, lohnen alle nicht, daß sie sich ins Gerede bringen, wie glücklich hätten sie, auch ohne den S. schon werden können! Nun erzählte sie mir, daß ein reicher und sehr edler Mann, der mich, seit ich in Schlesien war, kannte und noch unverheirathet war, ganz zu dem Zweck, mir seine Hand anzubieten, nach Br. gekommen, da aber so abgeschreckt worden sei, daß er, ohne mich zu sprechen, wieder abgereist wäre. Sie hätte es zu spät erfahren, um die Sache noch vermitteln zu können, welches sie, ob er gleich nicht ihr vertrauter

Freund

Freund wäre, gewiß würde unternommen haben. Dies schmerzte mich unendlich; der Mann, von dem sie sprach, war weder jung noch angenehm, aber er besaß viel Verdienste, besonders eine ausserordentliche Herzensgüte; wie glücklich wäre mein Schicksal, und das meiner Kinder, mit ihm, der grosse Güter hatte, gewesen! Auch dies war also vorbei! Ich spürte eine unaussprechliche Angst, mir so selbst geschadet zu haben; aber noch war ich so stolz auf meine Unschuld, daß ich nur über die Schmäsucht der Menschen seufzte, die besonders ungerecht gegen mich wären, da doch so viel andere Damen weit freier als ich lebten. Ich war so verblendet, das nicht einzusehen, wovon ich schon gesprochen; daß nemlich ein Unterschied zwischen diesen, welche ihre Lebensart durch ein gutes Einkommen, und andern ihnen günstige Umstände unterstützen können, und mir, einer beschränkten Wittwe sei, von der man eine vorzügliche Behutsamkeit erwartet hatte,

und

und das man vollkommen recht hatte so was an mir übler zu nehmen, als an jenen. Man schenkte auch ihnen eigentlich nichts, aber sie hatten sich nicht daran zu kehren, und man war nicht gegen sie, sondern gegen ihren Glückesstand höflich und gefällig.

Auch mir ward bisjetzt noch überall gut begegnet, nur einige der ersten Damen nahmen ihre Freundlichkeit etwas zurück, und andere, die mich oft besucht hatten, blieben weg. Hierüber gingen mir nun die Augen auf, da die freundschaftliche Dame, eine Baronesse W. so frei mit mir sprach. Jetzt erst fand ichs bedeutend, daß die Besuche meiner Freundinnen immer seltner wurden; nur die Frau von L. war immer bei mir, und ich besuchte auch sie, als eine geistreiche und innig gute Frau.

Zu meinem nähern Umgange hatte sich noch eine Dame gefunden, welche sich an einen leichtsinnigen Manne rächen wollte, und eben solche Wege einschlug, als er

ging

ging. Es kam Scheidung unter diesen Eheleuten in Vorschlag. Die Frau hatte das Unglück, eine vielgeltende Dame, die ihres Mannes nahe Verwandtin war, zu beleidigen, und hatte es freilich auf eine unverzeichliche Weise gethan; dadurch nun zog sie sich ein sehr übles Schicksal zu; denn um dieser vielgeltenden Dame zu gefallen, behandelten sie andere in öffentlichen Gesellschaften ziemlich verächtlich. Nie habe ich Schnickschnack und scandalöse Geschichten mit Aufmerksamkeit angehört, ich war gemeiniglich in solchen Sachen am längsten unwissend; auch ward niemand seltner davon unterrichtet, als ich, weil ich immer Scherz und komische Geschichten zu erzählen hatte, die man gern hörte, und denn dergleichen auch für mich gesammlet hatte. Die Schwachheiten anderer gingen mir nichts an; wer nur nicht schlechte Denckungsart verrieth, konnte seine kleinen Schossünden meinetwegen immer begehen, ohne daß er mir deshalb ganz verachtenswerth vorkam.

Es

Es giebt allenthalben Personen, und besonders unter unserm Geschlecht, die sich zu Richtern aufwerfen, solche sorgen dafür, daß ihnen alles zum Vortrag gebracht werde, und nirgend giebts einen so unerbittlichern Richterstuhl als der ihrige ist, sie machen auch ihre strengen Urtheile bald bekannt, und verfolgen die, denen sie gelten, damit. Solche Scandalnachrichtensammlerinnen, solche richtende und verdammende Damen gabs den auch in Br., sie wurden von mir gehaßt und sorgfältig vermieden (eine große Berechtigung für sie, auch mich zu Grunde donnern zu helfen.) – Ich wußte demnach lange Zeit wenig von den Vergehungen der unglücklichen Dame, sie war es damals in jedem Fall; denn alles verließ sie, auch geriethen ihre ökonomischen Umstände in Verwirrung. Sie nahm ihre Zuflucht zu mir, und ich fand mich nicht berufen, sie, wie die andern, kalt und unartig zu behandeln; deshalb brachte sie viele ihrer Sünden bei mir hin, klagte und weinte

te denn so, daß ich meinen eignen Kummer darüber vergaß. Aber dies, daß ich viel mit ihr und der Frau von L. umging, ward mir zur Sünde, zum Beweis, daß ich mit ihnen einstimmte, angerechnet; und doch war die mehrestenmale, wenn ich diese oder jene sahe, und einige Stunden mit ihnen hinbrachte, keine männliche Seele um uns; eben so wenig konnte ich eine von beiden auch des geringsten Ungeziemlichen, wenn ich mit ihnen in Gesellschaft war, beschuldigen; was sie gethan hatten oder ausserdem thaten, ging mir, wie ich glaubte, nichts an.

Unbehutsam war es indessen immer von mir, daß ich mich, da man auch mich völlig von allen, was vorgegangen war, unterichtet hatte, nicht zurückzog; einmal aber wollte ich nicht aus sclavischen Gehorsam gegen die Verdammungsurtheile anderer handeln; und dann wäre es mir auch nicht möglich gewesen die beiden Damen

zu

zu beleidigen; also blieb ich im Umgang mit ihnen, bis eine nach der andern die Stadt verließ. Eine ganz eigene Denkungsart, die ich zu meinem oftmaligen Nachtheil nicht ablegen konnte, machte mich auch hier verstockt gegen die Meinungen anderer. Ich sah mit einigem Widerwillen, daß so manche Dame, die es so arg, ja wol wesentlich ärger gemacht hatte als die L. und D., die sie beide jetzt spröde und fremd behandelten; ich sah das andere dies öffentlich thaten, und insgeheim zu redressiren suchten. Diese Unbilligkeit an den ersten, und Menschenfurcht an den andern, revoltirte mein Gefühl; ich fand, daß die etwas einfältige aber gutherzige D., und die geistreiche edeldenckende L., weit mehr Achtung verdienten als jene; und nach dieser Ueberzeugung handelte ich, ohne von andern Norm zu nehmen.

Indessen will ich doch nicht rathen, daß andere meines Geschlechts, deren kleines

Theilchen Erdenglück in einem guten Ruf und in dem Hauptaugenmerk, sich Freunde zu machen, besteht, eben so handeln sollen. Man beurtheile solche verrufene arme Sünderinnen mit Schonung, trage nichts dazu bei, sie herab zu würdigen; aber man hüte sich vor öffentlichem Umgange mit ihnen, weil es von keinem Nutzen für sie sein kann, und die, welche mit ihnen umgehn, zugleich in Verdammniß stürzt.

Den Rath der Baronin W. in Ansehung der Mannspersonen, hatte ich treulich befolgt; auch kam bald nur noch ein Einziger von allen, die bisher gekommen waren, zu mir; freilich hätte auch dieser Einzige, und vorzüglich er, weg bleiben sollen; aber ich konnte mich von seiner öftern Gesellschaft nicht loß reissen; er hatte viel Verstand, war geistreich, und sehr edeldenkend. Wie viel Abende brachte ich in seinem Umgange vergnügt hin, meine Kinder waren zugegen, er liebte sie, und gab sich bald zum Scherz,

bald

bald zu ihrer Belohnung mit ihnen ab. Wie viel Stunden wurden der Lecture gewidmet! Alles neu herauskommende erhielt ich durch seine Güte, wir lasen es denn oft zusammen. Ich gestehe, daß jene Zeit meinem Andenken noch immer sehr werth ist. Demohnerachtet sah ich auch während ihrer Dauer ein, daß meine Anhänglichkeit an einem Mann, der nie mein werden konnte, nichts nutze; ich wollte mich losreissen, und nahm es mir beständig vor.

Eine Verbesserung meiner Umstände ward auch täglich nothwendiger, ich sehnte mich nach einer veränderten Lage, wie sie sich auch finden würde, und immer hoffte ich noch, es werde sich wieder eine Gelegenheit zeigen, sie durch Heirath zu erlangen.

Ich hatte nicht umsonst gehofft; ein alter Herr, den ich noch nie gesehen hatte, erschien in Br. – ich machte seine Bekanntschaft, und erfuhr wenig Zeit nachher durch eine gute Freundin aus seiner Gegend, die

ich ihm als meine Bekannte genannt hatte, daß er wohl gesonnen wäre, um mich zu werben, wenn er wüßte, daß er nicht abgewiesen würde; weil er aber dieses fürchtete, so hätte er das Herz nicht. O! dachte ich, er mag in Gottes Namen kommen, ich nehm ihn, wie er ist; und so antwortete ich der Dame aus seiner Gegend: daß ein Mann, wie Herr von W. nicht so blöde sein sollte, weil man ihm keine abschlägliche Antwort geben würde. Der alte reiche Herr, welcher meinetwegen nach Br. gekommen, und von meinen Feinden abgeschreckt, ohne mich gesprochen zu haben, wieder abgereist war, konnte, gegen den Herrn von W. gehalten, für reitzend, Baron S. gegen ihn, für einen Adonis gelten; auch war der ehrliche Mann von Herzen einfältig. Dies hinderte mich aber alles nicht; er hatte 3 schöne Güter, war ein rechtlicher Witwer, schon in ziemlich hohen Jahren; und da er keine Kinder hatte, so vortheilte dies den meinigen um

so

so mehr. Nun war ich wieder froh, sah mich schon wieder aus aller Verlegenheit, und machte im Stillen meine Einrichtungen auf den Herrn von W. Die Unterhandlungen unter uns gingen abermals an, und wurden, weil W. selbst nicht geschwiegen hatte, unterbrochen; denn man hatte ihn über seine Absicht so jämmerlich verspottet, und ihm so vielerlei beschämende Prophezeiungen dargestellt, daß der gute Alte zurücktrat. — Wie so ganz zur Mörderinn meines Glücks, ja meiner Ruhe, ward ich nun nicht, blos durch Unachtsamkeit auf mein Betragen und meine Handlungen!

Wer kann sagen, die Menschen sind boßhaft, daß sie einen Nebenmenschen so verlästern, ihm alles Glück, alle Aussicht verderben können. Wenn man die Gelegenheit zu zweideutiger Nachrede nicht vermeidet, so wird sie bald ganz schlecht, weil Neid, Haß und denn oft blos Neigung zum Vergrößern immer mehr zusetzt. Ein recht-

schaffner Freund, der solche Verurtheilte nicht vertheidigte, wo er Gelegenheit dazu fände, wenn er zumal eines Bessern überzeugt wäre, würde allerdings strafbar sein; er wäre verpflichtet, als redlicher Freund, wenigstens das Seinige zur Entschuldigung solcher Personen zu thun; wenn es auch nicht mehr Nutzen schafte, als ein Glas Wasser, welches zum Löschen auf ein brennendes Haus gegossen wird. Aber kann man die Christenpflicht, das 8te Gebot nebst Luthers Auslegung bei Seite gesetzt, (welches alles wenig in Erwägung kommt,) dem ganzen Publicum zumuthen, daß es sich um die Vertheidigung eines Individuums beeifern, oder aus Achtung für dasselbe, nichts glauben, nichts nachreden solle? Dies kann man nicht erwarten, eins spricht dem andern nach, und jeder macht denn eine Person, welche in übler Nachrede ist, verdächtig, indem er noch dazu denkt, es mit dem größten Rechte zu thun. Was hatten z. B. die Bekannten des Herrn von B. mit mir

zu

zu schaffen? Ihr Freund, oder der Mann, dem sie doch ziemlich wohlwollten, war ihnen näher; nach der Idee, die sie von mir hatten, jammerte es sie, daß der gutmüthige schwache Mann mein Spielwerk werden sollte. Es ist demnach Thorheit, auf die bösen Menschen zu schimpfen, die einem Ehre und guten Namen abschneiden; gebt ihnen keine Gelegenheit dazu, denn wenn sie diese erst haben, dann Wehe uns! Kein Mensch läßt sich auf Untersuchung des Wahren ein. Wenn ihr in einer Verfassung seid, wo ihr keines Menschen bedürft, dann thut was ihr wollt, ohne euch an das: was wird man sagen, zu kehren; wenn euch nur euer eignes Herz nicht verdammt, und ihr die menschlichen Schwachheiten nicht so anhäuft, daß ihr für euch selbst erröthen müßt; (denn für Menschlichkeiten, die so mit unterlaufen, kann sich nur der idealische Weise hüthen) ist aber eure Lage von Zufällen abhängig, so verhaltet euch, um eures bischen Erdenwohls willen, so, daß Menschen

nicht

nicht Ursachen haben, durch die sie einen guten Zufall, der sich euch nähert, auf immer weg schnellen können. – Ich finde, daß ich mich in dieser Anmerkung mehr als einmal wiederhole, euch ist sie längst bekannt und in Erwägung gegeben; allein indem ich hier Thatsachen erzähle, und damit andern nützlich sein will, mahnt es mich immer aufs neue darauf hinzuweisen, und sie bei jedem derselben zum Refrain zu machen.

Nun war mir also alle Hoffnung benommen je wieder einen vortheilhaften Antrag zu bekommen, und ich wußte im eigentlichen Verstande nicht, was ich zu meiner Rettung thun sollte. Aufs Land gehn? War wol jetzt keine Rücksicht mehr zu nehmen, die stark genug gewesen wäre, mich abzuhalten; mein Verfall schrie lauter als alles. Aber ich war gebunden, eine Menge kleiner Schulden fesselten mich, die zusammen viel ausmachten, die jetzt natürlich immer grösser wurden, weil das Wenige, was ich

ein-

einnahm, immer sogleich, um etwas zu bezahlen, angewand ward, und ich denn aufs frische Credit suchen mußte; dann auch, weil ich diesen Credit theuer erkaufen, und viel für Nachsichten bezahlen mußte; denn meine Gläubiger waren, weil ich nicht die gewöhnlichen Wege der Bemittelten gehn konnte, Leute, die besondere Umschläge machten, und diese waren nicht wohlfeil. Daß ich bei dieser Gelegenheit mit Leuten in Bekanntschaft gerieth, die eben nicht die angenehmste und ehrenvollste Gesellschaft ausmachen, daß sie alle Augenblicke da waren, und ich genöthiget war, mich mit ihnen abzugeben, entweder sie zu trösten oder zu besänftigen, und denn, neue Vorschläge mit ihnen abzureden, dies alles lag mir schwer auf dem Herzen. Unglücklicherweise waren Umstände eingetreten, die es jetzt ganz unmöglich machten, mein Capital von 1000 Thaler einzuziehen; hätte ich es erhalten, so würde ich mir viel Luft geschaft, und die Stadt haben verlassen kön-

können, wenn ich auch etwas schuldig blieb.

Um diese Zeit trat der baierische Successionskrieg ein, und während denselben war ich ganz unglücklich, und verlassen von allen, nur meine lieben Gläubiger vergaßen ihren fleißigen Zuspruch nicht. Ich wandte alles an, um es nur meinen Kindern an nichts fehlen zu lassen, was nothwendig war; auch die beiden kleinen Töchter hatte ich seit einiger Zeit in die Anstalt geschickt, wo die älteste war; immer suchte ich Rath zu schaffen, um dort nur bezahlen zu können und ihre Kleidung in Ordnung zu halten. Jetzt hatte ich den Bedienten und die Cammerjungfer abgeschaft, und behalf mich blos mit einer Köchin; aber jede Anstalt, die ich machte, war nicht vermögend, dem eingerissenen Verderben zu steuern. Es ging immer weiter, kein Mensch, als der, so es erfahren hat, begreift, was ein auf nichts gegründetes Creditwesen kostspielig

lig ist; man lebt schlecht und elend, und setzt zu, als ob man die splendidesten Ausgaben machte.

Ich verkaufte Meubels, und bald auch alles, was nur einigermaßen von Beträchtlichkeit war, welches denn immer für ein geringes Geld wegging, dennoch ward ich dabei beständig aufs neue schuldig.

Indem ich mich nun so verlaßen, so von aller Hülfe entblößt sah, fiel mir der Traum ein, mit welchem ich sie im ersten Theile unterhalten habe; jetzt war Freude und gute Laune bei mir verschwunden, die schrecklichste Angst, die mich nicht verließ, von unaufhörlichen Vorwürfen, die ich mir selbst machte, begleitet, trat an die Stelle. Ich nahm oft meine Zuflucht zum Gebet, und bat Gott um Vergebung meiner begangnen Thorheit. Zu dieser Schwachheit konnte mich nur die Angst verleiten, denn ich hatte eigentlich nichts gethan, wodurch ich mir Gottes Mißfallen gänzlich zugezogen hät-

hätte, welches man nur durch Streiche eines tückischen Herzens erregt, und dies besaß ich nicht. Uiberhaupt ist es ein sehr uneigentlicher Gedanke, daß wir Menschen Gott durch unsere Vergehungen beleidigen könnten; denn was kann es diesem erhabenen Wesen schaden, ob wir so, oder anders handeln? Er hat uns die Vernunft gegeben, uns Gesetze und Kenntniß von Recht oder Unrecht ins Herz geschrieben; Vernunft und Erfahrung zeigt uns zugleich Vor- und Nachtheile; wenn wir nun den unrechten Weg ergreiffen, so ist das ein Vergehen, welches wir an uns selbst ausüben; aber ihm fügen wir dadurch keinen Schaden zu. Nur in dem einzigen Falle läßt sichs annehmen, daß wir uns den Zorn Gottes zuziehen, wenn wir vorsetzlich unsre Nebenmenschen oder auch andere seiner belebten Geschöpfe beleidigen oder mißhandeln; denn er, von dem sie alle das Dasein haben, der für alle väterlich sorgt, muß durchaus Mißfallen an dem haben, der ihnen Leiden ver-

ur-

ursacht. Was ich sonst durch Leichtsinn an mir selbst verschulde, erregt ohne Zweifel eher sein Mitleid, als seinen Zorn; aber er kann, wenn er nicht Wunder thun will, welche ich weder verlangen kann, noch mir heilsam wären, die Folgen dieses Leichtsinns nicht heben, und wenn ich ihn unabläßig mit Bitten bestürmte! Ich muß es von der Zeit erwarten, daß sie gehoben werden; das Leiden giebt mir Anlaß nachzudenken, und fürs Künftige weisere Entschlüsse zu fassen. Unter diese gehört nun auch der Vorsatz einer guten Moral, welche wir durch nichts besser ausüben lernen, als durch vernünftige Anwendung der Religionslehren, durch Behutsamkeit im Handeln, und einen gewissen, nicht finstern, aber zu unserm Besten so nöthigen Ernst, der uns denn auch mehr zum stillen häuslichen Leben bestimmt. Dies Letzte ist ein wichtiger Theil dieser Moral, wobei man doch sehr heiter sein, und so viel Freuden des Lebens geniessen kann; worunter auch gewählte Gesellschaften zu rechnen sind. Alle

Diese Wahrheit hatte ich lange erkannt, aber indem ich mich von einer Zeit zur andern von der Neigung zur Frölichkeit hinreissen ließ, entschuldigte ich mich bei mir selbst, daß dies, das jenes ja im Grunde nichts schlimmes wäre. Jetzt sah ich, daß es sehr schlim gewesen war, und wie sehnlich wünschte ich mir einen Retter, der mich aus dieser Galeere befreite, um ganz still, ganz ruhig zu leben, und alles wieder gut zu machen.

Die Sehnsucht nach Rettung war nicht ganz von der Hoffnung, daß ich sie irgendwo finden würde, verlassen; es ist eine Gabe Gottes, wofür wir nie dankbar genug sein können, daß wir niemals aufhören zu hoffen, wenn es auch finstre Mitternacht in unserm Schicksal ist. Es ist gut, daß wir es nie so ganz fassen, wie unwahrscheinlich, ja unmöglich es ist, daß irgend ein Mensch geneigt sein werde, uns mit einemmal aus einer traurigen Lage zu reissen, es würde

uns

uns, indem wir sie nicht mehr ertragen zu können glaubten, zur Verzweifelung bringen.

Ich hatte indeß doch einen Wohlthäter, welcher, ohne daß ich je die geringste Verbindung auf irgend eine Art mit ihm gehabt, und ohne daß ich ihn jetzt sah oder sprach, viel für mich that; dieser edle Mann hatte aber für mehr Bedrängte zu sorgen; er konnte wohl beistehen, aber nicht ganz helfen, und da dies nicht geschah, so war und blieb alles, als Rettung betrachtet, vergebens; doch immer half es freilich etwas; und da das Oberpupillen-Collegium einsah, daß mir bei der Erziehung der Kinder, und dem Wenigen, was ich dazu hatte, Beistand nothwendig sei, so zahlte man mir einige 100 Rthlr. von dem hinterlassenen Capital meines Mannes; wogegen ich nun freilich auch etwas weniger Zinsen hatte. Durch solche Hülfsmittel ward ich nicht herausgerissen; aber ich konnte mich doch noch so

von

von Zeit zu Zeit hinhalten ohne gänzlich zu Boden zu sinken. So bald ich Geld von dem schon genannten Wohlthäter und hernach vom Oberpupillen-Collegium in die Hände bekam, bezahlte ich so weit es reichen wollte; wo es nicht zur Bezahlung reichte, mußte ich Wartegeld geben, und so hatte ich wieder nichts als neuen Credit, den ich auch brauchte. Eben so wars, wenn ich die wenigen Interessen, ja wenn ich mit Anfang jedes Monats die Regimentspension erhielt, allemal waren Leute darauf vertröstet, deren drückende Besuche ich mir denn für einige Tage abkaufte. Unter allen, die ich damals Bekannte nannte, handelten, nebst dem eben erwähnten gütigen Mann, die von Regiment, von denen ich die Pension bekam, am großmüthigsten, und nie wird die Dankbarkeit dafür in mir erlöschen. Ich habe irgendwo gesagt, daß sie unzufrieden waren, als ich nicht mehr unter ihnen wohnen wollte; gewissermaßen ward ich nachher noch strafbarer, weil ich in hunderterlei

Con-

Connexions verwickelt, sie nicht so oft besuchte, als sie es erwarteten und wünschten; demohnerachtet blieben die Damen immer freundschaftlich gegen mich, und sämtliche Compagnie-Chefs sorgten, da das Regiment zu Felde ging, daß ich wie vorhin meine Pension gezahlt bekam, ob sie gleich da den besten Vorwand gehabt hätten, sie zurück zu behalten; hätten sie nach dem Sinne anderer, besonders gewisser Damen, die nie etwas für mich gethan hatten, handeln wollen, so würden sie diesen Vorwand ergriffen haben.

Es schien, als wenn ich jetzt, da ich einmal im Unglück war, jede Gattung davon kosten sollte; Schrecken, üble Nachrichten und Verdruß, an welchen ich gar nicht denken konnte, wechselten ab, theils erinnere ich mich nicht mehr genau an den Zusammenhang aller dieser kleinen Chikanen des Schicksals, welche, wie die Assietten bei einem Gastmal, eingeschoben wurden

den, theils wäre es auch indiscret, sie ihnen hier aufzutragen. Allein zwei Vorfälle, die mich nicht wenig kränkten, sind mir so eindrücklich geblieben, daß ich dem Triebe, sie zu erzählen, nicht widerstehen kann. Einer dieser Vorfälle war mir, wie Sie sogleich hören werden, Beweis, daß man sich berechtigt glaubt, Personen, welche das Glück verlassen hat, alles bieten zu können. Ich hatte jetzt statt aller Bedienung eine Person, welche mir von meiner Hauswirthinn als gut empfohlen war; auch ihr war sie vorher unbekannt, und nur von andern angerühmt, sie wußte also nicht, daß es eigentlich ein schlimmer Gegenstand war. – Diese Person hatte einen Geliebten beim Militär, welcher mit zu Felde war und ihr seinen Coffre anvertraut hatte. Sie war so unklug gewesen, hiervon überall zu prahlen und sich zu rühmen, daß sie unter andern eine kostbare Uhr, und was noch mehr, eine Obligation über 300 Rthlr. von diesem Menschen in Verwahrung hätte. Ohne Bezug

auf

auf diese Obligation, die sie nicht einmal besaß, hatte sie, wenn es ihr eingefallen war, zu raisoniren, den Leuten erzählt: ich wäre ihr viel Geld schuldig, welches sie nicht wieder bekommen könnte. Auch dies war nicht an dem, da sie vielmehr jeden Monat ihren Lohn bekam, sobald das Geld vom Regiment einlief. Ich wußte nur, daß sie einen Geliebten hatte, der mit zu Felde war, vom Dasein des Coffres war mir nichts bekannt. Der Mensch war an der Ruhr, welche bei der Armee wüthete, gestorben; als meine Köchin diese Nachricht erhielt, theilte sie mir dieselbe unter gräßlichem Geschrei mit, zumal da erfuhr ich, daß sie seine zurückgelassenen Sachen in Verwahrung hatte, die jetzt sein Bruder wol fordern würde. Ich wußte ihr nichts anders zu sagen, als daß sie dies ohne Zweifel zu erwarten hätte, wenn dieser Bruder darum wüßte, auch müßte sie alles herausgeben, in so fern der Verstorbene es ihr nicht in gehöriger Form vermacht hätte. Nun hörte ich in einigen Wochen nichts weiter von

der Sache; dann aber sagte sie mir, der Coffre wäre abgefordert worden, auch verlangte man einen Pfandbrief von 300 Rthlr. von ihr, den sie doch nicht hätte; sie gestand mir aber selbst, daß sie dies den Leuten weis gemacht, und nun könnte sie noch wol gar Verdruß davon haben. Einige Wochen nachher erschien ein Rechtsgelehrter bei mir, welcher mir ohne weitern Umschweif ankündigte, daß die Erben dieses im Felde Verstorbenen ihm aufgetragen hätten, den Pfandbrief bei mir abzuholen, oder mich, wenn er nicht mehr vorhanden wäre, zu verklagen. Sie können sich nicht vorstellen, wie mich dieser Antrag und diese Beschuldigung empörte; ich klingelte statt aller Antwort so heftig, als wenn es brennte; die Köchin kam, noch war ich nicht vermögend, etwas anders zu sagen, als: hat sie mir einen Pfandbrief gegeben? ich habe keinen besessen und ihnen keinen geben können, versetzte sie – aber hier der Herr Hofrath – dieser nahm nun das Wort, und schien durch mein, nicht eben sehr sanftes Beneh-

nehmen überzeugt, daß ich nichts von der Sache wüßte; er nahm indessen die Köchin ins Verhör, und ich ließ ihn dazu Zeit, indem ich das Zimmer verließ. Gerichtspersonen müssen freilich alles, was ihnen von solchen Sachen aufgegeben wird, untersuchen; nur hätte ich von diesem Manne, den ich sehr gut kannte, und der für artig gelten wollte, erwarten können, daß er erst im Tone des Freundes nach der Wahrheit hätte forschen sollen, ehe er den Advokaten machte, und hätte sichs wahr befunden, so erforderte immer eine gute Denkungsart, daß er mir rieth, die Sache bald zu vermitteln, weil diese Leute sonst wol klagen würden, und daß er sie indessen zu besänftigen versprach; aber sogleich im Ton der Gewißheit und ohne alle Schonung zu sprechen, war wenigstens nicht discret, mir bewies es aber, daß man auch die gehörigen Rücksichten bei mir nicht mehr nöthig glaubte. Ich ging wieder ins Zimmer, damit der Herr Hofrath nicht glauben sollte, ich fürchtete mich; aber nun bat er

um Vergebung und entfernte sich. Ich bekümmerte mich wenig mehr um den Gang der Sache, weil man mich nun aus dem Spiele ließ, aber es wurmte mich lange, ich konnte an diese Geschichte nie denken, ohne mich gekränkt zu fühlen, so wie mich immer so ganz niedrige Beschuldigungen am tiefsten beugten.

Die zweite Geschichte war um nichts ehrsamer. Ein gewisser Prinz, der bei der preußischen Armee war, und den ich noch nicht einmal kannte, weil er vorher nie in Br. war, hatte dem Freimaurer Feste daselbst beigewohnt, ich ging damals wenig aus, und erfuhr es nicht eher, daß er da gewesen war, bis ohngefehr 8 Tage nachher eine meiner Hauswirthinnen mir erzählte, daß sie schon mit vielen Leuten Streit gehabt hätte, weil alle sprächen, der Prinz hätte, nebst seinem Adjudanten bei mir logirt, und der letzte sich mit meiner Tochter unterhalten, indem ich dem Prinzen Zeitvertreib geschaft hätte.

hätte. Diese schändliche Lüge widerlegte sich zwar sehr leicht, und in der Folge noch mehr, da es offenbar ward, daß ich diesem Prinzen völlig unbekannt war, aber mir war es sehr empfindlich, ja Herz angreifend, daß man die Unbilligkeit so weit trieb, solche Dinge aus dem Stegreif zu ersinnen, die nicht durch einen einzigen Umstand Möglichkeit bekommen hatten. Ich konnte nie erfahren, woher diese Verläumdung rührte, ob ich sie dem Neid einer Dame oder der Rache einer Mannsperson zuzuschreiben hatte, oder ob sie blos von der leichtsinnigen Begierde, neue Geschichten auszusprengen, ohne den Schaden zu bedenken, welchen man andern dadurch thut, ihren Ursprung nahm? Immer kann es als Beweis einer Härte des Gefühls in Betref der Pflichten gegen den Nebenmenschen dienen, welche der hellen, so sehr verfeinerten Vernunft des Zeitalters nicht entspricht. Wer für redlich gelten will, wird nichts stehlen, weil es ihn entehrte; aber niemand macht sich ein Bedenken, den letzten

Fun-

Funken Ehre eines Nebenmenschen zu rauben und rauben zu helfen; als wenn nicht diese That den, an welchem sie ausgeübt wird, weit mehr und anhaltender unglücklich machte, als man es durch die Entbehrung eines Theils seiner Casse oder Geräthschaften wird? Doch was geht das eben dem edelseinwollenden Menschen an, da sich unter Hunderten kaum einer des Unrechts enthält, in so fern es Unrecht ist, sondern in wiefern es etwa äusserlich entehrt. –

Im Winter dieses Jahrs bekam ich Besuch von meinem Julius; er war bei dem Infanterie-Regiment L. als Fahnjunker engagirt worden, war mit demselben aus Preussen nach Sch. gekommen, hatte die Campagne mitgemacht, und nun von seinem Chef Erlaubniß erhalten, mich zu besuchen. Er war noch sehr jung; die Krankheiten und Seuchen, welche bei der Armee herrschten, nebst der Lebensart eines Soldaten, die er bisher nicht gewohnt, und wozu sein Körper noch

nicht

nicht stark genug war, zogen ihm eine Krankheit zu, die jetzt, da er bei mir in einige Ruhe kam, ausbrach; sie war von der Art, daß sie auch meine andern Kinder, bis auf die älteste Tochter, ergrif, die letzte blieb frei, weil sie nicht mehr bei mir, sondern bei meiner Schwester S. – die während ihres Mannes Abwesenheit auch in der Stadt logirte, war, und von dort aus in die Pensions Anstalt ging. Ich hatte nun den ganzen Winter Patienten, welche ich fast allein warten mußte, weil die einzige Person, die ich in meinem Dienste hatte, um nicht mit der Pflege geplagt zu sein, die Patientin machte, und so gefährlich that, daß sie das Bette nicht verlassen konnte. Es ist wahr, daß sie nicht ganz gesund war, aber alle sahen wir, und selbst der Arzt, daß es nicht viel zu bedeuten hatte; auch war es eher besser mit ihr, als sie es zugeben wollte; ich hatte also durch sie eine Kranke mehr im Hause, die doch auch ihre Abwartung verlangte. Eine fremde Person, die ich annahm, ging nach ein paar

Wochen

Wochen weg, statt ihrer kam nach 8 Tagen die Mutter mit jämmerlichen Klagen, daß ihre Tochter nun auch krank sei, und es in meinem Hause geworden wäre, wofür sie Entschädigung verlangte; sie brachte ein Zeugniß von einem Chirurgus mit, ich mußte, um nicht Weitläufigkeiten zu haben, bezahlen, und hielt es auch für billig; bald aber erfuhr ich, daß alles Finte war. So bot eine Ausgabe der andern diesen Winter die Hand; die Medicin für meine Patienten, vieles was vorgeschrieben war, kam ziemlich hoch; auch verordnete der Arzt gewählte Speisen, und zu dem allen hatte ich nicht mehr als vorhin, das heißt, nichts als alte Schulden, wozu jetzt, da so viel erforderlich war, neue kamen. Es war verheerend, was ich nun ergreifen mußte, denn die Nothwendigkeit erforderte es; Sie können sich die Umschläge, die ich machen mußte, nicht ärmlich genug vorstellen, und doch weiß Gott, wie es zuging, ich fand zu allem, was sein mußte, Rath, obgleich niemand mir beistand. Wohl

konn-

konnte ich auf die Art, durch die ich alles, was nöthig war, erhielt, eben nicht stolz sein, denn sie schafte mir neue Bekanntschaft mit Leuten, die nicht zum honorigen Theil des Publikums gehören, welche ihre Besuche nun, so wie die alten Bekannten oft machten, um zu bringen oder zu holen, zu hören oder zu sehen, und ich mußte sie schonen. Bei allen diesen Herz zernagenden Umständen gerieth ich, da der König, der Cronprinz und viel Fremde in Br. waren, eben diesen Winter wieder in Gesellschaften, welche ich aber doch sehr selten besuchte, da meine Garderobe schon schlecht bestellt war, und ich auch von den kranken Kindern und ihrer Pflege wenig abkommen konnte; denn nach dem Vorfall mit dem Mädchen, deren Mutter Entschädigung verlangte, hielt ich nur Aufwärterinnen, welche die äussere Arbeit und die Commission ausser dem Hause verrichteten, nie aber ließ ich sie in die Zimmer, wo ich alles selbst besorgte und meine Kinder abwartete.

Sie

Sie wurden wieder völlig gesund, und nun begann mein Julius über sein Schicksal, das ihn zum Infanteristen gemacht hatte, zu klagen, er wollte lieber in einer Schlesischen Garnison, er wollte bei einem Küraßier-Regimente, wie es sein Vater war, sein. Die Verwandten meines seligen Mannes in Preussen hatten ihn bei dem Regiment von L. engagirt, und ich mußte es, da sie für ihn zu sorgen versprachen, geschehen lassen. Aber immer sahe ich es als einen der Eingriffe in Menschen-Rechte an, wenn man junge Leute ohne ihre eigene Wahl, oder gar zu ihrem größten Widerwillen in irgend einen Stand treten läßt, es schmerzte mich also nicht wenig, daß mein Sohn gezwungen sein sollte, bei einem Regimente zu stehen, und in einer Provinz zu leben, welche beide seine Neigung nicht für sich hatten. Aber es war so mancherlei bei der Sache zu bedenken, was mir Kummer machte; einmal hatte er schon etliche Fahnjunkers bei dem Regimente, wo er stand, hinter sich; wäre es nun auch möglich gewe-

gewesen, ihn bei ein Kavallerie-Regiment zu versetzen, so mußte er auf jedem Fall dort der Jüngste sein. Denn war es nicht einmal ohne Nachtheil für meinen Sohn, oder die größten Weitläuftigkeiten und viele Protexions zu erlangen, und drittens war der General von L. so gütig so väterlich gegen ihn gesinnt, daß ich nicht wußte, mit welcher Stirn ich ihm den Wunsch meines Sohnes, versetzt zu sein, wovon ich ihn doch zuerst Nachricht geben mußte, bekennen sollte? Doch es fand sich Rath! Mir fiel ein, dem Kronprinzen die Sache vorzutragen, und ihn zu bitten, daß er meinen Sohn vorerst unter seine Pagen aufnehmen möchte, wowider der General von L. nichts einwenden könnte, und denn hing es von Sr. Hoheit ab, ihn nachher bei einem Küraßier-Regiment unterzubringen. Ich ging also in Assamblee und brachte mein Anliegen glücklich an. Die Sache ging nach Wunsch, der Kronprinz war so gnädig meine Bitte zu erfüllen, meinen Julius noch dazu schön zu equipiren, und ihn denn, nach einigen

gen Jahren eben so gnädig zu versorgen, dadurch, daß er ihn bei dem Küraßier-Regiment, damals von B. placirte, wo er noch jetzt ist, noch jetzt mir Ursach giebt, ihn als einen redlichen Sohn und einen biedern ehrliebenden Mitbürger der Welt zu lieben. Er genießt schon seit 6 Jahren die Freuden des Ehemannes und des Vaters; hängt wie sein Vater an seinem Weibe und Kindern mit aller Kenntniß seiner Pflichten; schätzt wie jener nichts so sehr, als häusliche Freuden, und denkt, wie er, redlich gegen jeden.

Der Krieg ging, wie sie wissen, in Jahresfrist zu Ende, und die Regimenter kamen aus dem Felde wieder heim. In B. kam alles wieder in die vorige Ordnung; es war auch, da die schöne Jahreszeit eingetreten, wo viele der Städter aufs Land gehn, ungemein ruhig in Br., und es fiel gegen das Geräusch des Winters, welches diesmal, da der Hof da gewesen, größer als jemals war, desto mehr auf. Doch da meine zerrüttete

Ver-

Verfassung die Freuden des geselligen Lebens ohnehin verbot, und da ich nicht nur gemüthskrank, sondern auch körperlich sehr kränklich war, kümmerte michs wenig, was ausser meinen vier Wänden, wo Kummer und Mangel, nebst beständigen widrigen Auftritten einheimisch war, vorging.

Meine älteste Tochter hatte den vergangenen Winter viele der Lustbarkeiten, die meisten unter den Schutz ihrer Tante, mitgenossen; sie glich einer Rose, die sich herrlich entfaltete; man sahe das junge muntere Mädchen mit Vergnügen, und dies schmeichelte ihr nicht wenig. Jetzt, da sie wieder bei mir, und um uns her alles stille war, ließ ich sie zur Aufnahme bei der Communion unterrichten. Die ernsthaften Materien, welche jetzt vorkamen, waren den rauschenden Freuden des Winters sehr entgegen gesetzt; diese hatten ihr gefallen; jene machten jetzt auch ihren Eindruck. Das Mädchen hatte beständig eine überaus lebhafte Einbildung,

und

und nur allzuviel Feuer; mit Heftigkeit wirkte Freude und Leid, Mißfallen oder Beifall auf sie, und in dieser Art empfing sie den nähern Religions-Unterricht, war ganz Schwärmerin, glaubte sich durch weltliche Vergnügungen zu versündigen, und schon versündiget zu haben, trauerte zugleich um die Freuden, die sie so anlachten, und sie doch nun nicht, ohne Gott zu mißfallen, genießen zu können glaubte. Mit einem Wort, sie glaubte entdeckt zu haben, daß es schwer sei, ohne Gott und Jesum zu beleidigen, in dieser Welt fortzuwandeln, und fand einen ganz eingezogenen Zustand, wie sie sich ihn nöthig dachte, doch unerträglich. Gewisse physische Umstände kamen dazu, und sie verfiel in eine Schwermuth, die mich oft Verrückung fürchten ließ. Beständig wünschte sie sich den Tod, hofte ihn, sah ihren Sarg, sah einen Geist, der ihr winkte, verlangte bald nach dem Prediger, bald nach der Gesellschaft einer Freundinn, die mit ihr in's Freie, an einem einsamen Ort, auf den Kirchhof

ging,

ging, und brachte keine Nacht ruhig zu. Dieser traurige Zustand drückte mich nun unter meinen sehr componirten Leiden am schwersten. Ich rufte indessen allen Rest von Standhaftigkeit zusammen, um meiner Auguste ihre Grillen auszureden, ihr vernünftige Vorstellungen zu machen, und sie zu erheitern. Der Prediger, der eben ihre Zubereitung übernommen hatte, that hiebei auch so gut es ihm möglich war, das Seinige und die Sorgfalt des Arztes vollendete nach und nach ihre Herstellung, nach welcher die Einsegnung vor sich ging. Dieser Zufall, der in seiner Heftigkeit drei Monate dauerte, war nun wieder kostspielig; und so bot eins dem andern die Hand mir herbe Tage und neue Ausgaben zu machen. Aber nirgends sah ich Erleichterung als in meinem immer das beste hoffenden Herzen, und diese Gabe zu hoffen sicherte mich in meiner ganzen Leidenszeit vor Kleinmuth.

III.

Das Gift der Krankheit meiner Kinder, der ich im vergangenen Winter allein vorstand, hatte sich gegen meine Vermuthung bei mir eingenistet. Schon habe ich ihnen gesagt, daß ich jetzt kränklich war, aber noch wollte ich widerstehen, der Kopfschmerz mochte mich noch so arg plagen, die Schwere in allen Gliedern noch so groß sein, so nahm ich doch weder Zuflucht zu einem Arzt, noch blieb ich zu Bette, es schien mir nicht der Mühe werth, auf Erleichterung oder Hülfe für mich zu denken. Endlich aber erlag ich, und nach einigen Tagen, die ich zwischen Tod und Leben zubrachte, brach die Gelbsucht aus. Ich ließ keinen Arzt rufen, aber man besorgte ihn wider meinen Willen. Dieser glaubte, da sich die Krankheit entschieden hatte, er werde ihr bald begegnen können, doch hier irrte er sich, ich hatte zu viel eingesammelt. Zu dem Gifte der Krankheit gesellte sich der nagende Kummer, und so war hinreichender Stoff zu einer langweiligen Nie-

derlage vorhanden. Die Gelbesucht ist an sich eine widrige Krankheit, doch können die Patienten zuweilen dabei ausgehen, dürfen wenigstens nicht zu Bette liegen; ich aber konnte dasselbe viele Wochen nicht verlassen, und war sehr schlecht. Ich hatte zugleich die Farbe einer dunkelgelben Pomeranze, und sie ward täglich dunkler, welches nebst den übrigen Umständen allen, für einen Beweis galt, daß die schwarze Gelbesucht, die meist tödlich ist, im Anzuge war. Da ich so viel und anhaltend litte, wünschte ich endlich doch zu wissen, ob vielleicht die Procedur meines Arztes nicht die rechte sei, und ließ einen jüdischen Arzt, welchen man mir schon verschiedenemal angerathen hatte, rufen; dieser stellte mich glücklich her. Er wollte noch eine lange Kur vornehmen, um daß ich völlig gesund würde, da ich es seiner Meinung immer nur halb war; aber ich hatte mit der größten Ungeduld auf die Zeit gewartet, wo ich wieder auskonnte. Da ich endlich die

jetzt lange ersehnte Veränderung meines Aufenthaltes vornehmen konnte, so dachte ich an nichts, als auf das schleunigste die Reiseanstalten zu machen, und verließ Stadt und Aerzte, deren Bemühungen ich nebst dem, was sie vorschlugen, ohnehin nicht füglich bezahlen konnte. Mein jüngster Bruder, mit dem ich zu Anfange meines Wittwenstandes zusammen wohnte, hatte nun zwei Güter, und erlaubte mir auf einem davon zu wohnen; ich ergriff diese Gelegenheit mit Freuden, und eilte mit meinen drei Töchtern und jüngstem Sohne in mein Asyl, mit den Empfindungen eines aus langer Gefangenschaft Befreiten. Das Haus, welches mir eingeräumt wurde, war äusserst schlecht, nie hatte ich eine solche Wohnung gekannt, aber mir schien sie ein Pallast; es war eine Freistadt, in der ich von allem, was mich bisher gequält hatte, los und ledig war. Die 1000 Thlr., von denen ich Ihnen so oft gesagt, wurden endlich gezahlt; ich hatte es dem Herrn von O.

meiner Kinder Vormund übertragen, die Eintheilung davon unter meine Gläubiger zu machen, und von der Pension des Regiments bestimmte ich noch monatlich 5 Thlr., welche meine Schwester empfangen wollte, um damit die, für welche die 1000 Thlr. nicht reichten, nach und nach zu bezahlen. Auch die Interessen vom Pupillen-Kapital sollte, wenn sie einliefen, die Schwester zu diesem Zweck empfangen, und sie wollte alle diese Bemühungen zu meiner Ruhe übernehmen. Es war, als ich nicht mehr selbst zugegen war, leichter, die Gläubiger dazu zu bringen, daß sie sich zu diesen Einrichtungen bequemten. Also war ich dieser Plage los, für Wohnung und Holz durfte ich nicht sorgen, ich beschloß, sparsam zu leben, und die 7 Thlr. 12 Groschen, welche ich jetzt monatlich als einziges Einkommen hatte, möglichst einzutheilen.

Wenig Monate fehlten an 4 Jahren, die ich im Witwenstande zugebracht hatte,

als ich aufs Land ging, welche drückende und wie mancherlei Leiden ich während dieser Zeit, besonders in den letzten zwei Jahren erfahren, können sie aus der Wonne schließen, die ich beim Eintritt in diesen stillen ruhigen Zustand empfand, da ich sie im vorhergehenden von meiner Neigung zum gesellschaftlichen Leben und zum großen Ton, zu den Veränderungen der Stadt, hinlänglich überzeugt habe. Jezt hatte ich statt alles Gelasses eine sehr kleine und schlechte Stube und Kammer, wohin ich mich mit meinen Kindern einengen mußte; statt aller Bedienung eine alte Bauersfrau, welche den Tag durch etliche Stunden meine Gehülfin war. Ich war selbst Köchin, besorgte alles, was für mich und die Kinder erforderlich war. Auguste, welche schon 15 Jahr zurückgelegt hatte, mußte mir helfen; und so kamen wir recht gut zu rechte; auch fand ich diese Lebensart, die mir vorhin oft widrig dünkte, bald angenehm. Der Gedanke, ich bin meiner Sorgen los,

und

und meiner Plagegeister quitt, ließ auch alles um mich her schön finden, ich war frölich und dankte Gott ohne Unterlaß für die Rettung; wie ich denn immer jede Erleichterung, jeden kleinen Umstand, der mir vortheilhaft war, als ein noch so großes Glück zu schätzen wußte.

Es blieb mir von den Hausgeschäften immer Zeit übrig, meinen Kindern entweder einigen Unterricht zu geben, oder wenn es die Jahreszeit erlaubte, mit ihnen spazieren zu gehen. Sie machten mir jetzt mehr als jemals Freude, ohne sie, die alle gute Herzen und viel Verstand zeigten, wär' ich in meiner Einsamkeit ganz unglücklich gewesen. Alles, was ich für diese Kinder, für ihre Bedürfnisse that, war mir angenehme Beschäftigung; ich arbeitete alles nöthige für mich und sie, sogar machte ich die von Zeit zu Zeit nothwendigen Kleidungsstücke selbst, und es gelang recht gut. Ich schrieb, wenn eine Erneuerung des Anzugs

für

für sie oder mich nöthig war, an meine Schwester nach Br. diese kaufte etwas wohlfeiles, that selbst von dem Ihrigen hinzu, und ich brachte es mit Augusten in Ordnung. Unser Tisch war immer sehr frugal servirt, guter Appetit aber und Zufriedenheit würzten die ländlichen Gerichte.

Mein Wilhelm war nur wenig bei mir, jetzt nahm sich ein anderer meiner Brüder, welcher auch in der dortigen Nachbarschaft wohnte, seiner an, es war eben dieser, der mir die Unannehmlichkeiten mit meinem Mann, deren ich im ersten Theil gedacht, verursachte; gegen diese vorübergehende Plage erzeigte er mir und meinen Kindern jetzt wesentlichen Beistand und immer war er besorgt, uns das Leben zu erleichtern. Er that meinem Wilhelm in Pension bei einem Prediger, welcher verschiedene andere adeliche und vornehme bürgerliche Knaben erzog. Diesem Mann fehlte es nicht an nöthigen Kenntnissen, um junge Leute zu bilden, er hat-

hatte eben deßhalb die gute Meinung des Publicums für sich, nur ich konnte ihm kein Vertrauen angewinnen. Sein Ruf war jetzt noch fest, er sprach gut, also konnte ich nichts gegen ihn einwenden, da mein Bruder beschloß, ihm meinen Sohn anzuvertrauen, welches er auf seine Kosten that. Eben so wenig konnte ich den nur allzulebhaften Knaben, welcher jetzt 10 Jahr alt war, bei mir behalten, wenn ich auch seinem Unterricht bis jetzt noch selbst einige Jahre hätte vorstehen können; denn ich mußte seinethalben immer besorgt sein, da er beständig allerlei Streiche im Kopfe hatte, zu deren Ausführung er sich, während ich andere Beschäftigungen vorhatte, wegstahl. Ja ich mußte alle Augenblicke befürchten, daß die beiden kleinen Mädchen, die er in seine verwogenen Streiche mit verwickelte, dadurch verunglückten. Der Junge hatte ein redliches, ja ein zärtliches Herz, viel Feuer des Verstandes, und Anlage, alles, was man wollte, zu werden, da er eine

Menge Talent besaß. Seine Laune war fürtreflich; oft unterhielt er uns mit seinen Einfällen, führte bald ein selbsterfundenes Schauspiel auf, oder hatte sonst auf eine Posse gedacht, womit er uns überraschte. In allem lag, so gut er es darzustellen vermochte, trefliche Idee und Delicatesse, sein gutes Herz spielte gemeiniglich auch eine Rolle dabei. Dieser Knabe, der ehemals durchgängig geliebt ward, der eine Gesellschaft Stunden lang unterhielt und ergötzte, sollte in behutsame, sorgfältige Erziehung gekommen sein; Liebe und Ernst solle bei derselben abwechseln, doch die erste mußte immer das meiste thun; denn da er ein gefühlvolles Herz hatte, und um zu verbinden und gefällig zu sein, durchs Feuer gelaufen wäre, so würde er gewiß bei liebreicher Behandlung, bei gütlichen Vorstellungen eben so gut worden sein, als ihn Strenge und Despotismus zu Troz und Widersetzlichkeit reizte.

Er

Er war also in die Hände eines Predigers gegeben, den er in wenig Wochen durchschauete; der Knabe von 10 Jahren bemerkte so manches an seinem Lehrer, was von andern nach einiger Zeit erst geargwöhnt ward. Er sahe, daß den Mann, der sein Führer sein sollte, viel niedrige Leidenschaften folterten, verachtete ihn, und lebte in beständiger Fehde mit dem Herrn Pastor, mein Bruder und ich hatten nur zu schlichten. Wilhelm bekam natürlich immer unrecht, und hatte es auch, denn er wollte nicht gehorchen, nahm sich allerhand Freiheiten, und gab bei den andern Lehrlingen den Ton an, wobei er den Aufwiegler machte. Ich wünschte sehr bald ihn wieder wegnehmen zu können; denn wenn der Knabe mir seine Anmerkungen über den Pastor mittheilte, welche mit meinen Ahndungen ziemlich übereinkamen, konnte ich nicht anders als es gefährlich finden, daß er lange in seinen Händen blieb. Auch wars ja nicht zu erwarten, daß er bei einem Mann, den er

haß-

haßte und geringschätzte, gut werden und Fortschritte in den Wissenschaften machen sollte. Aber mein Bruder war noch zu sehr von dem geistlichen Herrn eingenommen: ich durfte, wenn ich ihn nicht böse machen wollte, wenig sagen, und mußte mich mit der Hoffnung trösten, daß wol auch er bald die Augen öffnen werde.

Ich gewann eben dadurch, daß zwei Brüder von mir, wovon der ältere beständig auf dem Lande war, Güter in dieser Gegend besaßen, so manche gute Bekanntschaft, wo ich doch mit unter einen Tag oder etliche Stunden mit meinen Kindern in Gesellschaft war. Eben dieser ältere Bruder war Landrath und in seinem Kreise sehr geliebt; er wünschte nichts so sehr, als mir und meinen Kindern Veränderungen zu machen, und veranstaltete bald hier bald dort kleine Feten, woran auch wir Theil nahmen.

Ich ward unter andern mit einem Hause bekannt, dessen Besitzer mir so manche

che angenehme Stunden verschafften und auch zu meiner Erleichterung beitrugen. Die Geschichten, welche sich dahin beziehen, gehören mit unter die interessanten Begebenheiten meines Lebens. Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, sie, indem ich hier umständlich davon spreche, noch einmal in mein Gedächtniß und das mit jedem Umstande zurückzurufen. Alles war bei diesen Geschichten freilich nicht tröstlich, allein auch die Wiederholung ausgestandner Leiden hat etwas süßes, weil immer das Bewußtsein „es ist überstanden! dabei ist.

Es war in der dortigen Gegend, einige Meilen von dem Orte, wo ich wohnte, noch ein Anverwandter von mir etablirt, den ich viele Jahre nicht gesehen hatte, und dessen Familie ich gar nicht kannte. Er besuchte mich in meiner kleinen Wohnung und lud mich mit den Kindern zu sich ein, wozu er mir seine Equipage schickte. Meine guten Kinder freuten sich unendlich auf die Rei-

Reise, und deshalb war sie auch mir sehr erwünscht, obwol ich mir selbst weniger Vergnügen davon versprach, als ich wirklich hernach bei meinem Vetter und seiner liebenswürdigen Familie fand. In den Tagen, die wir dort zubrachten, lernte ich ein ander Haus in dortiger Nachbarschaft kennen, dessen Besitzer der Baron H. und seine Gemalin waren, welche letztere augenblicklich so sehr meine Freundin ward, daß sie nach ihrer lebhaften Art nicht eher nachließ, bis ich einwilligte mit meinen Kindern ehe ich abreiste, nicht nur einen, sondern etliche Tage bei ihr zu bleiben. Um ihrer Sache gewiß zu sein, schickte sie am folgenden Morgen herüber, und ließ uns sämtlich auf den andern Tag zum Mittagsessen einladen; es ward natürlich bewilligt, aber ich beschloß den Abend mit meinem Vorwenden wieder zurück und dann nach Hause zu gehen; weil ich mit 3 Mädchens, wovon die jüngsten noch ganz Kinder waren, nicht füglich so lange zur Last fallen, noch

weniger mich mit dieser kleinen Rotte in einem ganz fremden Hause einquartiren konnte. Auch lag mir mein Wilhelm am Herzen, von dem ich beständig irgend einen bei, oder an seinem Lehrer verübten Exzeß befürchten mußte, den ich durch Zureden und Vermitteln verhüten konnte, wenn ich in der Nähe war. Als wir in M. bei dem Baron H. anlangten, kamen uns Herr und Frau vom Hause mit traurigem Gesicht entgegen, und wir erfuhren, daß der jüngste ihrer beiden Söhne die vergangene Nacht unvermuthet sehr krank worden sei. Diese Nachricht machte uns alle, mich aber vorzüglich sehr verlegen, da ich so ganz fremd war, und (wiewol auf Verlangen) mit meinen Kindern einzog. Meines Erachtens mußte es diese Aeltern nicht wenig belästigen, ihren Sohn, der, wie ich bald hörte, noch dazu der Liebling war, so krank zu haben, und sich bei Gästen verweilen zu müssen. Am liebsten wäre ich gleich wieder umgekehrt; da dies aber nun doch nicht

zugelassen worden wäre, durfte ichs nicht in Vorschlag bringen, bat aber die Mutter sich keinen Zwang anzuthun, und schlug, sobald sichs nur schickte, vor: die Tischzeit abzukürzen und uns Damen wenigstens zu dem kleinen Patienten zu verfügen, damit doch die Mutter sich nicht von ihm trennen dürfte. Dies ward angenommen, wir fanden den Kranken sehr schwach; ich that aber einen Vorschlag, der sogleich ins Werk gerichtet wurde, gut anschlug und ihn Erleichterung verschafte; dadurch gewann ich das Vertrauen der Mutter und des kranken Kindes so sehr, daß beide mich nicht weglassen wollten. Die Baronin H. ließ sich durchaus nicht abweisen, und, indem sie mich versicherte, daß ich ihr nützlich sein könnte, durfte ich mich nicht länger weigern, die Nacht da zu bleiben. Ich gab also meine beiden jüngsten Töchter meinen Anverwandten mit nach Hause, und blieb nebst Augusten in M. Mein Mittel hatte nur auf einige Stunden Linderung verschaft, wir

wir wiederholten es, da der Zufall zurückkam, es that abermals etwas; aber je näher es an die Nacht kam, desto mehr entwickelte sichs mir, daß es mit dem Knaben zum Tode ging. Ich wollte diese Meinung den Eltern nicht so ganz mittheilen, rieth ihnen aber unverzüglich nach einem Arzt zu schicken, da unsre Hausmittel das Kind wol lindern, aber seine Krankheit nicht heben könnten. Es ward eilig nach ihrem gewöhnlichen Arzt geschickt, eh' er aber da sein konnte, zeigten sich Vorboten des Todes, und nun sandte man noch eiliger nach dem Geistlichen, (das Haus war catholisch) um den 9jährigen Knaben die Sacramente zu reichen. Er war schon halb todt, als er die Oelung empfieng, ich hielt, da be de Eltern indessen in einer Ecke auf den Knien lagen, und sonst Wenige zugegen waren, ich auch am Bett stand, die schwere brennende Kerze, die man in die schon gefühllose Hand des kleinen Sterbenden gepflanzet hatte; oder vielmehr, ich faßte

mit

mit meiner Hand die Kerze und die Hand des Knaben. – Ohne Zweifel wußte der Pater nicht, daß ich eine Ketzerinn war, sonst hätte er schwerlich zugelassen, daß ich diese Art von Mysterien übernahm, und wer weiß, hat er es dem Verstorbenen, da er es hernach erfuhr, nicht nachtheilig gehalten, und eine Seelenmesse mehr nöthig befunden! – So war ich denn in dies mir vor 2 Tagen noch unbekannte Haus gekommen, um bei einer so traurigen Begebenheit zu sein, und mich damit zu beschäftigen. Jetzt, da der Liebling Franz todt war, wollte sich Vater und Mutter nicht fassen, der erste lermte nach seinem heftigen Temperament am meisten; wiewol sie sich einige Tage darauf vollkommen gefaßt hatten. Ich freute mich, ihr jetzt wirklich nützlich zu sein; denn, was nun für die Leiche und zum Begräbniß zu besorgen war, übernahm ich, so weit ichs konnte. Ich machte sogar das Sterbekleid selbst, wie ich es immer that, wenn eins meiner Kinder starb, und putzte den todten

Kna-

Knaben, der recht lieblich aussah, so schön heraus, daß die Mutter sich nicht genug freuen konnte.

Es giebt Leidtragende verschiedener Art: einige werden durch die Anstalten noch mehr zur Traurigkeit gereizt, solche muß man zu entfernen suchen. Andere hingegen finden Wonne und Erleichterung, indem sie sich damit beschäftigen; sie glauben dem Todten dadurch ihre Liebe noch recht zu beweisen, und diesen muß man bis zur Tändelei gefällig sein, weil sie dadurch zerstreut und getröstet werden; immer habe ich hievon die besten Wirkungen gesehen.

Also redete ichs auch hier der betrübten Mutter gar nicht aus, daß sie ihren Franz wollte malen lassen; selbst daß er deshalb noch 2 Tage länger in der Hauskapelle stand, war ihr Trost; denn sie konnte ihn nun alle Stunden sehen, welches ihr ungemein lindernd war. Nur den Einfall, ihn im Sarge malen zu lassen, benahm ich

ihr, indem ich vorstellte, daß es ihr danken würde, den Sohn noch zu haben, wenn er lebend da hing, der todte Sohn aber würde ihr diese traurige Begebenheit immer vergegenwärtigen. Sie nahm diesen Rath an, und der Maler führte meine Idee aus, nach welcher er den sehr schön gewachsnen Knaben, den er lebend gekannt hatte, in niedlicher Bekleidung darstellte, zu seiner Seite eine Rose am Stock, der die Blätter entfielen, Franz zeigte mit dem Finger darauf, indem er mit bedeutender, aber sanfter Miene, darnach hinsah. Diese Darstellung war so schön und wahr, daß ich den Maler versprach allenthalben von seiner Kunst zu sprechen. Ich habe nach der Zeit wenig daran gedacht und entledige mich hier meines Versprechens. Sie wissen also, warum sie dies alles lesen mußten. Neben dem Monument, das ich hier dem Maler setze, könnte ja wol auch das Gute entstehen, daß diese Idee zum letzten freudigen Gefühl anderer Eltern beitrüge, welches, obgleich

mit

mit Bangigkeit verknüpft, doch so wohlthuend ist. Dies war bei Franzens Eltern so, sie sahn dies Bild nie ohne Rührung an, aber sie war nicht schmerzhaft, zugleich hatten sie Freude über die Aufmerksamkeit und den Beifall derer, die zu ihnen kamen.

Die Baronin von H. war jetzt gewiß die wärmste und thätigste Freundinn, die ich je gehabt habe. Ich hatte nicht nöthig ihr meine spärliche Verfassung zu entdecken, welches ohnehin lange nicht meine Sache war, sie konnte sie bemerken und leicht erfahren. Mit der besten Art sorgte sie, die viele Güter hatte, jetzt für Lebensmittel, womit sie mich oft durch einen gutbepackten Bothen, ja wol gar durch einen wohlgeladenen Wagen mit Küchenbedürfnissen überraschte; und immer hatte sie einen Vorwand, weshalb es geschähe, wodurch sie mich bereden wollte, daß es gar nicht Wohlthat sei; eine so edle Art zu geben, kennen nur wenige.

Ich mußte ihr, als ich einige Tage nach dem Begräbniß ihres Sohns wieder abreiste, Auguſten da laſſen, weil ſie noch Zerſtreuung nöthig hätte; dieſe wollte ſie mir nun ſobald nicht wieder geben. Sie mußte den Winter und den darauf folgenden ganzen Sommer bei ihr bleiben, und Auguſte, der es in dieſem Hauſe ſehr wohl ging, war es zufrieden.

Im darauf folgenden Herbſt war eine Zuſammenkunft vieler Häuſer aus dortiger Nachbarſchaft und der Städter aus der Gegend verabredet, (ſie ſollte in dem Hauſe eben dieſes Verwandten ſein, wo ich den Baron von H. und ſeine Gemahlin hatte kennen lernen,) und meine Freundinn H. ſowol, als mein Bruder der Landrath, wollten, daß ich dabei ſein ſollte. Da ſich auch mein älteſter Sohn, der noch am Hofe war, auf Urlaub bei uns aufhielt und mit meinem Bruder ſchon voraus nach M. gegangen war, wo Auguſte ſich noch befand, ſo ging

ich

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

ich sehr gern hin. Ich konnte nicht einige Tage verreisen, ohne meine Kinder, die jetzt unter meiner genauen Aufsicht standen, mitzunehmen, auch hatte ich hierzu von M. Erlaubniß; um recht ruhig sein zu können, ließ ich auch meinen Wilhelm holen, und nahm ihn mit.

Schon war es ein Jahr, daß ich auf dem Lande lebte, und noch hatte ich ausser öftern Kopfschmerzen und häufigen aber vorübergehenden Fieber-Anfällen nichts empfunden, was die Prophezeiung des jüdischen Arztes rechtfertigte, daß ich noch sehr krank werden würde, wenn ich nach der Gelbsucht nicht eine Nachkur brauchte. Ich glaubte, die Fieber-Anfälle und das Kopfweh wären diese angekündigte Krankheit, und dies würde sich allmälig verlieren. Aber jetzt zeigte mir die Erfahrung, daß ich mich geteuscht hatte.

Ich reiste des Morgens sehr gesund nach M. ab, und dort wünschte mir jeder-

man

mann zu meinem muntern Aussehen Glück, auch befand ich mich so wohl, als es lange nicht der Fall gewesen war, und so ging der ganze Tag hin. Mein Bruder, welcher überall die immer mögliche Lustbarkeit anstellte, proponirte auf den Abend ein Tänzchen, die Frau vom Hause war dies sogleich zufrieden, meine ältern Kinder und noch zwei gegenwärtige junge Leute trieben's nun vollends zur That. Da etliche Domestiken des Hauses musikalisch waren, mußten diese mit Instrumenten herbei, und alt und jung bis auf die Kinder begannen zu tanzen. Ich hatte mir seit meinen vielen und schwer getragnen Leiden vorgenommen, nie mehr zu tanzen; hier aber hieß es die Freude stöhren, da unser nur so wenig waren. Die ganze Anstalt war eben nicht nach meinem Sinn, um aber gefällig zu sein, tanzte ich mit dem Herrn des Hauses eine Quatrille mit, zu der wir beide gleich wenig Lust hatten, und also sehr nachläßig hinschländerten. Als endlich die übrigen noch eine Weile her-

un'gehüpft waren, schlug ich Feierabend vor, weil wir alle morgen bei der Fete in Ot. doch gern munter sein wollten. Ich war früh aufgestanden, fühlte mich schläfrig, und wünschte, daß meine Kinder mit mir zugleich zur Ruhe kommen sollten, damit sie mich nicht stöhren mögten. Es ward Aufbruch gemacht, und ich versprach mir einen sanften, ruhigen Schlaf; wirklich schlief ich ein, und fühlte nicht die mindeste Unpäßlichkeit. Aber bald erweckte mich ein durchdringender Frost, welcher immer heftiger ward, jedoch nicht lange anhielt, und sich in desto stärkere Hitze verlor. Dieser Zustand dauerte die ganze Nacht, doch schlief ich des Morgens wieder ein, ward aber bald von meinen Kindern, welche munter wurden, geweckt. Ich fühlte, daß ich schwerlich würde aufstehen können, und da ich sehr matt war, schlug ich der B., als sie mir guten Morgen zu wünschen kam, vor, mich zu Hause zu lassen, weil ich diese Nacht ein starkes Fieber gehabt hätte, sehr

schwach

schwach, und zu einer Lustbarkeit nicht sehr tauglich wäre. Ich will es nicht hoffen, sagte sie, daß du just heute, da wir alle so vergnügt sein wollen, hier hucken willst; du mußt was aus meiner Hausapotheke nehmen, was ich dir gleich holen will, die Gesellschaft wird dich dann vollends gesund machen. Sie holte also Medicin, und brachte meinen Bruder mit, welcher mir gleichfals zuredete, mit nach Ot zu fahren. Ich gab ihren Vorstellungen wieder blos aus Gefälligkeit nach; denn ich fühlte mich, da ich aufstand sehr krank, kaum konnte ich mich sitzend ankleiden lassen, sie mußten mich immer dazwischen ruhen lassen; nie hatte ich so lange bei einem Anzuge verweilt. So matt ließ ich mich in den Wagen führen, immer unter den Tröstungen, daß mir besser werden würde; und so erhielt ich mich dort mit Zwang unter der großen Versammlung von Menschen, die ich zum Theil erst kennen lernte, bis man zu Tische ging. Auch dahin ließ ich mich von einem wohlgenährten

jovialischen Prälaten mitschleppen, der mich, da ich nichts genießen konnte, und ihm sagte, daß ichs schwerlich länger aushalten würde, mit Wiener Magen-Elixir, welches er immer als Verdauungsmittel bei sich führte, tractirte. Auch dies half nicht, ich mußte die Tafel verlassen; meine Cousine, die Frau von Hause, folgte mir, und brachte mich in ihr Schlafzimmer, wo ich mich, wie sie und ich selbst hofte, nur auf eine Stunde, um zu schlafen und mich zu erholen, aufs Bett legte. – Aber gegen Abend hatte sie, die Baronin H., und etliche andere Damen mich besucht, ohne daß ich etwas deutliches von ihren Dasein bemerkt hätte; ich verlor jetzt das Bewußtsein völlig. Als ich es wieder bekam, lag ich in einem andern Zimmer dieses Hauses im Bette, und ein Arzt, den mein Bruder aus N. 2 Meilen von Ot. hatte holen lassen, nebst meiner Cousine und Augusten, standen um mich her. Ich erfuhr, daß, seit ich von der Tafel aufgestanden war, beinahe 24 Stunden

den verlaufen wären, daß die Baronin H. meinen Wilhelm mit zu Hause genommen, und ihn, nebst den kleinen Mädchen, die in M. geblieben waren, bis zu meiner Wiederherstellung in Aufsicht behalten wollte. Schon hatte der Arzt verschiedene Mittel verordnet und Visikatorien setzen lassen, deren Wirkung mich eben etwas erweckt hatte. Aber aller Mittel und Müh ohnerachtet fiel ich immer wieder in Fantasien zurück, und dieser Zustand dauerte einige Wochen, nach denen ich zwar völlig wieder bei mir war, wachte, dachte und sprach wie andere vernünftige Menschen, aber fast beständig Fieber und starke Krämpfungen hatte, also desomehr litt.

Nach 5 Wochen konnte ich mit unter ein wenig aufstehen, allein die Krankheit war noch nicht gehoben, zum Unglück war mein Arzt selbst gefährlich krank worden, und konnte nicht mehr kommen. Meine Freundin H. besuchte mich oft, und wollte

mich

mich nicht mehr in St. lassen, weil ein anderer Arzt näher nach M. hätte, sie holte mich also eines Tages ab, und es schien mir als ob das Fahren in freier Luft mich sehr stärkte; doch das war Einbildung, denn ehe der Tag verging, war ich kränker als vorher. Abermals 6 Wochen brachte ich in beständigen Fieber und Krämpfungen zu, keine Medicin, keine Pflege schafte mir Erleichterung. Die gute Baronin H. war unermüdet beflißen, mir Hülfe, Erleichterung und Erquickung zu verschaffen, aber die Unruhe, welche ich als Kranke in diesem Hause verursachte, beunruhigte mich eben so, als daß meine Kinder, welche noch dazu ziemlich verwilderten, diese Last noch vermehrten, und die Angst darüber war meiner Besserung mit hinderlich. Ich durfte aber nicht vom Abreisen sprechen und mußte, da ich endlich dies alles nicht mehr ertragen konnte, Augusten insgeheim an meinen Bruder schreiben lassen, damit dieser, als wärs sein eigner Einfall, mir

Wagen und Pferde schickte, weil er seinen Arzt aus jener Gegend für mich annehmen wollte. So kam ich endlich von M. noch mit vielen Beweisen der Güte und Sorgfalt meiner Freunde weg; aber ich konnte die kleine Reise nicht machen, ohne unterweges auszuruhen. Ein katholischer Geistlicher, bei dem ich auf der Hälfte des Weges ausstieg, um mich einige Stunden zu erholen, fütterte meine Kinder fast krank, heilte hingegen mich dem Ansehen nach durch ein Elixir, welches mir neue Kräfte zu geben schien. Ich nahm etlichemal davon ein, und der gutmüthige Pater gab mir fast seinen ganzen Vorrath mit. Auch dies hatte nur eine kurze Zeit Dienste gethan, als ich zu Hause kam, mußte ich mich sogleich legen, und so lag ich einen harten Winter durch, bis weit ins Frühjahr hinein. Der neue Arzt, den ich annahm, konnte nicht immer und oft zugegen sein; ich war überhaupt mit allen Kranken, die sich auf Gott verlassen müssen, in einem Fall, auch meine Pflege

war

war schlecht; Augusten hatte ich zwar wieder mitgenommen, aber ein junges so flatterhaftes Mädchen, wie sie war, die, wenn in der Nachbarschaft eine Fete vorfiel, wozu sie – wenns sein könnte, eingeladen war, diese Veränderung zu genießen wünschte, welches ich ihr nicht gern verweigerte, konnte mir nicht viel helfen. Zudem mußte sie auf ihre kleinen Schwestern Achtung geben, die mich beunruhigten, wenn sie in der Stube waren, und um die ich mich ängstigte, wenn sie draußen herum liefen.

Der besagte Herr Pastor ward um diese Zeit völlig entlarvt, alle Eltern nahmen ihre Kinder zurück und er ward abgesetzt. Mein Wilhelm konnte nun nicht mehr auf dem Lande bleiben. Es ward berathschlagt, wie man ihn unterbringen wollte, und das Resultat fiel dahin aus: daß er, der in sorgfältige Privataufsicht hätte kommen sollen, nach Berlin unter die Cadetten kam.

Mei-

Meine Schwester schickte mir einigemal aus Br. was sie für eine Kranke nöthig glaubte und ließ meine mittelste Tochter holen; ich hatte also nun nur die jüngste, welche jetzt allein besser in Aufsicht zu halten war und Augusten. Im Frühjahr ward mein Kopf mit Beulen bedeckt, welches mir unaussprechlichen Schmerz verursachte, und mir besonders alle Ruhe des Nachts raubte. Mein Zustand begann unerträglich zu werden, denn die Beulen wurden immer grösser; man öfnete sie nach und nach, ich litt sehr viel. Als aber die grausame Kur vorbei war, welche von Anfang dieses Ereignisses bis zur völligen Heilung länger als 3 Monate anhielt, war ich ganz gesund. Also hatte ich beinahe ein Jahr auf dem Krankenbette, und das an 3 verschiedenen Orten geduldet, hatte 3 verschiedene Aerzte gehabt, und ohne was diese vorschlugen noch Interimsmittel gebraucht, welches alles zusammen nichts half, oder das Uebel vielleicht vergrösserte, ich war und blieb

elend

elend bis die Frau Doctorin Natur sich ins Mittel schlug, und, freilich auf eine schmerzhafte Weise, Gift und Schärfe auswarf, ohne daß jemand daran gedacht hatte, ihr diesen Weg vorzuschlagen.

Dies langdauernde Leiden hat mich besonders gegen Kranke, vorzüglich gegen die dürftigen Dulder dieser Art empfindlich gemacht, da ich es so ganz erfahren, wie traurig ein solcher Zustand ist. Dennoch kann ich ihnen versichern, daß ich ihn leichter ertrug, als jene schon geschilderten Plagen in der Stadt. Ich konnte mir bei dieser Krankheit nichts vorwerfen, vielmehr hatte ich sie mir durch Mutterpflicht und Treue zugezogen; dies Bewußtsein machte mir den größten Schmerz erträglich.

Nun ging es wieder länger als ein Jahr leidlich, und nichts veränderles trug sich zu, was äußerst unangenehm gewesen wäre. Kleine Verdrüßlichkeiten und Sorgen, oft um die nöthigsten Bedürfnisse fehlten

zwar

zwar nie, dies ließ sich aber in meiner Lage nicht anders erwarten, ich war nun schon der herben Tage gewohnt, und hielts für Glück, wenn ich hier vermitteln, dort ein wenig abhelfen konnte. Auguste war wieder in M., und eine Stadt, in welcher Garnison lag, war nicht weit ab; die dortigen Offiziers kamen oft, und desto öfterer nach M. da Auguste dort zu finden war. Einige davon traten als Liebhaber bei ihr auf, es konnte aber bei keinem eine solide Idee stattfinden. Da ich aber ihre Lebhaftigkeit kannte, wollte ich nicht, daß einer dieser Herren sie etwa zu einem unnützen Liebeshandel verführen sollte, und nahm sie wieder zu mir. Sie hatte in dortiger Gegend auf einem Ball zu viel getanzt, während der Erhitzung getrunken, und dann sich erkältet, dies brachte ihr eine Krankheit zuwege, die den Arzt wieder nöthig machte. Sie trat anfangs mit einem 3tägigen Fieber ein, welches lange anhielt, und da der Winter näher kam, zum 4tägigen ward, welches

ches lange anhielt, und da der Winter näher kam zum 4tägigen ward, welches nun noch viel schlimmer war. Auch Lottchen, meine jüngste Tochter, bekam das Fieber, und so hatte ich denn wieder lange 2 Patienten, welches auf dem Lande und bei meiner Verfassung ein groses Hauscreutz war. Hierzu kam, daß die Wohnung immer schadhafter ward, es regnete sogar durchs Dach in die Stube. Mein Bruder, dem das Dorf gehörte, ließ auf dem andern Gute bauen, dahin also konnte ich nicht Zuflucht nehmen, eben so wenig war auch nur ein Gedanke von Stube im Dorfe zu haben. Auch mein anderer Bruder hatte mehr als ein Gut, aber nur auf dem, welches er bewohnte, war ein Haus oder vielmehr ein Schloß, dies hatte er mit seiner Familie ein, ich, konnte da nicht hausen. Auf einem andern seiner Dörfer war eine alte Burg, die immer einzufallen drohte, dorthin wollte ich vorhin nicht, als es aber eines Tages stark und anhaltend regnete, und ich nebst meiner

Bedienung der alten Bauersfrau die Betten meiner beiden Patientinnen, die eben das Fieber hatten, umsonst von einem Ort zum andern gerückt hatte, um sie ins Trockne zu bringen, weil es überall herunter regnete, machte ich mich – so viel thut Mutterliebe – zu Fuß auf und marschirte in Regen und Schmutz zu meinem ältern Bruder, um ihn zu bitten, daß er mir anspannen ließ, um sogleich meine Kranken aufzuladen, und sie nach seiner alten Burg zu transportiren. Ich hätte dies durch einen Boten und ein Billet verrichten können; da ich aber besorgte, der Bruder möchte nicht zu Hause sein, in welchem Fall mich meine Schwägerin vertrösten lassen konnte, so wollte ich lieber selbst hin, um, wenn der Bruder abwesend war, ihr die Sache dringend vorzustellen, damit sie nicht Anstand nehmen möchte, hier im Nothfall an statt seiner zu verfügen. Ich traf aber meinen Bruder an, welcher sogleich anspannen ließ; nun fuhr ich zurück, nahm die beiden Mädchens und nur das nöthigste

mit,

mit, ließ die Betten gut verdeckt aufpacken, und die Alte bei den übrigen Sachen, bis ich sie den folgenden Tag konnte abholen lassen. So zog ich nun hier mit meinen Kranken ein; meine erste Sorge war, weil noch keine Bettstellen da waren, Stroh bringen zu lassen, auf das ich die Betten warf, damit sich die armen Mädchen wieder legen konnten. Die zweite war, eine Person aufzufinden, die uns Feuer und Theewasser machte, dann etwas zusammen holte, um eine Suppe zu kochen, und diese Nacht bei uns blieb. Nachdem diese Unruhen vorbei waren, richtete ich mich in dem alten Schloß ziemlich gut ein, sahe auch wol, daß die Gefahr des Einfallens so nahe nicht war, und wunderte mich, wie ich nicht längst diese weit bequemere und weitläuftigere Wohnung eingenommen, sondern in einem Häuschen gewartet hatte, bis es in demselben nicht weniger regnete als im Freien. Meine Charlotte verlor endlich ihr Fieber, Auguste aber bekam es aller angewandten Mit-

Mittel ohngeachtet regelmäßig den 3ten Tag und nahm zusehends mehr ab. Der Arzt besuchte uns einst, als er in der Nähe zu thun hatte, selbst, und erklärte, daß man vor Eintritt des Frühjahrs auf keine Besserung hoffen könnte, indessen müßte man fortfahren zu mediciniren und sie sehr diät leben lassen. Dies geschahe nun, wir thaten was wir konnten, und ich hatte mich nun mit meinem Kammer wenigstens in einer grössern Wohnung etablirt, wo wir einige Monate keinen Menschen sahen als meinen älteren Bruder, der uns sehr oft besuchte, und wo es nöthig war, beistand.

Sie werden und müssen finden, daß mein Schicksal von der Zeit an, wo der Jahrkrieg anging, nicht zu beneiden war, wenn sie besonders hinzudenken, daß ich so vieles, was nothwendig damit verknüpft sein mußte, nicht in Erwägung gebracht habe. Meine Verfassung ändert sich jetzt abermals, und war anfangs leidlicher; dann ward sie

schlim-

schlimmer als jemals, und hierauf wieder brillant, wenigstens sehr reichlich. Doch ich will den Faden der Geschichte nicht verwirren, sondern in der Ordnung vortragen.

IIII.

Es war im härtesten Winter und eben ein tiefer Schnee gefallen, als ich von meiner Schwester G. einen sehr traurigen Brief erhielt; sie benachrichtigte mich: daß ihre einzige und geliebte Tochter gefährlich an den Blattern krank läge, und selbst die Aerzte an ihrem Aufkommen zweifelten. Jetzt bedurfte sie meinen Beistand und ich machte sogleich meine Anstalten zur Abreise. Lottchen wollte ich nicht mitnehmen, weil es unschicklich gewesen wäre, noch ein Kind mehr in dies mit Angst erfüllte Haus zu bringen; ich übergab sie der Försters frau meines ältesten Bruders, einer rechtlichen und verständigen Frau. Aber da ich den Zweck hatte, einen meiner bekannten Aerzte

in

in Br. für Augusten zu befragen, so packte ich diese mit in den Bauerschlitten, den ich in der Eil auftrieb, und reiste den ersten Morgen nach dem Empfang des Briefes lange vor Tage ab, um die 7 Meilen, die ich bis Br. zurücklegen mußte, machen zu können. Diese Reise ist abendtheuerlich, ich muß sie ihnen mittheilen.

Daß ich bei finsterer Nacht ausfuhr, war nicht eben gewagt, denn der Bauer, der uns schlittete, mußte die Wege kennen. Aber der Schnee lag gegen zwei Ellen hoch, und es war dessen von der Dämmerung des vergangenen Tages an noch mehr gefallen, folglich konnte er bald keine Bahne finden und fuhr nach Gutdünken, wo er denn, da es durch den Wald ging, über Klötze und Stämme wegstolperte. Der Tag fing an zu grauen, welches Ende November um 7 Uhr ist, als wir endlich aus diesem Wald, den man sonst in einer Viertelstunde passiren konnte, im Freien waren, nun hofften wir,

es

es sollte besser gehen, auch ging es eine Stunde lang zwar sehr langsam, aber doch ohne einen Vorfall fort. Länger aber sollten wir nicht, wenigstens in dem Schlitten bleiben, der Bauer fuhr über einen Graben den er nicht vermuthet hatte, die vordern Pferde fielen tief hinunter, arbeiteten sich aber doch wieder heraus, die hintern, worauf der Fuhrmann saß, folgten ihnen, hoben sich eben so heraus, zogen den Schlitten nach, und dieser zerbrach. Wir waren, da die Vorderpferde einsanken, schon herausgesprungen, welches noch ein Glück war, weil wir jetzt nur im Schnee standen, und doch nicht hinein fielen, wie es geschehen wäre, wenn wir sitzen blieben. Aber nun war es schwer zu rathen, was wir weiter anfangen sollten? Da der Bauer seinen Schlitten weder allein aufheben, noch wieder in Stand setzen konnte und wir nirgend Bahne sahen; es war zu erwarten, daß wir in Schneewellen oder andere Graben fielen, wenn wir vorwärts gingen, und doch konn-

konnten wir nicht da stehen bleiben. Unser Fuhrmann spannte endlich ein Pferd aus und ritt auf eine Mühle zu, die wir seitwärts liegen sahen; indessen er außen war, gingen und sprangen wir hin und her, um uns zu erwärmen. Dies mußten wir eine gute Stunde fortsetzen, dann aber kam er mit der tröstlichen Nachricht wieder, daß sie dort in der Mühle kein Fuhrwerk hätten und wir schon zu Fuße hingehen und dort warten müßten, bis sein Schlitten wieder gemacht wäre, woran die Leute des Müllers für ein Trinkgeld helfen wollten. Wir sahen diese schon kommen, machten uns also auf den Weg, um ihnen zu begegnen, und dann in ihrer Bahn fortzugehen. Erstarrt, daß wir nicht eine Hand, noch den Mund zum Sprechen bewegen konnten, langten wir an; die Müllersleute waren nicht sehr dienstfertig, dies bemerkten wir beim Eintritt, da wir Wagen und Schlitten im Hofe stehen sahen, woraus auch auf Pferde zu schließen war. Indessen wie

sau-

sauer sie uns auch ansehen mochten, so mußten wir doch bei ihnen einkehren, und da erkauften wir uns durch alle Höflichkeit und Freundlichkeit, der wir in diesem Zustande fähig waren, und durch die Versicherung, es gern bezahlen zu wollen, Vergünstigung, auszuruhen und uns zu wärmen, bis der Schlitten ankäme, auch erhielten wir ein Warmbier, welches, so elend es war, uns doch Dienste that.

Ich weiß nicht, ob ich mir es einbilde, oder ob es einigermaßen seinen Grund in den Umständen hat, daß die Bewohner der Mühlen und Wirthshäuser, welche von Dörfern weit entfernt liegen, unfreundlicher und rauher sind, als Menschen, die in Geselischaft und Nachbarschaft anderer wohnen; oft habe ich aber erfahren, daß es so ist, und hier traf es auch ein. Das Angenehme der Idee von Entfernung und einsiedlerischen Leben muß daher ganz wegfallen, wenn man Abgeneigtheit gegen den Nebenmenschen, ein

ungefälliges Wesen und eine mürrische Laune, welches doch alles so abschreckend für andere ist, als Folge davon ansieht; lieber also in nachbarlicher Gemeinschaft bleiben und die Verdrüßlichkeiten, welche dabei mit unter vorkommen, ertragen, als sich ganz von den Geschöpfen seiner Art und zugleich von den geselligen Tugenden zu entwöhnen.

Nachdem der Schlitten so gut als möglich zusammengenagelt und mit Stricken gebunden ankam, und alles berichtigt war, machten wir uns wieder auf den Weg; der Bauer aber mußte sehr langsam und bedächtig fahren, weil seinen gebrechlichen Schlitten nicht zu trauen war, daß er nicht wieder zusammenfiel. Die Bahn begann besser zu werden, wir trafen mehr Fuhrwerk auf der Straße an, dem wir nachschleichen konnten: demohngeachtet war es hoher Mittag, als wir in ein Dorf kamen, wo unser Fuhrmann nothwendig die Pferde füttern mußte, und dort erfuhren

wir

wir, daß wir nicht zwei Meilen zurückgelegt hatten. Nun gingen wieder noch zwei Stunden hin, in welcher Zeit wir in dem Wirthshause nichts genossen, aber ausruheten, und ich mich wegen meiner Tochter ängstigte, die, wiewohl es nicht Fiebertag war, von der ausgestandenen Kälte und Angst krank ward. Wir hatten Medicin und ihren Kräuterthee bei uns, damit bewirthete ich sie und sie erholte sich wieder. Die Nachmittagsreise ging nicht glücklicher von Statten, es ward bald dunkel und der Bauer wußte nicht, durch welches der vor uns liegenden Dörfer der Weg nach Br. eigentlich ging, zu dem knackte und platzte es bald hier bald dort am Schlitten. Ich hieß ihn auf das nächste Dorf fahren, wo wir eine Kirche sahen, weil doch dort auch wol ein Prediger wohnen würde, der uns vielleicht Nachtquartier gäbe, denn in einer Bauerschenke war es uns, die wir beide wenigstens Betten nöthig hatten, nicht möglich zu übernachten. Wir fragten einen Bauer,

der

der von dem Dorfe, welches wir zum Ruhepunkt erwählt hatten, herzukommen schien, um den Namen desselben; er nannte ihn – gehört es nicht dem Herrn von Th? (dieser gehörte unter unsere Bekannten) Ja; nun Gustchen, dann ist uns wohl, denn bei Th. bleiben wir die Nacht und morgen läßt er uns auch wohl vollends nach Br. fahren – nur fort? – Als wir im Dorfe anlangten, ließ ich mir die Zügel geben und schickte den Bauer auf den Hof, uns ansagen und um Nachtquartier bitten zu lassen; aber das, worauf ich mit keinem Gedanken gefallen, da es doch so möglich war, erfuhr ich nun: nemlich, die Herrschaft sei eben diesen Tag nach Br. gefahren – um für die Weinachten einzukaufen, wie ein hübscher junger Mann, im grauen Frack, der nicht 5 Schritt von uns stand, zu weiterer Berichtung der Sache sagte. Der hübsche junge Mann im Frack trug verschnittnes Haar, dessen Krümmungen kurz vorher da gewesne Locken anzeigten; dies machte uns Hoffnung, daß es der Pre-

diger wäre. Ich klagte ihm meine Noth und machte kürzlich die Beschreibung unsrer Reise und der elenden Verfassung des Schlittens. Er war so höflich, uns ein Nachtquartier bei sich anzubieten, und sie können denken, ob ich zögerte, es anzunehmen. Schnell lief er voraus, indem er den Fuhrmann auf den Pfarrhof fahren hieß, und als wir da ankamen, stand er nebst seiner jungen Frau, diese mit einem sehr gesegneten Leibe an der Hausthür. Die freundliche und artige Bewirthung dieser jungen Eheleute und die Bequemlichkeit, welche wir bei ihnen fanden, hätte uns die ausgestandenen Mühseligkeiten vergessen machen können, wenn Auguste sich besser befunden und mir meine Schwester nebst ihrem kranken Kinde nicht am Herzen gelegen hätte. Indessen genossen wir doch die Freude, einen Prediger kennen zu lernen, wie ich diese Herrn immer sehr hochschätze, und eine Frau, die seinem Geschmack Ehre machte und ihn verdiente. Auguste fand ein Klavier, sie vergaß dabei

ihre

ihre Unpäßlichkeit ein wenig, ich aber empfand auch einige Unruhe über die Verfassung in der sich die Frau Pastorin befand, weil sie die Mühe, die sie sich um unsertwillen gab und die sie sich durchaus nicht wollte ausreden lassen, beschweren mußte, und es auch möglich war, daß sie noch in dieser Nacht niederkam, da sie ihren Termin erreicht hatte; wobei denn fremder Zuspruch sehr beschwerlich gewesen wäre. Der Pastor war so gefällig, uns seine Pferde und seinen Schlitten anzubieten, um den folgenden Morgen vollends nach Br. gehn zu können. Dieses Anerbieten war mir sehr erwünscht; ich fertigte nun meinen Bauer ab, und ging Morgens um 6 Uhr mit dem Beweisen weiter, daß nichts wohlthätiger sei als eine gefällige Denkungsart, die man aber nicht immer, am allerwenigsten bei ganz fremden Personen, wie uns dieser Prediger war, und mit solcher Uneigennützigkeit vereinbart, antrift. Der liebe Mann, dem ich nie etwas frommen konnte, auch nicht Gelegenheit hat-

hatte, ihm auf irgend eine Art nützlich zu sein, wollte nichts von Entschuldigung hören, obgleich seine Pferde 5 Meilen (so weit hatten wir noch bis Br.) machen mußten und er doch auch zwei Domestiken, da er uns doch auch noch einen Burschen mitgab, einen ganzen Tag entbehren mußte. Ich erfuhr nachher, daß die Frau Pastorin denselben Tag Mutter ihres ersten Söhnchens geworden wäre.

Jetzt ging unsre Reise vortreflich, Schlitten und Pferde waren im besten Stande, die Leute kannten den Weg und die Bahne war eben. Schon um 11 Uhr des Vormittags langten wir in Br. an. Dort hatte ich nicht das Herz bei meiner Schwester abzusteigen, ich wollte erst vernehmen, wie es mit dem Kinde wäre, um mich fassen zu können, wenn ich üble Nachricht hörte. Ich kehrte bei dem Fräuleins ein, wo ich ehemals logirt hatte, diese sagten mir: daß es sich mit der Kleinen besserte, wie sie

ge-

gestern gehört hätten. Das war nun sehr tröstend, ich schickte sogleich nach einem Miethswagen; indessen er geholt ward, kam ein guter Freund der Fräuleins, der uns aber nicht kannte, und erzählte als Neuigkeit, daß er so eben aus des Gouverneurs Hause komme, wo das Absterben der kleinen Fräulein von G. gemeldet worden wäre. Diese Schreckensworte waren um so betreffender, da wir kaum eine halbe Stunde vorher mit der Nachricht der Besserung erfreuet worden waren, und das gar nicht mehr vermutheten. Ich konnte nun nicht sogleich fort, sondern mußte mich lange erholen, mußte Muth und Standhaftigkeit einstudiren, um den schrecklichen Auftritt, der mich besonders bei der Mutter erwartete, zu ertragen und ihr nützlich sein zu können; auch mußte ich Augusten ausweinen lassen und ihr Vernunft predigen. Nach etlichen Stunden begaben wir uns ins Trauerhaus; man wies mich in den Saal, wo die Leiche stand, dort kam mein Schwager mir mit

offnen Armen entgegen, fiel mir um den Hals und sagte: Trösten sie, wenn sie können. Meine Schwester saß über die Todte gebeugt, hielt ihre erstarrten Hände und ließ den Kopf auf der Leiche ruhn. Es ist nicht möglich ihnen zu beschreiben, was in mir vorging und doch mußte ich dieses Gefühl unterdrücken. Ich ging auf meine Schwester zu und suchte sie aufzurichten, denn der Blattergift des verstorbenen Kindes mußte ihr schaden. Hilf mir doch um deine Bernhardine weinen, sagte ich, indem ichs vor Thränen kaum verständlich sagen konnte, sie richtete sich schnell auf, starrte mich fürchterlich an und sagte dann hastig: hat Gott wohl gethan? Mir war sehr angst, ich wußte nichts zu antworten, denn ihr in vermahnendem Tone zu sagen: was Gott thut, das ist wohl gethan u.d.g. wäre hier nicht Mittel zum Zweck gewesen, weil so was im Gange des Schmerzens als etwas längst bekanntes, das aber jetzt nicht gefaßt wird, widrig klingt. Ich kniete neben sie hin,

umfaßte sie und weinte, sie fing endlich mit mir an zu weinen; nun richtete ich mich auf und reichte auch ihr die Hand, wo sie denn aufstand; so führte ich sie aus dem Saale, und winkte, indem ich ihn verließ, daß man die Leiche bedecken möchte. In den andern Zimmern saßen Damen, welche nun Trostworte begannen, die ihr alle lästig waren; es kamen noch mehrere dazu; der Nachmittag war unerträglich, denn meine Schwester war in einem Zustande, wo es ihr unmöglich fiel, die Freundschaft ihrer Bekannten gehörig aufzunehmen, noch den schönen Sachen, die sie, ihr Beileid auszudrücken, und die gebeugte Mutter zu trösten, sagten, Gehör zu geben. Nichts ist, wenn die Hinterbliebenen ernstlich trauren, drückender, als Zuspruch, dieser gehört nur für solche, die sich zwingen müssen, betrübt zu scheinen; ihnen ist jeder, der sein Beileid zu bezeugen erscheint, willkommen, weil dies die Verstellung fortsetzen hilft, ja sogar indem andere traurig thun, ihr etwas Wirklichkeit giebt.

Diese

Diese Nacht war für meine Schwester ein Inbegriff der größten und folternsten Angst; wir brachten sie wachend zu, ich erhielts nicht von ihr, daß sie sich zu Bette legte; sie wollte aufbleiben, um ihre kleine Todte oft besuchen zu können. Ich ging mit ihr, und da sie sich doch immer zureden ließ, wieder weg zu gehen, so hielt ich sie nicht ab, so oft sie auch gehen wollte; denn es war ihr Erleichterung. Auch hier sahe ich bald, daß die Tändelei wegen des Begräbnisses Medicin war, ich bestärkte und beförderte alle dahingehenden Ideen meiner Schwester und mein Schwager ließ es geschehen. Auch diese Mutter wollte ihr Kind im Bildniß behalten, da ihr aber nichts tröstender war, als die Hoffnung, ihrer Tochter bald zu folgen, und mit diesem Verlangen ein banges Wohlgefallen an Grab und Sarg verknüpft war, redete ich nichts dagegen, daß sie ihre Bernhardine im Sarg haben wollte.

Man kennt die Natur und die Grenzen nicht, die sie den Leidenschaften, wenn sie besonders durch einen plötzlichen Zufall erregt sind, gesetzt hat, indem man sich bemüht, die Fantasien, welche sie hervorbringt, weg zu raisoniren und ihnen zu widersprechen; weit besser ists, daß der kaltblütige Freund sie zu unterhalten sucht, als fänd er selbst das größte Vergnügen daran, weil dies sättigt und zurückbringt.

Ich hatte mit meiner Schwester lange genug zu thun, ehe sie der Vernunft Gehör gab, der Verlust dieses einzigen und noch dazu sehr liebenswürdigen Kindes, welches 5 Jahr lang ihre einzige Freude gewesen, war zu tiefgreifend. Eine ganze Woche verging, wo jede Nacht nur wenige Stunden geschlafen ward, so lange die Leiche im Hause stand, besuchten wir diese und ich las meiner Schwester mit unter, was sie so gern hörte, Lieder und Betrachtungen über Tod und Ewigkeit vor. Nach

dem

dem Begräbniß setzte ich dies letzte fort, und um so ununterbrochner, da nun der geliebte Leichnam nicht mehr im Hause war, welches wieder, die erste Nacht besonders, sehr üble Wirkung hatte. Allmälig begann ich in unsern einsamen Stunden, so wol am Tage als während der Nacht mit unter etwas Unterhaltendes zu erzählen, oder ich besorgte dergleichen zu lesen. Dies zerstreute sie; des Nachts schlief sie darüber ein und ich bereitete mich dann auch zum Schlafen. Mit 14 Tagen war sie noch nicht von dem Gedanken, nachzusterben, zurückgekommen; sie machte vielmehr alle Veranstaltungen, wie es nach ihrem Tode gehalten werden sollte, und ich half ihr diese Einrichtungen machen; aber sie begann doch nun schon mit Gelassenheit an die Wahrscheinlichkeit, daß sie nicht sobald folgen werde, zu denken, nahm Besuche an und auch an allen, wie vorhin, Theil. Hiermit war nun ein größeres Stück Arbeit gethan, als ich hier beschreiben kann, es gehörte nur Ausharren

in

in dem System, daß ich einmal angenommen hatte, darzu und daß kein anderer mich darinn störte, um es dahin zu bringen.

Nach drei Wochen reiste ich wieder ab und nahm meine zweite Tochter Antonette mit, welche, da sie Bernhardinens Gespielin gewesen war, den Schmerz meiner Schwester, so oft sie ihr vor die Augen kam, erneuerte; sie behielt hingegen Augusten, deren Gesundheitsumstände sich schon in den 3 Wochen gebessert hatten, da sie in die Fürsorge eines geschickten Arztes gerathen war. Dieser wollte sie ohnehin noch gern in Aufsicht behalten, und so konnte dies in ihrer Tante Hause am besten geschehen.

Ich war nicht 8 Tage wieder auf dem Lande, als die Gemahlin des Generals, der bei dem Tode meines Mannes Chef des Regiments war, und damals so freundschaftlich an mir gehandelt hatte, welche jetzt auch Wittwe war, mir schrieb, daß sie Antonetten zu sich nehmen und vollends erzie-

ziehen wolle. Ich mußte also diese Tochter wieder hergeben und für die gütige Gesinnung der Generalin von R. konnte und kann ich jetzt, da sie nicht mehr ist, nie dankbar genug sein, weil sie meine Tochter zu einem edlen guten Mädchen gebildet hat. Sie behielt sie damals nicht bei sich, sondern ließ sie in einer guten Pensionsanstalt in Br. erziehen (die, in welcher Auguste vorhin unterrichtet ward, war durch den Tod des Entrepreneurs eingegangen). Da Antonette erzogen war, blieb sie ununterbrochen bei dieser würdigen Pflegemutter, die es ihr von dem Tag an, wo sie in ihre Hände kam, an nichts, was eine Tochter verlangen kann, hat fehlen lassen. Sie starb und bedachte sie auch nach ihrem Tode, womit ihr edler Sohn so sehr zufrieden war, daß er in seiner Güte weiter gegangen ist, als seine Mutter es verlangte.

Ich blieb nur noch wenige Zeit auf dem Lande, und zu dieser abermaligen Ver-

änderung gab es mehr als eine Ursache. Mein ältester Bruder verkaufte das Gut mit der alten Burg, auf der ich wohnte; folglich mußte ich sie räumen. Auf jenes Gut des jüngsten Bruders konnte ich nicht wieder ziehen, weil am Hause nichts gebessert war: wollte ich also auf dem Lande bleiben, so mußte ich ein fremdes Haus miethen, und so manches, was ich bisher auf den Gütern meiner Brüder genoß, fiel weg. Wenn es auch nur Kleinigkeiten waren, so kam es mir doch bei meinem geringen Einkommen zu statten. Lottchen, meine jüngste Tochter, brauchte nun auch Erziehung. Ich wollte nicht, daß sie gegen ihre Schwestern zurückbleiben sollte, und da jetzt die Leute, zu deren Bezahlung ich 5 Thlr. von der Regimentspension angewiesen hatte, befriedigt waren, so konnte ich sie ganz ziehen. Die Hälfte davon wollte ich gern an Lottchens Erziehung wenden, und es war mir, wenn das nicht reichte, Beistand versprochen. Mein jüngster Bru-

der

der both mir sein Haus in Br. abermals zur Wohnung an, wo ich denn für 5 Thaler monatlich ein Zimmer und den Tisch hatte.

Ich hatte in 3 Jahren, die ich mit den Kindern auf dem Lande gelebt, und nur 7 Rthlr. einnahm, wobei so viel Krankheiten vorfielen, nicht mehr als 40 Rthlr. zugesetzt, die ich hin und her noch zu bezahlen hatte. Dies Geld schoß mir ein guter Freund im Ganzen vor, und ich zahlte es ihm nach und nach ab. Nun besorgte ich Lottchens Kleidung und Wäsche, wie sie jetzt sein mußte; dies kostete gleich etwas nicht ganz geringes, und in der nemlichen Pension, wo Antonette erzogen ward, zahlte ich, weil Madam Henry auf die Umstände sah, jährlich nur 100 Rthlr. Dies war monatlich 8 Rthlr. 8 Gr. – Im Hause meines Bruders konnte ich sie nicht behalten, weil dieser als Cavalleriſt in der Vorstadt wohnen mußte, von wo aus es bei schlechtem Wetter und Wege un-

unmöglich gewesen wäre, das Mädchen in den Unterricht zu schicken; folglich wäre er sehr unterbrochen worden. (Ich habe gegründete Ursachen, hier meine damaligen Einnahmen und Ausgaben zu zeigen und überhaupt jeden Umstand genau anzuführen. Verzeihen sie also, wenn ich im folgenden ihnen lange Weile mache.)

Also 8 Rthlr. 8 Gr. mußte ich monatlich für meine jüngste Tochter zahlen, und kein Monat verging, ohne daß eine der gewöhnlichen Nebenrechnungen zu bezahlen war, die nie unter ein paar Thaler betrugen. 5 Rthlr. gab ich meinem Bruder. Ich konnte es ihm damals, wo er noch mit sich selbst, seiner Familie und den angekauften Gütern, genug zu thun hatte, nicht zumuthen, mich unentgeldlich zu ernähren. Ich logierte und speiste für 5 Rthlr. außerordentlich wohlfeil. (Wär er in so guter Verfassung gewesen, wie jetzt, so würde er nichts genom-

nommen haben:) 8 Rthlr. 8 Gr. – 2 Rthlr. Extrarechnungen in der Pension – 5 Rthlr. für mich beträgt 15 Rthlr. 8 Gr. Ich aber hatte monatlich nur 12 Rthlr. 12 Gr. einzunehmen. Nun wollte doch etwas auf Frühstück, Wäscherlohn für Lottchens und mein Weißzeug, auch etwas zu andern unvermeidlichen kleinen Ausgaben sein; und woher die abgehende Kleidung, Schuhe u. s. w. für mich und meine Tochter nehmen? Die Intressen waren noch immer für Gläubiger bestimmt; nur 30 Rthlr. von jener Großtante kamen noch in meine Hände. Ich brauchte aber, wenn ichs auch noch so sehr eintheilte, jährlich mehr als noch einmal so viel, als ich einnahm; und wo sollte dies anders herkommen, als daß ichs borgte, da nichts weiter als Unterstützung mir zufiel? Gewiß behalf ich mich sehr schlecht! Das Geringste, was zu haben war, wählte ich zu meinem Anzug. An nichts was nur 2 Gr. Ausgaben verursacht hätte, nahm ich Theil, und eben so besorgte ich für meine

Toch-

Tochter das nöthige möglichst wohlfeil. Der Fall war jetzt, wie ehemals, d. h. ich konnte mich nicht an Leute wenden, die Geld auf Hypothek oder sichere Wechsel geben, sondern mußte Zuflucht zu solchen nehmen, die von Zeit zu Zeit kleine Summen auftreiben, welche man gut verintereßiren und wofür man ihnen doch auch ein Douceur geben muß; kommt dies nun oft, und man kann das Vorige nicht wiedergeben, sondern muß auch denn die Geduld bezahlen, so frißt das um sich, wie ein Krebsschaden. Ich lebte ein volles Jahr in Friede und Einigkeit mit meinem Bruder und meiner Schwägerin in einem Hause, und suchte in dieser Zeit ihnen so viel sichs thun ließ, nützlich zu sein. Meine Kinder waren alle gesund; für Augusten und Antonetten hatte ich nicht zu sorgen. Lottchen machte mir ebenfalls Freude; ich gab sehr gerne was sie mir koste-te. Daß ich alle Monate zusetzte, war freilich traurig genug; aber ich hofte abermals und zwar mit einigem Recht, daß

es

es nicht wieder so schlim als vor 3 Jahren werden sollte. Denn einmal hatte ich doch nicht so viel zu versorgen, zweitens näherte sich der hochselige König seinem Ende, und der Kronprintz, welcher meine Verfassung aus dem einjährigen Kriege kannte, war schon damals so gnädig gewesen, mir seine Hülfe mit der Zeit zu versprechen.

Wie groß der Verlust eines Friedrichs für seine Staaten war, darf ich hier nicht beweisen; auch ich verehrte die Größe dieses Monarchen, ja ich liebte ihn, obwol er mir nie etwas gegeben, vielmehr gegen sein Versprechen alles abgeschlagen hatte. Allein der Kronprinz, der so gnädig, so gut war – wie es der König noch ist – kannte meine Familie, war unser gnädiger Herr, hatte schon in Ansehung meines ältesten Sohns mir meine Bitte gewährt, und so großmüthig gegen denselben gehandelt, verdenken sie es mir, die immer von Sorgen und Mangel umgeben war, daß ich mich auf

den

den Antritt seiner Regierung unendlich freute? Ich glaubte gewiß zu wissen, daß mir völlig geholfen, daß ich versorgt werden würde, also sahe ich diese Begebenheit als meine Erlösung an.

Demohngeachtet kann ich mir nicht vorwerfen, daß ich auf diese Hoffnung hin mir die geringste Ausgabe gemacht, oder mich schon darauf los divertirt hätte; ich lebte immerweg eingezogen, sah' keinen Menschen als meine Kinder, meine Geschwister und die, welche ich ohne Umstände besuchen konnte, oder solche, mit welchen ich in den Häusern meiner Geschwister zusammen kam. Doch an nur einigermaßen ansehnlichen Gesellschaften, welche in denselben gehalten wurden, nahm ich selten Theil. – Nein zu dieser Zeit that ich nichts, was meine Lage verschlimmern konnte, und das war mir viel Beruhigung.

Von meinem jüngsten Sohn hörte ich nicht die erfreulichsten Nachrichten. Er war

ganz

ganz fremd in das Cadettenhaus nach Berlin gekommen, wo er unter wenigstens 400 jungen Leuten ganz verwilderte. Dorthin gehörte er nicht; nichts war ihm nach seinem Sinne, und wie gut auch die Aufsicht ist, so ist es unter einer solchen Menge Knaben doch nicht möglich, daß sie so alles umfassend sein kann, als es, besonders bei lebhaften Kindern, die nach ihrem flüchtigen Temperament zu Ausschweifungen geneigt sind, sein sollte. Auch habe ich schon gesagt, daß Wilhelm eine solche despotische Regierung, wie sie in solchen Instituten eingeführt ist, nicht vertragen konnte. Er war an 2 Personen empfohlen, welche beide, der eine nicht Zeit und der andere nicht Lust und auch nicht Muße hatte, mit der Sorge um ihn ins Detail zu gehen. Minister M. unser Oncle, war einer dieser Herrn. Er war bejahrt und mit Arbeit überhäuft, wie wär es ihm möglich gewesen, sich um das Thun und Lassen eines Cadets gehörig zu bekümmern? Er hatte den Grundsatz, daß

jun-

junge Edelleute immer etwas Geld haben müssen, weil sie, wenn es ihnen fehlte, leicht auf üble Wege geriethen, um sichs anzuschaffen. Nach dieser Meinung setzte er meinem Sohn monatlich 10 Rthlr. aus, und ließ sich, wenn er zu ihm kam, leicht erbitten, ihm noch außerdem etwas zu geben, welches dieser unter allerhand Vorwand forderte. Der Minister hatte nie unterlassen ihn dabei aufs Beste zu ermahnen, hatte auch zuweilen ein kleines Examen mit ihm angestellt. Dieser, darauf ohngefehr vorbereitet, bestand denn so ziemlich und sein Großoncle glaubte ihn auf dem besten Wege. Der zweite Nebenaufseher war ein Offizier, auf welchen meine Schwester, so wie ihr Gemahl, viel Vertrauen setzten, dieser erkundigte sich manchmal nach Wilhelm; und war sein Lob nicht gut, so machte er ihn herunter, schrieb uns unangenehme Episteln davon und ließ ihn laufen. Mein Schwager ließ ihn durch eben diesen Officier monatlich 1 Rthlr. zahlen, welches geschah, weil

weil der Patron von den 10 Thalern des Ministers nichts merken ließ, und dieser es auch gegen keinen Menschen erwähnte. Wilhelm hatte mehr Geld, als ihm eigentlich nöthig war, da er als Cadet doch für nichts sorgen durfte: dieses wendete er an, sich und andern gütlich zu thun und lernte viel ausgeben, wodurch er sich wenigstens manchen unter seinen Kameraden zum Freunde machte, so daß ichs gern glaube, sie werden dafür erkenntlich gewesen sein und ihm geholfen haben, wilde oder vermeßne Streiche auszuführen und zu verheimlichen.

Wie sehr sie ihm beistanden, dem Minister Geld abzulocken, ersah' ich aus einem Bekenntniß, das er mir nach der Zeit selbst that. Als nemlich der Minister so krank war, daß man sagte, es ginge zum Tode mit ihm, überlegte Wilhelm, daß er dadurch eine mächtige Stütze verlöre und sann, wie er noch vor dem Thorschluß etwas ziehen könnte. Einige der jungen

Leute gingen mit ihm darüber zu Rathe, man beschloß nun Rechnungen über gute und neue Bücher, und über ein Clavier zu machen, und den Oncle zu bitten, daß er sie doch bezahlen möchte. Mit diesen Noten von den guten Freunden geschrieben, begab sich Wilheim zum Minister, welchem er klagte, daß die Leute, denen er schuldig wäre, nicht länger warten wollten. Der gutmüthige Greis las das alles noch selbst und freuete sich, daß Wilhelm doch Bücher von Geschmack läse und auch Music lernte; er gab ihm mehr als diese falsche Rechnungen betrugen, weil es doch wol das Letzte sein würde, und ermahnte ihm noch einmal aufs Beste. Mein Sohn gestand mir, daß ihn diese Güte sehr gerührt hätte, fast wär er Willens gewesen, zu gestehen, daß er den Großoncle hintergangen; aber einmal hätte er es nicht gewagt, sich dadurch noch zuletzt mißfällig zu machen, und denn hätte er wol gar, wenn der Minister sehr böse gewesen wäre, das Geld wieder hergeben müssen,

wel-

welches ihm doch zu sehr am Herzen gelegen hätte. Er unterdrückte also seine Reue und erfreute seine wartenden Kameraden mit einer hübschen Börse, die sie ihm insgeheim, Gott weiß wie, verjubeln halfen.

Dergleichen Streiche kommen nun nie ans Licht, wenn sie unter einer solchen Menge wilder und leichtsinniger Knaben vorfallen, weil sie einer dem andern verbergen hilft, wenn mehrere Nutzen davon haben. Sie werden also nie bestraft, noch ihnen die gehörige Vorstellungen dagegen gemacht, und oft ist das Gelingen derselben Ursache, weswegen junge Leute Intricken, ja Prackticken machen angewöhnen, welches sich auch in der Folge nicht leicht abgewöhnt, besonders wenn sie nicht in Lagen kommen, wo sie ihre Ausgaben, sie mögen nach ihren Neigungen noch so groß sein, selbst besorgen können.

Da wir bis jetzt weiter nichts Uebles von Wilhelm hörten, als daß er zuweilen

trotzig wäre und mit unter ein wenig raisonnirte, so hofte ich, sie würden das schon zu bestrafen wissen, wenn er es zu arg machte, und verließ mich auch auf den Kronprinzen, an welchen ich einmal schrieb und um seine Protection in Ansehung des weitern Fortkommens meines jüngsten Sohnes bat. Der Prinz antwortete mir, daß er jetzt nichts thun könnte, wenn er aber in der Folge dem jungen Menschen nützlich sein könnte, würde es sehr gern geschehen. Dies war nun ein großer Trost, ich schrieb es meinem Sohn, den ich fleißig zu einer guten Aufführung ermahnte und beschwor ihn, sich in Voraus dieses Versprechens würdig zu machen. Seine Antworten stellten mich immer in so ferne zufrieden, daß ich sah, sein Wille sei, mir Freude zu machen und gut zu werden, aber das Vollbringen war nun freilich sehr unvollkommen.

Auch mein ältester Sohn, der mir nie Ursache zum Mißvergnügen gegeben hatte,

ver-

verursachte mir jetzt einen großen und unvermutheten Kummer, welcher für ihn und mich die Fülle der Angst mit sich brachte. Auch diesen Theil meiner Wiederwärtigkeiten will ich ihnen im folgenden Briefe erzählen.

V.

Julius, von dem ich im Vorigen gesagt habe, daß er mir einen unvermutheten Schreck, welcher die widrigsten Folgen hatte, verursachte, war nicht mehr am Hofe, sondern Cornet des Regiments, jetzt Graf G. welches 4, 6 und 8 Meilen von Br. in verschiedenen Garnisonen steht; aber mein Sohn war auf Urlaub für die Pfingstfeiertage bei uns. Er konnte nicht mit mir in einem Hause sein, weil ich beim Bruder wohnte; welcher wenig Gelaß hatte, also logierte er bei meiner Schwester G.

Die Gewohnheit, daß Männer und besonders Officiers jede Beleidigung mit dem Degen rächen müssen – Gebe Gott, daß

daß sie die Aufklärung endlich einmal erlöschen macht – bewog ihn, einen Cornet von unserm Regimente zu fordern. Zwar war er in ziemlich gutem Vernehmen mit ihm gewesen, eine Kleinigkeit aber hatte die jungen Leute kalt gegen einander gemacht. Es gibt immer, und in jedem Regiment Leute, welche gern Händel sehn und die jüngern Officire darzu ermuntern. Ein solcher Herr war es, der jetzt, da mein Julius bei uns war, ihm hinterbrachte, wie der Cornet, Baron von R. scandalös von ihm und seiner Familie gesprochen hätte, und dann meinen Sohn bedeutete, daß er dieses wol nicht leiden würde, auch nicht leiden könnte. Julius durfte, wenn er auch noch so sanftmüthig und moralisch gedacht hätte, nicht von sich sagen lassen, daß man ihm eine solche Nachricht gegeben, und er sie gelassen eingesteckt hätte, besonders, da er hierzu ermuntert und ihm gesagt ward, daß man die Beschuldigung im Beisein des Cornet R. wiederholen wollte. Also hatte

ihn

ihn Julius den Tag nach Pfingsten gefordert und R. wußte natürlicher Weise nichts bessers als zu kommen. Mein Schwager war damals Commandeur des Regiments; ihm also durfte mein Sohn nicht sagen, was er vorhätte, weil es der Oberste sonst verbiethen mußte. Auch meine Schwester und ich wurden nicht unterrichtet. Julius hielt seine bevorstehende Fehde vor uns allen, auch vor seiner Schwester Auguste, die mit ihm in einem Hause war, geheim. Eben den Tag nach Pfingsten war ich in meinem Zimmer, welches einen Balcon nach der Straße heraus hatte; mein Bruder war mit seiner Frau und Kindern aufs Land gefahren; also war ich allein; aber meine jüngsten Töchter hatte ich aus der Pension für die Feiertage holen lassen, und sie waren noch da. Wir saßen eben im Balcon, dem gegenüber das Reithaus stand, als mein Julius, Cornet R. und noch etliche Officiers daher geritten kamen, vor dem Reithaus abstiegen und hineingingen. Ich

konn-

konnte nicht vermuthen, was sie vorhatten, aber das Herz schlug mir so, als hätte ich alles gewußt. Noch ein Offizier kam nachgesprengt, und stieg auch vor diesem Reithause ab, da ich bemerkte, daß er nach uns herüber sah, winkte ich ihm; er kam zwar, aber antwortete auf meine Frage: was sie denn alle darinnen zu thun hätten? nicht das Wahre, sondern, daß es Pferde zu besehen gäbe, und so eilte er davon. Ich hatte keine Pferde hineinführen sehen, ob ich gleich schon lange da saß; also erkannte ich die Antwort für Finte und meine Angst vermehrte sich. Da es aber sonst nicht gewöhnlich war, sich an diesem Ort zu schlagen, so wußte ich nicht, worüber ich mich zu ängstigen hatte, bis Julius herauskam, sich aufs Pferd warf, und die Umstehenden fragte, ob nicht in der Nähe ein Feldscherer im Quartier läge, er ward berichtet und sprengte dahin. Jetzt eilte ich hinunter, nahte mich dem Reithause und hörte von einem daſtehenden Unteroffizier, daß sich R.

und

und mein Sohn geschlagen und der Letzte den ersten stark verwundet habe. Das war auf jede Art eine schreckliche Nachricht für mich. Die Gefahr, der sich mein Sohn wegen der gewöhnlichen Ahndung ausgesetzt hatte, war mir nichts neuriger, als der Gedanke, er sei Schuld an der Beschädigung eines Menschen. Alles war nun in Bewegung. Der Feldscherer, den mein Sohn aufgesucht hatte, kam eilig, und ein Major, der nahe bei wohnte, mußte anspannen lassen, um den Verwundeten wegzufahren. Meine Töchter waren mir nachgelaufen und thaten kläglich; ich hieß sie zurückgehen und lief zum Major, der mich zu trösten suchte, indem er mich hoffen ließ, daß es vielleicht so gefährlich nicht sein würde. Wir gingen während den Sprechen ans Fenster und eben brachten sie den Verwundeten leichenblaß geführt und hoben ihn in den Wagen. Ich war der Ohnmacht nahe, so durchdrang mich dieser Anblick. Der Major schickte, um mich zu beruhigen, einen seiner

Leu-

Leute zu Pferde dem Wagen nach, welcher denn, wo möglich, Nachricht bringen sollte, wie die Verwundung sei; ich ging zu meinen Kindern zurück, und sah meinen Sohn noch einmal kommen, er sprengte ans Fenster und sagte mir gezwungen lächelnd: daß er eine kleine Affaire mit Cornet R. gehabt, daß dieser verwundet, aber hoffendlich nicht gefährlich sei; allein sein Gesicht zeigte, daß er so gelassen nicht war. Ich wollte weiter fragen, aber er versprach bald wieder zu kommen und ritt schnell fort. Nach einer Weile kam der Bediente des Majors, und dieser, da er ihn gehört hatte, zu mir herüber. Er brachte die Nachricht, daß R. in den Arm gehauen sei, es würde aber wol nicht viel zu sagen haben. Dies hatte der Bediente von dem Ersten Besten, der die nähern Umstände nicht wußte, gehört; es beruhigte mich auf eine halbe Stunde. Nachdem diese ohngefähr verlaufen war, sah ich den Wagen meiner Schwester schnell gefahren kommen; ein Bedienter kam voraus

ge-

gelaufen, mir zu sagen, daß ich unverzüglich kommen möchte, weil etwas wichtiges vorgefallen wäre. Meiner Einbildung stellte sich sogleich das Schlimmste dar, was bei dieser Gelegenheit kommen konnte, R. war todt, Julius arretirt und nun auf ewig unglücklich. Dies glaubte ich fest, and scheute mich doch, die Gewißheit von dem Bedienten zu hören; hingegen lief ich, wie ich war, hinunter und so fort zu meiner Schwester, ohne mich in den Wagen zu setzen, der vor der Thür hielt. So ganz war ich noch nie von aller Geistesgegenwart verlassen gewesen, als jetzt, da ich einen Menschen durch meinen Sohn getödtet, und diesen ganz unglücklich, ganz aus seiner Laufbahn gerissen glaubte. Der Wagen fuhr mir nach und der Bediente erinnerte mich einzusetzen, welches ich endlich that. Ich traf meinen Schwager verdrüßlich und zugleich traurig an, meine Schwester und Auguste gingen trostlos umher, und nun erfuhr ich folgendes: Julius war hingekommen und hatte so wie

bei

bei mir obenhin gesagt, was vorgegangen, er suchte alsdann den Oncle auf, ihm es beizubringen, weil er es, da R. verwundet war, doch erfahren mußte. Während Julius den Obersten davon unterhielt, schickte jemand und ließ sagen, der Cornet möchte machen, daß er fort käme, weil R. nicht den Abend erleben würde, indem die Arterie zerhauen sei. Dieser Bothe richtete seinen Auftrag an meine Schwester aus, welche so was nicht vermuthet hatte, folglich um so heftiger erschrack. Sie ließ meinen Sohn rufen und hinterbrachte ihm zitternd die Schreckenspost; er ließ eiligst satteln und sprengte mit seinem Reitknecht davon. So traf ich die Sachen als ich ankam, sie waren in sofern besser, als ich mir vorgestellt hatte, daß nemlich R. noch nicht todt und Julius nicht arretirt war, dies aber verbesserte nur die Umstände des Augenblicks. Denn, daß er fliehen mußte und R. doch sterben würde, machte den Fall dennoch so traurig, als ichs gefürchtet hatte.—

Wir

Wir erfuhren nach einer Stunde, daß R. sich auf die Vorstellung deß Regimentsfeldscherers, sein Leben werde erhalten, wenn er sich den Arm abnehmen ließ, zu dieser schmerzlichen Operation, blos um meinen Sohn zu retten, entschlossen habe, da er, wenn er diesen nicht ins Unglück brächte, lieber sterben, als so krüpelhaft eine lange Zeit leben wollte. Dieser Edelmuth des jungen Menschen rührte uns ungemein, er dauerte uns um so mehr. Noch war es ungewiß, ob er auch die Amputation überstehen würde, daher erklärte er vorher, daß mein Sohn durch die Nothwendigkeit dahin gebracht worden sei, ihn zu fordern und Ursache dazu gehabt hätte; daß sie sonst immer gute Freunde gewesen u. d. g. und nahm die Umstehenden zu Zeugen dieser Aussage. Die Offiziere, welche beim Duell gewesen, sagten: daß R., etwas größer als mein Sohn, diesen nach dem Kopf gehauen, Julius aber den Streich parirt und in diesem Augenblick den Gegner auch bleßirt

hät-

hätte, wo es denn so übel gerathen war. Die Amputation lief glücklich ab, aber der Kranke war viele Tage in Todesgefahr, so daß wir doch keinen Augenblick ruhig sein konnten. Meine Schwester versorgte ihn in dieser Zeit und überhaupt während der ganzen Krankheit mit allem, was der Regimentsfeldscherer für ihn zur Stärkung und sonst an Brühen vorschlug, und ließ den Koch hierauf den größten Fleiß wenden.

Julius war zuerst zu seinem Vormunde dem Herrn von O. geritten, dieser hatte ihn mit einer Reisebörse versehn und nun nahm er seinen Weg über die Grenze hinweg in den nächsten Ort des Auslandes, von wo wir durch Umschläge Briefe erhielten, die ich eben so beantwortete, da ich selbst nichts von seinem Aufenthalt wissen durfte. Sein Brief zeigte, wie es in seinem Herzen aussah, er war weniger über das Schicksal, das ihn erwartete, als über den guten R. traurig. Ich konnte ihm nichts melden, was diese Traurigkeit verminderte.

Bei

Bei dem Regiment, wo er stand, hatte sich vor wenig Zeit ein Offizier an den König gewendet, und diesen ohne weiteres gebeten, 9000 Rthlr. Schulden für ihn zu bezahlen. Der Monarch hatte dieses sehr ungnädig aufgenommen und dem Chef und Commandeur sein Mißfallen bezeigt, daß ihre jungen Offeziere so viele Schulden hätten, auch war der Offizier für seine Verschwendung mit einigen Monaten Festungsarrest bestraft worden. Mein Sohn hatte keine so große Schulden, aber ein Offizier von der Cavallerie, der nicht große Zulage hat, kann nicht ganz frei bleiben. Als die Nachricht des Duells und seiner Flucht beim Regimente bekannt ward, erhoben sich die Stimmen seiner Gläubiger (er war etliche hundert Thaler schuldig) sie wendeten sich an den Chef und Commandeur, und diese unruhig über das neue Ereigniß, schrieben mir dringend, daß ich Anstalt machen möchte, für meinen Sohn zu bezahlen, weil sonst mehr als ein Verdruß käme.

käme. Also mußte ich auch hierzu Hand biethen, mußte Geld schaffen, auf welche Bedingungen ich nur konnte. Auch das, was der Vormund zur Reise gegeben, fiel mir zur Bezahlung heim, mein Sohn schickte mir einen Bothen und verlangte etwas, welches ich ihm, da er an einem fremden Ort war, abermals nicht versagen konnte. Durch dies alles bekam ich mit einem Mal für mich wichtige Summen auf den Hals, die meine Lage sehr verschlimmerten. Zwar erhielt ich, was ich jetzt brauchte, von eben dem Major, welcher nahe bei uns wohnte, ohne Zinsen nur gegen Verpfändung der Regimentspension, die er denn bis er bezahlt war, monatlich einzog, (er hatte selbst Familie und konnte nicht anders handeln), aber nun hatte ich auch nichts einzunehmen, mußte alles borgen, was ich brauchte, kein Wunder, daß es anwuchs.

So bald R. außer Lebensgefahr war, daß man also wußte, was man dem Monarchen melden sollte, berichtete der Inspecteur den ganzen Vorfall. Der König war so gnädig, die Sache als Jugendvorfall zu behandeln und die Zeit des Arrests beim Regiment der Disposition des Inspecteurs zu überlassen. Ich mußte nun meines Sohnes Auffenthalt anzeigen, er bekam Ordre, sich zu seinem Regiment zu begeben, und dort war er für einige Monate Arrestant.

So war dieser traurige Vorfall noch glüklich genug beendigt, nur ich hatte um so viel mehr zu bezahlen, welches mir damals mein Sohn nicht wiedergeben konnte. Doch er hat mich schon seit einigen Jahren verschiedene Mal nach seinen Kräften unterstützt, und in der Folge, wo er mehr wird thun können, kann ich von seinem guten Herzen und von seiner Pflichtkenntniß Trost für das schwache Alter erwarten, wenn ich noch viel länger leben und mich selbst

zu unterhalten ganz unfähig werden sollte.

Baron R. mußte den Abschied nehmen, weil er den rechten Arm verloren hatte. Es war ein Glück, daß er Vermögen besaß und ohne den Dienst sehr gut leben konnte, außerdem wäre das Unglück doppelt gewesen; immer ist es groß genug, in den Jünglingsjahren den Arm zu verlieren, und die ganze Lebenszeit ohne ein so wesentliches Glied zu sein.

Solche Früchte erwachsen nicht immer, doch aber oft aus dem Zweikampf; zuweilen kostet es Einem das Leben, und der Andere muß flüchtig werden. Und kann man es jungen Leuten wol verdenken, wenn sie, so gereizt, wie mein Sohn es hier war, losschlagen? thäten sie es nicht, so wäre Ehre und Name beleidigt, als Offizier könnten sie nicht mit Achtung fortdienen. Dieser unglückliche Vorfall machte zwar meinen Sohn vorsichtig, er vermied seit der Zeit

sorg-

sorgfältig jede Gelegenheit zum Zwist, vielleicht durfte er auch, jetzt, da er gezeigt hatte, daß er die Klinge des Gegners nicht scheute, den Aufwieglern nicht mehr Gehör geben; allein andere Jünglinge, welche das erst zeigen sollen, kommen doch oft wie Julius, in Fälle, wo sie entweder unglücklich machen, oder es werden. Damit dies nicht mehr geschähe, sollten von Seiten der Fürsten solche Einrichtungen getroffen werden, welche diese barbarische Gewohnheit völlig höben.

Ich werde ganz gewiß, wo nicht von Ihnen, doch von andern, welche diese Briefe lesen, für eine Visionaire gehalten werden, wenn ich hier wieder einen Traum erzähle; aber ich kann ihn nicht verschweigen, da aus so vielen Erfahrungen der Wunsch bei mir geflossen ist; die Träume – versteht sich nicht alle – in einige Auctorität zu setzen. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Keines von uns von dem vorseienden Zweikampf

meines Sohns wußte, auch das was R. gegen ihn und einige Mitglieder der Familie gesprochen haben sollte, ward uns nicht mitgetheilt, ich konnte also nicht daran denken, daß er mit dem Erstern in widrige Verhältnisse kommen sollte. Dies mußte ich als Eingang erinnern, um der Einwendung, daß man die Sache in Gedanken gehabt hätte, vorzubeugen. Ein Rittmeister unsers Regiments hatte eine Fräulein R. geheirathet, sie starb aber bald wieder und war schon beinahe ein Jahr todt, als dieser Zweikampf vorfiel, bei dem ihr Verwandter den Arm durch meinen Sohn verlor. Einige Wochen vor der Ankunft des Letzten, träumte mir, daß ich sehr beängstigt umherirrte, zu meiner Schwester G. wollte, aber immer fehl ging, und endlich in ein großes Haus einkehrte, wo ich keinen Menschen antraf. Ich ging viele Treppen hinauf und dann in einen offnen Saal, wo die verstorbene Rittmeisterin im Sarge lag. (Sie war nicht in Br. sondern auf dem Lande gestor-

ben, folglich hatte ich sie nicht im Sarge gesehen, daß also auch hiervon kein Eindruck zurückbleiben konnte; überhaupt war ich nie in großem Umgang mit ihr gewesen, und hatte nun vollends, da sie schon ein Jahr todt war, kaum an sie gedacht.) Ich wollte in meinem Traum an der Thür des Saales umkehren, die Leiche richtete sich aber auf, rief mich beim Namen und sagte, sie hätte mir was Wichtiges mitzutheilen. Ich ging zu ihr hin, sie zog mich nach sich und legte ihren rechten Arm in meine Hände. Dieser Arm war sehr schwer, und schien mir schwerer zu werden; ich stand viel Angst aus, und in dieser Angst erwachte ich. – Sagen Sie mir jetzt, wohin soll ichs rechnen, daß dieser Traum mit den Begebenheiten des Zweikampfs so zusammen zu räumen war?

Auch diese betrübte Begebenheit war nun vorüber, und ich warf sie hinter mich, wie die übrigen. Es ging mir dann dem Aeußern nach noch sehr erträglich; große

Ge-

Gesellschaften besuchte ich nicht, und viele meiner ehemaligen Bekannten waren wieder wie sonst meine Freunde. Meine gute Laune war um diese Zeit zwar nicht ganz verschwunden, aber doch sehr eingeschränkt; ich hatte viel erlitten und war intimitirt, ja das Leichte, das Gefällige in meinen Fasons war weg, ich mußte gewiß denen, die mich vorher gekannt, sehr geändert, und Leuten die mich erst kennen lernten, als eine Frau, die gar keine Erziehung und wenig Verstand hatte, vorkommen. Dies fühlte ich selbst; daher waren mir alle Gesellschaften so widrig, als das kleinste Geräusch mir unerträglich fiel, weil ich meist schwermüthig war. Auch in meinen frölichen Tagen hatte großer Lerm, eine durcheinanderlaufende Menge und lauter Jubel etwas empörendes für mich. Das Vergnügen, welches andere daran finden, die solchen Scenen oft zu Gefallen gehn und sich dazu drängen, war mir immer fremd, ja ich konnte nicht begreifen, wie es andere fühlen machten. Jetzt konnte

mich

mich schon eine geringere Anzahl Menschen, wo man, wie wol mit aller Ordnung und Mäßigkeit fröhlich war, beängstigen: nur in kleinen stillen Zirkeln war mir wohl, da nur erwachte denn, obwol das Herz von Sorgen gepreßt war, meine Laune wieder ein wenig.

Ich hatte nicht viel auf meinen Anzug zu wenden, es war mir aber auch völlig gleichgültig, ja ich vernachläßigte meine Person zu sehr.

Einer meiner größten Wünsche war, immer nützlich zu sein, es grämte mich unendlich, daß ich es nicht konnte, daß ich vielmehr ein unnützes, unbedeutendes, in Unglück vergrabenes Mitglied der menschlichen Gesellschaft war. Ich unterhielt mich bisweilen Stundenlang mit Gott; o wie oft lag ich vor ihm auf den Knien und betete; wie sorgsam suchte ich die Bibel zu studiren, die besten Religionsbücher zu meinem Trost, zur Erhebung des Herzens anzuwenden!

Das

Das neue Berliner Gesangbuch, welches damals nicht längst erschienen war, ward mir unter andern sehr lieb. Zuweilen wendete ich auch meine einsamen Stunden an, ein Gedicht zu machen, welches ich denn aufhob. Ich schrieb um diese Zeit eines meiner Werke, das ich aber, so wie die Gedichte, noch nicht herausgeben konnte, weil alles der Feile bedurfte, die ich nicht mit gehöriger Gemüthsruhe, wie und wo es nothwendig war, ansetzen konnte.

Als mein Leiden gar zu lang und anhaltend ward, machte es eine widrige Wirkung auf mich, ich schwankte in meinen Grundsätzen, ergriff sie wieder, machte ein Gemenge von devoten und frivolen Ideen, gefiel mir darinnen, haßte mich deswegen wieder, suchte Zerstreuungen, setzte oft im Denken und Sprechen Delikatesse und nöthige Rücksichten bei Seite, und kam mir deshalb dann wieder hassenswerth vor. Zuweilen erhob ich mich im

Ver-

Vertrauen auf Gott, dann in Hoffnung auf die Hülfe des Kronprinzen, aber auf mich selbst hatte ich alles Vertrauen, so wie auch meist die Achtung, die man sich schuldig ist, verloren, und dies ist ein großes Unglück! Oft machte ich einen Entwurf, mich aus meiner wieder schlimmer gewordnen Lage herauszureißen, ich wendete mich hierzu an Menschen, die mir behülflich sein konnten; es gehörte auch nicht viel dazu, und diese zerstreuten diese fressenden Schulden, die mich immer tiefer hineinführten, und mich zu Anschlägen zwangen, die mich anekelten, wollte ich tilgen und dem, der mir dazu hülfe, alle meine künftigen Hoffnungen preis geben, um sich zuerst dadurch bezahlt zu machen. Aber wer wollte auf Hoffnungen traun? –

Der Bekümmerte glaubt, indem er selbst seine Noth fühlt, es könne unmöglich fehlen, daß er nicht einen vermögenden Mitbruder durch Darstellung derselben erwei-

weichen sollte, und seufzt, wenn er sich getäuscht fühlt, über Härte und Undienstfertigkeit, wie viel aber solcher Leidenden sind, und wie unmöglich es ist, immer genau zu erforschen, ob die zuleistende Hülfe ganz nothwendig und angewandt ist, so hat man eigentlich unrecht, sich zu beschweren, daß man seinen Zweck, sich durch andrer Beistand aufzurichten, selten erreicht. Ohne daß hierzu eine besondere Ursache, ein gegenseitiges Intresse obwaltet, geschieht dies nie; jeder kennt den Werth des Geldes und giebt es nicht ohne Nothwendigkeit aufs Gerathewohl hin, er müßte entweder ein Sonderling, oder ein Mann von ungewöhnlicher Großmuth, wie sie in Romanen vorkommen, sein, oder er müßte aus Leichtsinn das Geld nicht achten, und indem er es überhaupt vergeudet, auch mit unter einem andern aushelfen. Denn aber kommt es just auch nicht dahin, wo es zum besten Zweck wäre, und der Verschwender thut es auch nicht, ohne Gründe dazu zu haben.

Es

Es ist freilich zu beklagen, daß die Menschen so wenig auf ächte Wohlthätigkeit sehn, und die ordentlichen, die gesetzten und moralischen eben am wenigsten. Denn wenn auch nicht immer und allen zu helfen ist, so könnte man doch mehr Ausnahmen machen. Es wird bei gewissen Gelegenheiten Geld an Arme vertheilt, es werden hierzu Vermächtnisse gemacht, wovon denn unter vielen jeder etwas erhält, welches bald vergessen wird. Oft habe ich gedacht, daß ich ganz anders handeln würde, wenn ich reich wäre und entweder beim Leben eine Summe in wohlthätiger Absicht hingeben, oder sie auf den Fall meines Absterbens hierzu bestimmen wollte. Ich erkundigte mich dann nach einer nothleidenden oder in Vorfall gerathenen Familie, und hülfe dieser dadurch; hätte ich kein Vertrauen zu ihrer Eintheilung, so würde ich diese einem redlichen Menschen übertragen, damit mein Zweck erfüllt würde. Diesen ganz vollkommen zu erreichen, ist überall schwer, würde

also auch hier nicht immer möglich sein, aber doch geschehe dies oft und mehr als bei Vereinzelungen. Man thut seinem Verlangen zu geben freilich mehr Gnüge, indem man viele verbindet, doch es ist recht besehen, Irrthum; denn von den Vielen haben die meisten, ihrer Meinung nach, zu wenig erhalten, folglich hat man unzufrieden gemacht; eine einzige Familie aber, die man aufrichtet, muß dem Geber mit freudigem Gefühl danken und segnen; und immer ist es auch nicht diese Person oder die wenigen Personen, die dabei gewinnen, da gemeiniglich solche Unglückliche andern schuldig sind, die nie etwas bekommen hätten, jetzt aber zu dem Ihrigen kommen. Dies ist um so löblicher, da diese Gläubiger nie aus Reichen, kaum aus Wolhabenden bestehn; denn nur selbst Arme helfen so viel sie können entweder aus Mitleid, oder aus einer Speculation, die man ihnen doch auch nicht verübeln kann.

In der Angst meines Herzens schrieb ich einst an den Kronprinzen und bat um Beistand; er gewährte ihn mir, und ich erhielt – zwar einige Erleichterung, aber es erfolgte lange nicht so viel, als mir zugedacht war – nicht durchgängig kann ich die vorgefallnen Begebenheiten aus einander setzen. –

Meine Gesundheit war meist gut; die Anfälle des rheumatischen Schmerzes seit meines Mannes Tod darf ich nicht rechnen, weil sie mir gewöhnlicher Besuch waren, der mich oft schnell überraschte, es sehr und weniger arch machte und dann mir wieder Frist ließ.

Abermals veränderte sich meine Lage, da ich ein Jahr wieder in der Stadt war. Madam Henry starb, es war nicht möglich, mich auf eine neue Pension einzulassen, also nahm ich meine Charlotte zu mir. Dies konnte nicht im Hause meines Bruders geschehen, dessen Familie sich auch vermehrte,

so

so daß er mein bisheriges Zimmer selbst brauchte. Ich sahe schon lange, daß er es mir nicht mehr würde lassen können, und da jetzt der schon gemeldete Fall kam, suchte ich mir eine kleine Wohnung nahe bei meinem Bruder, wohin ich mit meiner Tochter zog. Es war reinlich dieses Quartier, und wir wohnten allein; wie klein es aber war, können Sie aus dem Preis eines Thalers monatliche Miethe schließen; indessen auch diese 12 Rthlr. mußte ich zusammen martern. Da ich doch wenigstens ein halb erwachsenes Mädchen halten mußte, die in der Küche zur Hand ging, das Betten, Einheitzen u. d. g. besorgen mußte, so war auch Lohn und Kost für sie nöthig, und nun hatte ich also auch mich und meine Tochter zu beköstigen. Es ist war, daß nun die 100 Rthlr. Pension wegfielen, aber ich mußte ihr doch einen Informator halten, da ich selbst, Gott weiß! nicht zu faul, aber

jetzt

jetzt zu stumpf, zu verworren in Ideen und Grundsätzen und überhaupt mit der Sorge, mich durch alle meine Bedürfnisse zu schlagen, zu sehr beängstigt war, um den Unterricht meines Kindes nur wagen zu können. Wir brauchten doch nun übrigens alles, was an den Körper und ins kleinste Quartier das ganze Jahr lang gehört und es mußte angeschaft werden. Wenn man in einer ordentlichen Verfassung rathsam einkaufen, die Zeit darzu wahrnehmen, und so bei vieler Wirthschaftlichkeit recht gut leben und artig gekleidet sein kann, so speist man hingegen schlecht und unordentlich, trägt was andere nicht wollen und schaft dies alles noch darzu mit vielen Kosten an, weil mans immer nicht eher besorgt, bis die höchste Noth da ist, man dann es nicht bezahlen kann, und nun nehmen muß, was man bekommt, wie hoch es auch angerechnet wird.

Ich lernte, als ich anfangs Geld nöthig hatte, eine Frau kennen, die mirs schafte; lange dauerte das Commerz: sie brachte mir auch Kleidungsstücke zu verkaufen, die ich in der Angst nahm, wenn ich sie eben für mich und Lottchen brauchte, weil ich sie nicht gleich bezahlen durfte. Endlich mußte sie diese und jene Summe haben, da sie nicht ihr selbst gehörte, sondern von ihr bezahlt werden mußte. Ich konnte es aber nicht geben, brauchte vielmehr aufs Frische. Wollte sie nicht mit mir stecken bleiben und mir wieder helfen, so war kein anderer Rath, als daß sie mir eine ihrer Bekanntinnen brachte, welche Beistand leistete, wodurch sie etwas auf ihre Schuld, und ich auch für meine gegenwärtigen Bedürfnisse was bekam. Nun kannte ich schon 2 solche Weiber, denn die erste war ich doch nicht los; sie suchte von jener und durch jene so viel anzuschaffen, daß sie meist herauskam. Dann wagte sie aufs neue. Die Termine der andern kamen auch. Konnte ich nichts

geben, so brachte sie die Dritte u. s. w. Ich kam in eine große Bekanntschaft von dergleichen Damen, und hatte oft einen Zirkel von ihnen in meiner Stube sitzen; sie thaten kläglich und beängstigt, waren es auch meist, hatten neue Vorschläge, und verwickelten sich und mich immer mehr. Wie mir dabei zu muthe war, können Sie so wenig begreifen, als jeder andre ordentliche Mensch, der so etwas nie erfahren hat. Ich war mir selbst herzlich gram, ob ich gleich jetzt nicht durch Leichtsinn hineingerathen war; wenn ich an meine Erziehung, an meinen vorigen Zustand dachte, hätte ich laut aufschreien mögen. Was wagte ich nicht, welche Wege, welche Vorstellungen und Bitten wendete ich bei etlichen, die helfen konnten, und zu denen ich das Zutrauen hatte, nicht an, damit ich von alle dem befreit würde! Nichts! Alles was ich verlangte, war wie ein Mittel, den Schmerz auf halbe Stunden zu betäuben. Meine Geschwister standen mir bei, besonders meine

Schwester, allein auch dies konnte mir nur in Nothfällen und als einige Erleichterung zu Gute kommen, sie konnten mir unmöglich ganz helfen.

Ich kann nicht sagen, daß die besagten Weiber mich überhaupt betrogen und sich durch mich bereicherten, weil von dem Wenigen, was sie gewannen, zu viel an die, bei denen sie es auftrieben, abschmolz. Hätte ich endlich bezahlen können, so hatten sie Profit, da ichs aber nicht konnte, blieben doch die armen Geschöpfe mit den Letzten stecken. Welche Vorschläge sie hatten, will und kann ich nicht sagen, weil mir das Andenken daran widrig und für Sie keine angenehme Unterhaltung ist; aber kürzlich was sie nur bekommen, und um Geld darauf zu nehmen, erhandeln konnten, mußte ich annehmen, wenn sie verzweifelt thaten, und mir von dem größten Unglück, das ihrer wartete, wenn sie diese Summe nicht schafften, jenes nicht erstatteten, den Kopf wüst

schri-

schrien. Zuletzt nahm ich eine Art von Inspectorin an, welche dies große edle Creditwesen dirigirte, damit ich bei Sinnen blieb, und diese handelte an ihrer Seite selbst mit, doch immer zu meinem Besten.

Ich hätte mich gewiß der Verzweifelung überlassen, wenn nicht die Aussicht der neuen Regierung immer näher gekommen wäre; aber wenn alles um mich her Unglück, Mangel, Verderben und – ich möchte sagen Entehrung war, so vermochte mich der Gedanke an den künftigen Monarchen aufzurichten.

Meine Charlotte dauerte mich am meisten, weil sie nicht nur wenig Freude hatte, sondern anstatt der häuslichen Ordnung, die ihr zum Beispiel hätte dienen sollen, nichts als Verwirrung und Verwüstung sah, und um etwas zu erlangen von nichts als Borg und kleinlichen Vergnügungen hörte; ich muß es bewundern, daß sie dabei so edeldenkend blieb. Sie ward mit

täglich lieber und machte mir mit ihrer Herzensgüte und ihren feinen Witz manche kleine Freude. Eben so gern sah' ichs, daß sie zuweilen eine Stunde noch halb kindisch hintändelte, und wie glücklich war ich da, die jetzt sonst von keinem Glück wußte, wenn Antonette zu mir kam! Meine beiden jüngern Töchter liebten sich von Kindheit an so zärtlich, wie sich wirklich nur selten Geschwister lieben. Es war eine Wonne, die ich nie ohne Freudenthränen genoß, wenn diese Kinder, die an Körper und Geist so gut gebildet waren, einmal zusammen kamen und sich so ungezwungen liebkoseten, sich ihre gegenseitige Zärtlichkeit bezeigten und Nettchen dann für ihre Lotte ein kleines Geschenk brachte, und Lottchen ihrer Antonette dankte, beide dann einander am Hals weinten – Gott bewahre die Tugend und die Herzen dieser Kinder! – drang dann als heißer sehnlicher Wunsch mir aus der Seele und mein Gebet ist erhört.

Au-

Auguste war nicht mittelmäßig hübsch; sie wurde für schön gehalten, dabei war sie herrlich gewachsen und gefiel allgemein, weil sie auch viel Geistesgaben besaß. Es fehlte ihr nicht an Liebhabern, wovon so mancher reelle Absichten hatte und sie glücklich gemacht hätte; aber durch einen ganz besondern Eigensinn und zu ihrem Unglück wechselte sie alle Augenblick die Neigung. Besonders fiel, als wärs Zauber, ihr Geschmack immer auf einen Gegenstand, der noch gar nicht ans Heirathen denken, auch mit der Zeit sie nicht sonderlich versorgen konnte, und da träumte ihr von einer eisern Treue, mit der sie ihm zugethan bleiben wollte; doch nicht lange, so war sie auch gegen diesen theuren Gegenstand kalt, und ein anderer hatte ihre Gunst. Verschiedne mal traf es sich, daß sich ein reicher Bewerber einstellte und allemal ward er um eines solchen willen, der ihr nichts sein konnte, kalt behandelt. Meine Schwester redete ihr, so wie ich, natürlich immer zu

des-

dessen Gunsten zu, der sie versorgen konnte, es war aber nichts über sie zu gewinnen. Sie genoß mit ihrer Tante viel Freude, reiste mit ihr in Bäder, wo junge und gesunde Personen nur ihr Heil finden, und die sorgsame Tante war nur immer auf ihr Glück bedacht.

Diese Tochter, welche so glücklich hätte sein können, da ihr die Natur nichts von allen ihren Gaben versagt hatte, ist es nicht geworden. Ich werde Gelegenheit haben weiter von ihr zu sprechen, und dann in ihrer Schilderung eben so aufrichtig sein, als in dem, was ich von mir selbst sage.

Von meinem jüngsten Sohn hörte ich nichts ganz schlimmes; vielmehr hatte er sich seit einiger Zeit aufs Gehorchen und Schweigen gelegt, er ward kurz vor dem Tode des Königs Fahnjunker bei dem Infanterie Regimente von P. in Berlin, welches nicht so recht nach meinem Sinn war,

da ein angehender Jüngling, wie er, in einer so weitläuftigen Garnison, wo so viele Gelegenheiten, die Sinnlichkeit zu befriedigen, sind nicht taugte. Doch auch dies sollte nach meiner Meinung geändert werden, wenn der Kronprinz zur Regierung käme, welcher gewiß meine Bitte gewähren und ihn ohne Nachtheil zu einem Regiment in der Provinz setzen würde. Und so beruhten eine ganze Menge Hoffnungen auf diesen Fürsten.

VI.

Auf die neue Regierung, die sich immer mehr näherte, beruhte also meine Hoffnung allein, wie ich schon im vorigen Briefe gesagt habe, dieser Trost war auch nöthig, wenn ich nicht ganz verzagen wollte, denn des Unwesens um mich her ward immer mehr. Der geschätzte und gütige Mann, der mir schon ehemals Beistand geleistet hatte, nahm sich auch jetzt meiner zuweilen an, aber indem ich Zuflucht zu ihm nahm

und

und ihm die Verwirrung meiner Lage detaillirte, sah' er wol, daß schon ein Capital darzu gehörte, um Ordnung zu machen, und dann fortdauernde Unterstützung, um sie zu erhalten. Beides zusammen konnte er, der andere Obliegenheiten hatte, nicht thun, er ließ es also bei kleinen Unterstützungen, die er hin und wieder gab, bewenden und ich mußte es ihm danken. Uebrigens tröstete er mich auch mit der Zukunft. Auch mein ehemaliger Freund, der jetzt eine noch größere Rolle spielte und vermählt war, that zuweilen etwas. Da ich gar nicht in Gesellschaft ging, so sah ich ihn niemals und konnte ihn von meiner Verfassung nicht unterrichten –

In meiner Seele herschte leidenschaftliche Neigung, auf großem Fuß zu leben, allen, die ich kannte und die in meinen Weg kamen, Freude zu machen, gefällig zu sein, Geschenke auszutheilen, und dagegen von keinem etwas zu bedürfen –

wie

wie glücklich schätzte ich die Reichen, die das konnten! Nun denken Sie sich, wie tief mirs ins Herz schneiden mußte, daß mein Schicksal mich just zum Gegentheil meiner Wünsche verurtheilt hatte! Hätten diejenigen, an die ich mich in Nothfällen wendete, um nur einige Thaler zu borgen, gewußt, welchen Kampf ich immer vorher mit mir selbst bestand, sie würden nicht darüber medisirt, sondern mich beklagt und sich glücklich geschätzt haben, daß sie geben konnten und nicht in meiner Lage waren. Es ist nicht so recht wahrscheinlich, daß sich ein Mensch, er sei auch noch so stolz, der sich in Gefahr zu verhungern sieht, nicht lieber an Menschen, die seine Bedürfnisse heben können, wenden, als sich diesen martervollen Tod überlassen sollte. Zwar hat man hiervon Beispiele, allein ich halte das für strafbar; ein solcher opfert sein Leben dem Eigensinn und der Leidenschaft des Stolzes auf. Aber bis zum Verhungern würde es bei mir nie gekommen sein, weil

ich

ich in diesem schlimmsten Fall allemal Zuflucht zu meinen Brüdern und meiner Schwester, vor welchen ich mich nicht, wie vor Fremde zu scheuen hatte, nehmen konnte; also kann ich um so mehr versichern, daß ich um meiner Person willen gewiß nie einen Menschen um kleine Darlehn gebeten hätte, wenn sonst nichts nöthig gewesen wäre, allein wir waren unser drei Personen, welche essen wollten: es war Holz, Licht, Wäsche und körperliche Bedürfnisse, es war Lohn für das Mädchen und Geld, ungestümme Gläubiger etwas zu befriedigen, oder ihre Geduld zu erkaufen, nöthig; also wo sollte ich das hernehmen, wenn nicht von Menschen, die es etwa thun konnten? Ich ließ es aufs Aeußerste kommen, ehe ich solche Schritte that; konnte ich etwas bekommen, wodurch dem Bedürfniß abgeholfen ward, immerhin mochts meine Schulden vermehren, ich nahms doch lieber, als daß ich mich an jemand wendete; denn was man mir denn schickte, war wenig und machte viel Gerede.

Wenn

Wenn ich das so bedachte, so fühlte ich mich unaussprechlich unglücklich und tief gedemüthiget; doch dann stellte sich auch der Trost ein, von dem ich schon gesprochen habe. Wie manche seelige Stunde machte ich mir da, wenn ich so in Gedanken alles bezahlte, die, welche ich zuweilen um Kleinigkeiten bitten mußte, nebst der Bezahlung dieser Kleinigkeiten, – denn ich hatte alles notirt – durch artige Geschenke beschämte, wenn ich Menschen, die mir redlich gedient, nach meinen Kräften belohnte, überhaupt alle die ich jetzt brauchte, unangesehen einiger Schnellereien, ehrlich befriedigte, dann rechtlich und ordentlich lebte und so mich aus meiner Tiefe wieder erhob. Mit Wohlgefallen hing ich solchen frohen Träumen nach, denn ich dachte damals nicht, daß es bloße Träume wären.

Mitten in meiner Noth hatte ich doch bisweilen Gelegenheit, andern Menschen, die noch weniger Hülfsmittel hatten, theils

durch

durch eignen kleinen Beistand, theils durch Vermittelung bei andern Trost zu reichen; und solche Fälle waren den immer Herzerhebung für mich.

Ueberhaupt war ich, in naher Erwartung meiner Erlösung, wieder muthiger und begann, mich mehr als vor einiger Zeit selbst zu schätzen, d. h. ich ließ alles gehn wie es ging und gehen wollte, und ob ich gleich nichts, als was ganz nöthig war, für mich und Lottchen verlangte, so erzwang ich doch das immer, und erhob mich überhaupt aus der Tiefe, in welche meine Denkungsart aus Unmuth und Verzweifelung gesunken war, wieder ganz zu meinen gewohnten Grundsätzen, die mich bisher mit unter verlassen hatten, ja die ich zu unterdrücken bemüht gewesen war, um das Erniedrigende meines Zustands nicht so zu fühlen. Ich nahm z. B. welches mir bisher unmöglich gewesen war, Einladungen aufs Land an und war nebst Lottchen besonders bei der

ver-

verwittweten Generalin, welche jetzt Antonetten ganz bei sich hatte, mit unter einige Wochen ruhig und ziemlich vergnügt. Solche Erholungen hätte ich öfter und länger genießen können, wenn nicht meine Hof[illegible] in Br. zu unruhig gewesen wären, und schon geglaubt hätten, ich ließe sie ganz im Stich. Daher denn Briefe von ihnen, oder eine davon als Bevollmächtigte erschien, und tausend Unglück, was schon erfolgt ware, oder gewiß erfolgen würde, wenn ich länger außen wäre, verkündigte. Ich mußte mich also wol entschließen, zu meinem weitläuftigen Finanzdepartement zurück zu kehren.

Meine Schwester war seit einem Jahre viel gereist; ihre schwache Gesundheit erforderte abermals den Gebrauch der Bäder, wohin sie Auguste begleitete. Dort fanden sich für diese neue Bewerber, und meine Schwester that das möglichste, sie einem davon geneigt zu machen, damit sie eine

gute

gute Versorgung bekommen möchte, aber Augustens Unstern wollte, daß sie selbst es immer verhindern sollte. Sie kamen spät im Herbst wieder und im folgenden Frühjahr that meine Schwester eine Reise nach Preussen auf die Güter ihres Gemahls, wo meine Mutter lebte. Der Schwager konnte vom Regiment nicht auf so lange Zeit abkommen; es war aber nothwendig, daß dort einmal zum Rechten gesehen wurde, weil meine Mutter schwächlich ward. Also mußte meine Schwester diese Reise unternehmen, und abermals nahm sie Augusten mit – Sie werden bald sehen, warum ich diesen Umstand erwähne.

Im August erfolgte der Tod des großen Friedrichs. Ich schlief eines Morgens um 6 Uhr nebst meiner Lottchen noch ganz ruhig, als unser Mädchen vor mein Bett kam und mir sagte, daß die Thore schon offen gewesen, aber wieder geschlossen wären und man vermuthete, daß ein Courier

die

die Nachricht vom Tode des Königs gebracht hätte. Ich stand schnell auf, und da ich in der Vorstadt einem der Thore gegen über wohnte, sah ich eine Menge Leute vom Lande, die mit Waaren in die Stadt wollten, davor stehn. Es kann sein, sagte Lottchen, die auch aufgestanden war, daß die Soldaten einen Aufruhr gemacht, oder sonst was paßirt ist, weswegen man die Thore geschlossen hält; dies war möglich, ich hätte die Kleine aber für die Störung meiner Hoffnung prügeln mögen. Indessen dauerte es nicht lange, so öfnete man eben dieses Thor, um den Courier, der weiter wollte, und einen Adjutanten des Gouverneurs herauszulassen, welcher dem General unsers Regiments die Ordre brachte, daß er seine Kürassiers auch sogleich dem neuen Monarchen möchte schwören lassen. Dies kam nun augenblicklich in allen Vorstädten herum, ich verließ das Fenster nicht eher bis ich Gewißheit hatte, der König sei todt; dann setzte ich mich an

einen Tisch und ergriff, ohne Absicht dabei zu haben, eine darauf liegende Bibel. Sicherlich hätte ich eben so wol ein anderes Buch ergriffen, wenn es so nahe gelegen hätte; denn die Bewegung war ganz maschinel und indem ich sie machte, sagte ich zu Lottchen, daß wir uns anziehen und zu meinem Bruder gehen wollten, wo wir die Ceremonie des Schwörens doch einigermaßen mit ansehen könnten. Ich lachte immer über die Schwachheit anderer, welche bei jeder Gelegenheit ein Orakel aus der Bibel oder sonst einem Religionsbuch holen; es konnte mir also nicht einfallen, es jetzt zu thun; immer aber war es merkwürdig, daß, da ich die Bibel in der Hand hatte und sie aufschlug, indem ich zugleich ausrief: nun ist uns geholfen! mein Blick auf die Worte fiel: Verlasset euch nicht auf Fürsten! Ich leugne nicht, daß ich erschrack, doch ich faßte mich den Augenblick wieder und nahm die Sache für einen bloßen Zufall, auch legte ich die Bibel weg, und

schick-

schickte mich an, mit Lottchen zu meinem Bruder zu gehen. Alles um mich her war jetzt Licht, auch kamen denselben Tag viele, mir im voraus Glück zu wünschen; denn nicht nur hatte ich meine frohen Erwartungen nicht verschweigen, – wer kann sich enthalten, von dem, was man hoft und wünscht, zu sprechen, besonders wenn man sich ein wenig Geduld ängstlicher Gläubiger dadurch erkauft! – sondern alle Menschen in Br. die im einjährigen Krieg gesehen hatten, daß der Kronprinz viel Gnade für unsre Familie hatte, glaubten, er werde als König mir aufhelfen.

Indem ich nun hieran keinen Augenblick zweifelte, säumte ich nicht an den neuen König zu schreiben, und war – nicht so ruhig, als ichs erzwingen wollte, zu sein: bei allem, was mir gesagt ward und ich selbst hoffte, konnte ich eine gewisse Bangigkeit nicht los werden. Während derselben aber rufte ich mir jeden Grund zu meiner

Hoffnung zurück und machte beständig Plane meiner künftigen Einrichtungen. Wenn ich am emsigsten daran war, flüsterte es in meinem Kopfe: Verlasset euch nicht auf Fürsten; ich verscheuchte aber sogleich diesen Gedanken. O, hätte ich ihn doch nicht verscheucht, hätt' ihn zur Norm genommen, denn es war nicht Einbildung, nicht bloßer Zufall, sondern wurde mir nur zu sehr ein neuer Beweis von dem, was ich oft geahnder, oft durch besondere Fälle zu glauben genöthigt ward, daß wir Menschen (Sie und das ganze Publicum mögen lachen) jeder einen Genius oder Schutzgeist haben. –

Ich durfte nicht lange auf die Antwort des Königs warten, und diese bestimmte zwar nichts, gab mir aber viel Hoffnung. Sogleich sandte ich sie an meine Schwester nach Preußen, weil ich nicht zweifelte, daß sie nach Königsberg, wo der König zuerst die Huldigung einnehmen wollte, gehen würde

würde, und empfahl ihr meine Sache bei demselben aufs Beste. Ich hatte nicht nöthig, sie ängstlich hierum zu bitten, da mir bekannt war, daß sie ohnehin mit eben dem Eifer für mich arbeiten würde, als wäre es ihre eigne Angelegenheit. Mit der größten Ungeduld wartete ich nun auf Neuigkeiten aus Preußen, da die öffentlichen Nachrichten sagten, daß der König dort sei. Ich erhielt den auch folgenden Bericht meiner Schwester: der König hätte sich abermals gegen sie und Augusten auf der Fete, die er gab, vorzüglich gnädig bezeigt. Meine Schwester hatte um eine Privataudienz bei Sr. Majestat angehalten, solche erlangt und da für mich und meine Kinder um Hülfe und Unterstützung gebeten, welche der Monarch versprochen. Ein gewisser Capitain in Preußen hatte sich um meine Auguste beworben, und diese endlich eingewilligt, ihn zu heirathen. Meine Schwester, die nicht alles auf einmal vortragen wollte, schrieb den folgenden Tag an

den König und bat um seine Einwilligung zu dieser Heirath, welche er aber nicht gab, indem er die Versorgung für meine Tochter nicht hinlänglich hielt. Die königliche Antwort, welche dies besagte, war, wie gewöhnlich, von einem Secretair geschrieben, allein indem sie der Monarch unterzeichnet, hatte er eigenhändig darunter geschrieben: „so bald ich nach Br. komme, werde ich ihrer Schwester helfen und sie versorgen. Dies alles erfuhr ich nun durch meine Schwester, und wie froh denken Sie wohl, daß ich war? Helfen d. h. Geld geben, um die Schulden zu bezahlen; und sie versorgen heißt: ihr eine Pension aussetzen. Kein Mensch legte diese Worte anders aus; jeder wünschte mir Glück, wie sollte ich, die nur zu leichtgläubig war, dieselben nicht als Unterpfand meines Glücks annehmen? Dem ohngeachtet wollte meine geheime Bangigkeit nicht weichen und das Verlasset euch nicht n. s. w. lispelte immer wieder.

Zu-

Zuletzt glaubte ich, meine Unruhe käme von diesem Ungefehr, und achtete gar nicht mehr auf das, was in mir vorging; damit ich mir aber doch einige Ursachen davon angeben könnte, glaubte ich, die innere Angst bedeutete das Auseinandersetzen mit meinen Gläubigern, welches allerdings noch Arbeit und Mühe setzen würde. Bis jetzt waren sie sehr bescheiden und harreten nebst mir der Erscheinung des Königs, welches mir viel Erholung gewährte und also doch sein Gutes hatte.

Ich kleidete mich nun sehr getrost und ordentlich in die angeordnete Trauer, gab Besuche und machte mir allerhand Zerstreuungen, um mich selbst zu betäuben. Etwas bedenklich war es mir, daß ich wenig Tage nach diesem ersten Brief aus Preußen, der noch während des Dortseins des Königs geschrieben war, einen zweiten von meiner Schwester erhielt, in welchem sie mich bat, mich ganz ruhig zu verhalten und zu erwarten,

was

was er thun würde; sie setzte hinzu, daß es hierzu gute Gründe gäbe. Dies war nun nicht so recht nach meiner Einsicht; denn nach derselben sollte ich mich für das meiner Schwester gethane Versprechen bedanken und so den König dahin bringen, daß ers nicht verzöge. Indessen ich wußte, daß diese es treu meinte, konnte die Ursachen, über die sie sich nicht erklären wollte, nicht ermessen, wollte nichts verderben und hielt mich während des Königs Anwesenheit so still, daß ich nicht einmal zu der Assemblee und dem Supee ging, wozu alle Damen der Noblesse von dem König überhaupt eingeladen waren, ob ich es, da ich meine Trauer doch gehörig besorgt hatte, gleich recht gut hätte thun können. Ich hatte gewiß unrecht, mich nicht zu präsentiren, vielleicht sprach mich der König und ich konnte viel erlangen, aber das Zurückbleiben war der Ueberrest, der mir seit meiner übeln Verfassung eigen gewordenen Timidität; meine innere Angst war auch eben zu der

Zeit

Zeit, als sich der König in Br. aufhielt, so groß, daß ich alle Feste und allen Jubel der Stadt mit Eckel sah; ich fürchtete, daß ich so gestimmt eine klägliche Figur in jener glänzenden Gesellschaft machen und mich sehr hölzern benehmen würde; zu dem machte mir, wie schon gesagt, der letzte Brief meiner Schwester viel Bedenken. Ich erfuhr auch nur allzubald und zwar ehe sie noch mit Augusten zurückkam, durch Fremde, daß sie beide das Unglück gehabt hätten, jemand bei dem Monarchen zu beleidigen, der es zu rächen schwor und die Erfüllung dieses Schwurs sobald begann, daß er den Herrn schon gegen uns eingenommen hatte – Fürsten sind Menschen, und als diese können sie so wenig als andre in das, was ihnen gesagt wird, geradehin Zweifel setzen, besonders geschiehet das nicht, wenn es von solchen herkommt, in die sie Vertrauen setzen. Und wer wäre wol so großmüthig oder vielmehr so gefühllos, daß er einen Gegenstand, von dem man ihm

ihm zu beweisen sucht, er wisse seine Gunst nicht zu schätzen, nicht unhold werden, und nicht wenigstens Zweifel in diesen Gegenstand setzen sollte? Unter Privatleuten, wo man sich leicht verständigen kann, läßt sich so was wol wieder gut machen, aber nie bei einem Fürsten, zu welchem die begünstigten Ankläger wol den Weg zu verzäunen wissen.

Der König vergaß mich aber doch nicht ganz. Etwa 14 Tage nach seiner Rückkehr in die Residenz bekam ich die Ausfertigung über 200 Rthlr. Pension. Dieser Gehalt war immer groß genug für den Rang, in welchem mein Mann gestorben war; ich konnte mehr nicht verlangen; aber gegen das, was ich gehoft hatte, war es wenig. Doch wär nur das Helfen dabei gewesen, so hätte ich mit dem Versorgen sehr zufrieden sein, und nebst der Regimentspension, die man mir ließ, recht gut und ruhig leben können.

Jetzt

Jetzt sollte ich mir vor allen Dingen eine Art Commißion ausbitten, welche die Gläubiger zusammenberief, die Schulden aufnahm und die jährliche Bezahlung besorgte, wozu ich die 200 Rthlr. königliche Pension ganz hingegeben, und dann die Regimentspension nebst den wenigen Interessen, und dann 30 Rthlr. von meiner Großtante für mich behalten hätte. Auch Lottchen war nun meist erzogen, ich hatte also in kurzen von dieser Seite weniger Ausgabe, und wie ich einmal ins Kleinleben eingerichtet, wie sehr ich das größeste aller Leiden, von Schulden gedrückt zu sein, kennen gelernt hatte, würde ich ganz gewiß nunmehr auszukommen getrachtet haben. Allein wenn ich meinen Gläubigern und am meisten den weiblichen diesen Gedanken nur merken ließ, so begannen sie erbärmlich zu wehklagen, terminal oder allmälige Zahlung meinten sie unter den Umständen, da nichts eigner Credit war, gar nicht eingehen zu können, weil sie sonst unglücklich würden; kurz sie woll-

wollten sich das nicht gefallen lassen, und ich mußte, wenn ich nicht ein öffentliches Geschrei verursachen wollte, davon abgehn. Wie sehr ich mich auch vor allen gerichtlichen Verfügungen scheute, die nach ihrer Einrichtung weder für den Debitor noch Creditor ersprießlich sein können, oder wenigstens ein sehr langsames Mittel sind, wünschte ich selbst, es anders verfügen zu können. Zu dem sah ich ein, daß, wenn ich dieses Mittel auch ergriff, die, welche denn mit der Zeit nach und nach etwas bekämen, doch in ihrer Noth zu mir gelaufen kommen würden, um mich zu mehrer Zahlung anzutreiben; ich würde denn alles hingegeben haben, (denn in den Augenblick wo man mich ängstlich um Zahlung quälte, würde ich das Unmögliche möglich machen, um nur befriedigen zu können, wie ich das oft zum größten Nachtheil gethan;) folglich hatte ich abermals nichts. Oder ich mußte mich wieder von Breslau wegbegeben, und wohin, daß man mich nicht mit Briefen

oder

oder persönlich aufsuchen konnte? Es war auch nie mein Wille, mich Leuten, die mir gedient hatten, auf einmal zu entziehen, und nichts von mir hören zu lassen, dies scheint mir so hart und unredlich, scheint zu beweisen, daß man unbekümmert um die, denen man Geld abgenommen, nur für sich sorgt, wozu ich nie fähig war. –

Wie viele borgen nicht ungeheure Summen auf, um es zu verschwenden und dem Luxus aufzuopfern, prangen und prassen von anderer Gelde und sind dann erst ruhig, wenn sichs erklärt, daß sie nicht bezahlen können. Sie haben sich denn von den Spolien ihres lang gemißbrauchten Credits immer etwas ansehnliches an Geld, Kostbarkeiten oder andern Effecten zurückbehalten und sich durch die Gewohnheit, groß zu leben, welche auch sogar von ihren Gläubigern respectirt wird, das Recht erworben, viel von dem, woran diese sich halten sollen, für sich zu behalten. Ich hatte dem Stande

und

und der Erziehung nach doch wol wenigstens eben so viel Recht zu alle dem, als manche andre, aber nie, auch da nicht, als ich noch ein wenig jubelte, habe ich etwas aufgenommen, um es zu meinem Wohlleben oder Staat anwenden zu können. Da ich endlich, eh' ich aufs Land ging, so viel Leiden erfahren hatte, unterwarf ich mich jeder Zukommenheit eines dürftigen Zustandes, auch meine Hoffnungen ermunterten mich nicht, etwas mehr an mich und meinen Hausstand, Ergötzlichkeiten u. d. g. zu wenden, wenn ich auch zuletzt ein wenig aus der gänzlichen Vernachläßigung meines selbst erwachte. Mein Wunsch und Bestreben war, nur immer zu bezahlen, und keinen Menschen durch mich leiden zu lassen, allein es sollte zu meinem größten Jammer noch dahin kommen. Ueberhaupt habe ich nie etwas zu verschwenden gehabt; der erste Fehler, den ich beging, war, wie ich zu Anfange dieses zweiten Theils gezeigt, daß ich mit meinem sehr wenigen Einkommen

aus-

ausführen wollte, was nicht möglich war, daß ich mich zu sehr aufs Besserkommen verließ und mich nicht gleich entschließen konnte, ganz klein zu leben. Als ich mich im Witwenstande vom Lande wieder in die Stadt begab, that ich nichts, worüber ich mir Vorwürfe machen konnte; ich habe es hinlänglich auseinandergesetzt, daß ich da in Schulden gerathen mußte. So wahr aber alles das ist, so hat man mich doch im Preußischen ärger verschrieen, als die muthwilligsten Verschwender, welche unermeßliche Summen durchgebracht haben. Solche scheinen sich durch den Wohlstand, den sie sich von anderer Vermögen erworben, und indem sie sich zu erhalten wissen, Schonung zu erwerben; man hat Achtung für den Glanz, in welchen sie sich gesetzt; wenn man hingegen die selbst ruinirten Unglücklichen, indem sie bei dem besten Willen ihre Pflichten nicht leisten können, herabwürdigt.

Man

Man kann es keinem Menschen verdenken, der um ein Capital, welches er auf Treu und Glauben hingab, kommt, wenn er sich beschwert, indem er aufgebracht wird, und dann wie alle Menschen in Affect mehr sagt, als er bei kaltem Blute behaupten würde, aber es schmerzt demohngeachtet nicht wenig, sich verkannt und unrichtig beurtheilt zu sehen, indem man bei der Bemühung, redlich handeln zu können, und blos zu diesem Zweck sich selbst nicht achtend, andere, die ganz gleichgültig von fremdem Gute wohl und herrlich leben, und wenig ans Wiedergeben denken, weit mehr menagirt sieht.

Ich gab mir Mühe ein Capital auf meine Pension aufzunehmen und damit zu bezahlen. Auch das ging nicht; man wollte, weil man in jedem Alter sterben kann, nicht auf viele Jahre trauen, wollte, wenn mans thät, Bürgen haben, und dennoch sollte ich sehr viel fallen las-

lassen. Die Sache schien also wegen mehr als einen Umstand nicht möglich. Alles nun, was ich nach reiflicher Berathschlagung thun konnte, war: daß ich suchte ein Jahr Vorschuß aus der ersten Quelle zu erhalten und das zu vertheilen; so weit hatte ich einiges vor der Hand abgemacht; nun aber wieder nichts für mich und alles war beim Alten. –

Daß man diese Briefe nicht für Roman halten wird, ist ausgemacht, denn in welchen Roman kommen wol so kleinliche Scenen vor? Die Helden und Heldinnen sind alle reich und angesehn oder werden es noch; ein Beweis, daß die Güter der Erde als nothwendig zur Achtung und zum Beifall der Menschen angesehen werden. In dieser Ueberlegung möchte mir fast bange werden, mich durch Bekanntmachung meiner Geschichte überall herabzuwürdigen, und ich würde sogar glauben, auch in Ihren Augen, Theuerster Freund, zu verlieren, wenn

ich

ich Ihnen nicht philosophische Grundsätze, die alles Aeußere übersehen, zutraute.

Um aber ihrer Meinung von alle dem, was ich ihnen darstellte, sowol als der Meinung anderer, welche diese Briefe lesen, zu meinem Besten ein wenig zu Hülfe zu kommen, so hören sie hier die Versicherung, daß ich mich wegen meiner ausgestandenen Leiden und Drangsale, als so vielen Erfahrungen und guten Lehren, recht groß weiß. Durch sie habe ich mich in alles schicken lernen; wenns sein muß, will ich – erlaubte es nur meine Schwächlichkeit – Frau und Magd zusammen vorstellen, will ein mageres Gericht essen, und mich in kleinstem Stübchen behelfen, ohne nach einer bessern Verfassung zu seufzen, (wie denn dies alles jetzt meist der Fall ist,) so wie ich hingegen, käm es ja dahin, auf den größten Ton eingerichtet sein, eine Menge Leute unter meinen Befehlen haben und mir und andern jede Freude, welche sich mit der Sittlichkeit ver-

verträgt, verschaffen wollte, ohne in das armseelige, wozu mich die Nothwendigkeit so oft zwang, zurückzufallen. Ich habe ferner erfahren, wie weit der Freundschaft und der Höflichkeit der Welt zu trauen ist, weiß, daß diese sich nach den Umständen richten und könnte in meinem glänzenden Zustande auf die Achtung und das Zuvorkommen der Menschen ohnmöglich stolz sein, weil ich entweder glauben müßte, ich verdiente sie nicht, sonst würde man mir sie auch nicht in meiner traurigen Verfassung versagt haben, oder die, welche mir den Hof machten, sehen alle Menschen und die Dinge in der Welt in falschem Lichte an, welches denn auch ihren Schmeicheleien keinen Werth geben könnte. Alles dies ist zwar längst bekannt, doch die Eigenliebe nimmt in glücklichen Tagen dennoch den Weihrauch der Schmeichler, als etwas dem persönlichen Werth zukommendes, an, und nur selbst gemachte gegenseitige Erfahrungen überzeugen. Eben so wol beleidigt mich jetzt keine

Unart, keine Vernachläßigung, über die ich mich beschweren könnte, welches sonst oft geschah, weil mir bekannt worden ist, wie aus einer so ganz entgegengesetzten Seite der Wind bläst, so bald sich die Umstände bessern. Ich könnte sehr strafbare Handlungen begangen und dabei ein Glück gemacht haben, so ward und würde mir begegnet, als ob ich die ausgezeichneste Tugend besäß; da ich vom Unglück verfolgt ward, erhöhete man Schwachheiten zu Verbrechen, machte den mindesten Schein zur Wirklichkeit, die man nach Lust und Belieben recht bunt ausstaffirte. Ist also eine philosophische Uebersicht der Abwechselungen und meist traurigen Begebenheiten meines Lebens nicht das klügste? auch sie könnte nie statt haben, wenn ich mir bei denselben vorsetzlich schlimmer Absichten bewußt war, dies aber plagt S. L. mein Gewissen nicht.

Ich handelte bisweilen leichtsinnig und auf Hoffnung ins Gelag hinein, ich un-

Unternahm Dinge, welche nicht gelingen konnten, weil ich Gegenarbeiter hatte und kluge, schleichende Maasregeln meine Sache nie waren; dadurch bin ich in ein Labyrinth von tausend an einander geketteten Widerwärtigkeiten gerathen. Daß ich aber nie schlecht dachte und schlecht handeln wollte, weiß Gott und dies Herz, in welchem allezeit der Trieb, gut und tugendhaft zu sein, lag. Jetzt habe ich Weisheit aus Unglück gesammelt, und nichts ist mir mehr angelegen, als mir durch Anwendung und Ausbildung der Talente, welche die Natur mir gab, so viel es in dem schon späten Zeitraum meines Lebens geschehen kann, bei dem edlen Theile der Menschen Beifall und einige Achtung zu erwerben, auch so viel ich kann, nützlich zu sein. Vielleicht bin ich noch so glücklich, die, welche bisjetzt noch mit mir unzufrieden sein müssen, mehr zu befriedigen, wär dies, so hielt ich mich für unaussprechlich beglückt. Hierzu werde ich nicht mehr Plane machen, die, wenn sie auch nicht leer sind,

doch Unterstützung und viel günstige Umstände erforderten, sondern einen natürlichen Weg ruhig fortschreiten, in Erwartung, daß ihn die Vorsehung segnen und mir bis zum Ziel, das ich mir gesteckt habe, das Leben, wenn auch bei sehr schwächlicher Gesundheit, fristen wird.

Doch ich halte Sie mit solchen Raisonnements auf, da ich Zeit und Papier doch zur Erzählung noch vieles Rückständigen anzuwenden habe. Mir ahndet, daß Sie weiterhin die Anmerkung machen werden, ich hätte nur mit dem, was hin und her zu meiner Entschuldigung eingeschaltet ist, im Voraus Absulotion erwerben wollen; denn die Zeit wird nun bald kommen, wo ich mich aufs neue anklagen muß.

Jetzt will ich vorher noch einmal nach Br. zurückkehren, wo ich, wie vorhin gesagt, nach dem Tode des Königs Friedrich und nach der erhaltenen Pension so ziemlich auf dem alten Fuß war, und nun nicht

wußte, was ich eigentlich beginnen sollte. Man sinnt in angstvollen Tagen so ängstig auf Mittel, sich herauszuhelfen, als wenn es die nothwendigste und belohnteste Arbeit wäre; man macht so unermüdet Entwürfe, wie man etwas in seinem Vorrath sucht, was man zuletzt finden muß: und doch sieht man immer am Ende, daß man sich den Kopf umsonst zerbrochen hat, und mehr Vortheil davon gehabt hätte, sich indessen jede Zerstreuung und kleine Erholung zu gönnen, die man haben kann. Zwar ist die Zeit während des unermüdeten Nachdenkens auch vergangen, und das immer von der Hoffnung begleitet, allein vergebliche Anstrengung macht auch zuletzt träge und drückt allen Muth nieder. Die, welche dem Himmel anheim geben, wie es werden soll, sich ein widriges Schicksal zu erleichtern und sich zugleich gefällig zu machen suchen, sind in der That bei dieser Gabe nie ganz unglücklich, und kommen eben so weit, oft weiter, sie finden mehr Schätzung, mehr Freunde als

sol-

solche, die sich verbergen oder denen man ihr trauriges Schicksal aus jeder Miene, aus ihrem ganzen Aeußern liest, wenn die letzten jeder sitzen läßt, so finden die ersten so manchen geneigt, ihnen beizustehen. Mir ist sie nicht verliehn die Gabe zu lachen und fröhlich zu sein, wenn ich in übler Verfassung bin; eben so wenig mich zu meinem Vortheil beliebt zu machen: gegen beides widersetzt sich meine Denkungsart zu sehr. Leichtsinn, hab' ich oft gesagt, war mein Fehler, aber er war's da, wo es meinen eignen Vortheil betraf und wenn ich gewisse Mittel, mich aus einer übeln Lage zu ziehen, gefunden zu haben glaubte, denn fuhr ich immer zu schnell zu, glaubte zu sehr daran, und ließ mir die Hoffnung, die mich um derer willen, welche in die üble Lage mit verwickelt waren, so hoch freuete, um sie zu trösten, zu bald merken. Wenn aber alles um mich her wüst und leer von Trost war, dann schienen mir auch die Gegenstände, die außer diesem traurigen Zustande

wa-

waren, dunkel, alles eckelte mich an, frohe Gesichter waren mir zuwider, mein Kummer war mir immer gegenwärtig, um alles in der Welt wär ich nicht im Stande gewesen, an den Freuden andrer Theil zu nehmen. Ich beneidete die Glücklichern nicht, weil sich diese üble Neigung unter meinen Mängeln nicht befand, aber indem ich sie in Verdacht hatte, daß sie übel von mir urtheilten und mich gegen sich geringschätzten, war es mir unmöglich, wo ich in ihren Weg kam, anders als selbst so steif gegen sie zu sein, daß sie sich über mich mit mehr Recht beschweren konnten, als ich mich über sie – ich habe oft gefunden, daß mein eigentliches denkendes Ich eine närrische Composition ist – Schmeicheln und sagen, was ich nicht fühlte, mich accommodiren, weils als Tribut verlangt wurde und mich jeden nach seiner Art gefällig machen, solche herrliche Eigenschaften zum Fortkommen durch Dick und Dünne besaß ich nie, wo mich mein Herz nicht hintrug, wo ich nicht aus Menschenpflicht dienst-

dienstfertig, aus Liebe zum Frieden, Billigkeit, Selbsterkenntniß, und da, wo man bescheiden gegen mich war, gefällig und nachgiebig zu sein Gelegenheit hatte, da war ich von alle dem das Gegentheil. Ich mußte wie ich schon sagte, nur zu oft für meine Denkungsart Beistand und Vermittlung suchen, wo ichs nur zu nächst fand, aber es war mir auch ein Centner schweres Leiden. Ich hatte nur eine Freundinn, zu der ich ohne Umstände und ohne mich beschämt zu fühlen, zuweilen Zuflucht nahm. Sie war zu gut; es ging nicht, sie immer zu belästigen, zumal da mir die Hoffnung, es ersetzen zu können, wieder entging, also mußte ich mich in höchsten Nothfällen an andere wenden. Um es, wenns sein mußte, zu können, drang ich mir Glauben an ihre edle Denkungsart auf, und that ihnen dies Glaubensbekenntniß, wenn ich etwa ein Anliegen an sie hatte, dann unterdrückte ich jede Ahndung, daß man es nicht so nehmen würde, wie ich mir einbilden wollte, oder

dach-

dachte, mögen sie doch urtheilen, was sie wollen, sie irren sich doch in mir. Oft hätte ich Himmel und Erde stürmen mögen, ich hätte hexen gelernt, wenns zu lernen gewesen wäre, um nur groß und klein recht edel, generös zu bezahlen und beschenken zu können. Zu meinem Ruhm gereicht dies Bekenntniß nicht; ich sollte mein Leiden hübsch sanftmüthig getragen, nicht eine Herzensempörung nach der andern gefühlt haben, daß ich so gedemüthigt war, mich geschmiegt, jedem zu Gefallen gelebt haben, und so durchgekrochen sein, aber wahrlich, ich konnte das nicht! Ich würde noch dazu weit mehr innre Ruhe gehabt haben, denn auch das, was meine Gläubiger dachten, ihr Schreien, Schimpfen, Seufzen, hätte ich als Leiden, das man sanftmüthig ertragen muß, angesehn, hätte mich wohin geschlichen und wäre sicher mit unter recht gut genährt worden. So aber glaubte ich, es müsse mir gelingen, daß ich mich noch einst durch mich selbst herausreißen könnte und verschluck-

te

te indessen, das, wozu ich mich bis dahin genöthigt sah, wie eine bittre Arzenei, doch nie ohne daß mir der Geschmack derselben äußerst widerstand, ich setzte bei jeder Dosis, die ich nehmen mußte, zehnmal an, eh' es geschah.

Nichts war mir, wie ich schon einmal gesagt, angenehmer, als wenn ich in diesem traurigen Zustande etwas Gutes stiften konnte, ich ergriff eine solche Gelegenheit mit der größten Begierde, aber mein Unglück wollte, daß mir auch diese kleine Freuden zuweilen am Ende in Leiden verwandelt wurden. Ein solches Beispiel will ich Ihnen erzählen.

Es befand sich in Br. eine Dame, deren Geschichte, oder vielmehr die Geschichte ihrer ganzen Familie so merkwürdig ist, daß ich sie zuvörderst, um Ihnen eine Veränderung zu geben, in einem kurzen Auszuge als Episode hier einrücken würde, wenn ich nicht viele Mitglieder derselben schonen müßte. Diese Dame, die Tochter eines

berühmten Mannes, ward so wie ihre Schwester sehr jung verheirathet, sie traten also zu gleicher Zeit in Br. auf, und wurden auch zu gleicher Zeit wieder von ihren Männern getrennt.

Die älteste dieser Schwestern jubelte und schwelgte einige Zeit frei in der Welt herum; ein ausländischer Graf versetzte sie nachher in den Mutterstand, ließ sich dann sehr nöthigen, sie zu heirathen, und mißhandelte sie hernach auf seinen Gütern, indem er sich zugleich des Ihrigen bemächtigte. Sie mußte, um nicht endlich gerädert oder zu tode gemartert zu werden, Zuflucht zu dem hochseeligen König nehmen, welcher Order gab, sie an der Grenze abholen zu lassen. Es ward ihr nun Schutz und Beistand geleistet und ein Curator gesetzt, welcher das wenige, was noch zu retten war, in Aufsicht nahm und die möglichste Eintheilung traf, damit es zu ihren Bedürfnissen, zu Wiedererlangung ihrer Gesundheit und ihrer Pflege, denn

sie

sie war sehr krank, reichen möchte. In dieser damals noch sehr jungen Frau war eine ganz ausserordentliche Zusammensetzung des Gemüths und Geistes zu bemerken, das aber nicht so geschwind, als man sie kennen lernte, oder von ihren Begebenheiten und Streichen hörte, zu erkennen war.

Ich muß sie von dieser sonderbaren Erscheinung oder Vermischung von Guten und Bösen, von feurigen Verstand und der größten Einfallt, von hohen Sinn und der niedrigsten Gesinnung im künftigen Briefe unterhalten, indem ich sogleich dahin führe, wo ich mit ihr in Connexion kam.

VII.

Die älteste also dieser von einem großen und berühmten Vater und zu großen Ansprüchen gebornen Töchter wäre vielleicht mit einem etwas ruhigern Blute und mehr geordneten Begriffen eine bewundrungswürdige Person, ein weibliches Genie ohne

Glei-

Gleichen geworden. Allein nach der Zusammenstimmung ihres unglücklichen Temperaments, einer zu hohen Einbildung von ihrer Person und ihren Glücksumständen voll, wandte sie ihr Feuer zu albernen und dann zu entehrenden Streichen an. Da sie unglücklich war, konnte sie sich nicht darein finden; die Vorstellung ihres vorigen Glanzes und jetzigen Lage machte eine so üble Wirkung auf ihre Vernunft, daß sie mehr als halb verwirrt ward. Sie war stolz auf ihre Vorzüge, die, was den Körper betraf, fast allein in ein Paar der größten und glänzendsten schwarzen Augen bestanden, war noch stolzer auf ihren Vater. Die Tante, bei der sie erzogen war, hatte ihr viel Religion und Ehrfurcht dafür beigebracht, dies alles verursachte in dem feurigen Kopfe der jungen Person ein Chaos von Verzweifelung, Herzenserhebung und Gefühl ihres Falls, welches sie von einer Thorheit zu der andern führte. Sie wollte, da sie von der Welt verlassen war, sich durch irgend

etwas nützlich machen und zu Ehren bringen, daher fiel sie aufs Heilen der Kranken durch den Beistand Gottes und war dabei nicht verstellt, sondern von ganzen Herzen andächtig. Diese Grille stellte sich ein, nachdem sie von einer langen Krankheit genas, bei der die Aerzte einer völligen Verrücktheit begegnen zu müssen glaubten, auf einmal aber entdeckten, daß das meiste, was sie ihnen glauben machen wollte, sei Verstellung. Jetzt that man ihr dieselbe nicht mehr gut und sie ward wieder gesund. Indessen zeigte es sich doch, daß sie nicht mit voller Vernunft gehandelt, sondern nur den Rest derselben angewendet hatte, ihre Gemeinschaft mit Geistern und andere unnatürliche Dinge, die sie selbst von sich glaubte, den Zuschauern recht einleuchtend zu machen; denn da sie wieder ausging, ward sie von dieser eingebildeten Gemeinschaft mit Geistern und von ihrer Kraft, Wunder zu thun, völlig eingenommen. Sie, die sonst viel auf eine glänzende Suite gehalten und äus-

erst elegant in der Kleidung gewesen war, ging jetzt nicht nur ohne Begleitung, sondern auch in dem schmutzigsten Anzuge aus und suchte Kranke aller Art, besonders Blinde, auf, welche sie sich mit selbst verfertigter Geistermedicin zu heilen einbildete. Sie war jetzt so verlassen und verachtet, da bei ihren Wanderungen ihr immer eine Menge Jungen folgten, und daß keins der Herrschaften, die sich vor ihrem Vater tief gebeugt, und in der kurzen Zeit, wo sie in Br. ein Haus machte, sich bei ihr ergötzt hatten, nach ihr fragte, und doch war das arme Geschöpf so unglücklich, daß sie eben jetzt am meisten den Beistand ihrer ehemaligen Freunde bedurfte.

Ich war unter allen am wenigsten fähig, mich ihrer anzunehmen, da ich weder Mittel noch Ruhe dazu hatte, zu dem ging ich auch um die Zeit, wo sie als junge Frau in Br. auftrat, schon zu selten in Gesellschaften, als das ich an ihren Festen

hät-

hätte Theil nehmen sollen; ich war nicht bei einem einzigen. Jetzt beklagte ich sie aber und äußerte dies sogar gegen einige Damen, denen ich es gerade hinsagte, daß sie unrecht hätten, diese Frau, der sie vorher so viel Achtung bezeigt, so ganz zu verlassen, da man vielmehr, weil sie sich nicht überlassen bleiben könnte, alles dazu beitragen sollte, damit sie in weibliche Aufsicht und einen gewissen rechtlichen Zustand käme, indem ihr Curator ein redlicher, aber junger Mann, der überdem Amtsgeschäfte hätte, bei aller guten Absicht doch nicht immer bei ihr sein und auf sie Acht haben könnte. Ich sagte dies besonders einer guten Freundin, die mit einem großen Hause, welches einzige Pflicht hatte, sich der Unglücklichen anzunehmen, nahe verwandt war und meine Vorstellungen also gehörigen Orts anbringen konnte. Sie gab mir in allem recht, alles blieb aber auch wie es war. Ich besuchte die verlaßne Gräfin zuweilen, schon lange aber war es nicht geschehen,

als sie eines Tages zu mir kam und mich mit ihrem wunderbaren Umgange mit Gott und den Geistern, mit ihren Kuren und der Gnade, die ihr von oben herab wiederführe, unterhielt. Sie gerieth dabei so in feurigen Eifer, daß ihre Augen höher als jemals glänzten, dann vergoß sie Thränen und sprach überhaupt mit einer Beredsamkeit, die zugleich eine solche Herzensgüte zeigte, daß sie mich ungemein dauerte, indem ich alles für aufrichtig d. h. für eine festgefaßte Einbildung erkannte, die man ihr nicht sogleich benehmen und wobei man sie mit Schonung behandeln mußte. Ich hielt ihre Ankunft für nichts als einen Besuch, aber bald sagte sie mir, daß sie einige Tage bei mir bleiben wollte und bat wehmüthig, daß ich mich doch ihrer annehmen möchte. Unmöglich war es mir, ihr dies abzuschlagen, ich hatte sie von Jugend an gekannt – sie war unglücklich – Zwei Gründe, welche ein jeder, der einiges Gefühl hat, gern gelten läßt; ich würde mir selbst den Vorwurf gemacht

haben, daß ich andern gut predigen könnte, aber selbst nicht darnach handelte, wenn ich sie abwies. Sie blieb also bei mir, und schmiegte sich mit in unsern wenigen Gelaß; die Gesellschaft meiner Lotte erheiterte sie besonders. Es kam bald in Vorschlag, daß sie ganz bei mir leben wollte, welches ihr Curator sehr gern zu sehen schien, wir richteten uns, so gut es sein wollte, ein; sie trug, wofür jener sorgte, zu ihrem Unterhalt das nöthige bei und war zufriedner als jemals.

Es war dem Zweck gemäß, nach dem ich sie von Thorheiten zurückbringen wollte, ihr nicht alles auf einmal auszureden; ich ließ ihr zur Unterhaltung mit ihren Geistern ihre Stunden, wo sie nach ihrem Ausdruck, Simpathie handelte, frei und begnügte mich, sie nach und nach durch Vorschläge anderer Beschäftigungen abzukürzen, so wie ich auch das gar zu Auffallende besiegte. Nie ließ ich sie mehr ihre heiligen Wande-

run-

kungen in die Häuser armer Kranken machen, denen sie nach ihren jetzigen Umständen doch nichts geben konnte, als ihre Geistermedicin, die nichts half. Ueberhaupt durfte sie nicht anders als anständig gekleidet und nie allein ausgehen. Sie von billigen Religionsübungen abzubringen, war nicht mein Wille, doch von den schwärmerischen, von ihren heiligen Phantasien, kam sie mehr durch unsern Umgang als durch meine Vorstellungen zurück; die Munterkeit meiner Charlotte trug hierzu viel bei. Wir gingen jetzt zusammen aus, auch ließ ich meine Tochter zuweilen allein mit ihr spatziren gehn, da ich sicher war, daß diese nichts auffallendes zugelassen hätte. In wenig Zeit war meine arme Gräfin nun wieder ganz vernünftig und bedurfte keiner Erinnerung mehr, so wie ich es hingegen nicht einmal für gut hielt, ihr die heiligen Grillen und das Sympathiehandeln ganz zu benehmen, weil es immer besser war, als Ausschweifungen, wozu sie einen sehr starken Hang hatte.

Diese Handlung der Simpathie war so erfinderisch ausgedacht, daß auch sie Gaben des Geistes und eine sehr lebhafte Einbildung verrieth. Sie hatte hierzu ein Kästchen mit Fächern, welches sie nach ihrer Art eingerichtet, in demselben war eine geweihte Lampe mit heiligem Oel, nebst einem heiligen Feuerzeug, sie anzuzündrn; ferner vielerlei Zettel mit selbst erfundenen Namen der Geister, Medicin und Species, dazu Bücher und eine Menge andrer kleiner Sachen, alles zusammen und jedes apart den Geistern geweiht und von ihnen geheiligt. Sie handelte ganz nach einem Sistem, das sie sich gemacht hatte, alles war und blieb in unverrückter Ordnung, und sie vergaß nichts von dem, was einmal in ihre Misterien gehörte, nach einander zu beobachten, wenn sie Simpathie handelte. Da ihr niemand hierin einigen Rath noch Unterricht gegeben hatte, und manches, was sie unter diesen Sachen hatte, von tiefem Nachdenken und wirklich solchen Begriffen

zeig-

zeigte, welche Beiträge zur Seelenlehre hätten geben können, so gab es mir zuweilen Anlaß, sie zu bewundern. Sie ging dabei mit solchem Ernst zu Werke, daß es so manchen Schwachen wol hätte zum Glauben an die Wichtigkeit der Sache bewegen können, verschloß sich aber meist um die Zeit der Handlung, die sie auch zuweilen zu meinem oder Lottchens Besten vornahm. Denn kam sie wieder, war heiter und vernünftig, nahm entweder eine Arbeit vor, las oder hörte uns zu etwas lesen oder spielte auf dem Klavier, welches sie sich hatte in meine Wohnung bringen lassen.

Ich habe nie daran gedacht, mir durch die Mühe, die ich mir mit dieser Person gab, Dank, Ruhm oder sonst einen Vortheil zu erkaufen; sie war jetzt nicht in den Umständen mir große Belohnungen geben zu können, aber es war mir wirklich Freude, sie wieder so viel möglich auf den vernünftigen Weg und aus dem

nach-

nachtheiligen, verächtlichen Zustand zu bringen, wie denn auch, da sie bei mir und so lange sie bei mir war, das Gerede bei jedermann, von ihr und den Streichen, die sie machte, aufhörte. Wenn ichs aber für natürliche Pflicht hielt, so fühlte ich dennoch, daß ich darum, wo nicht Lob, doch die Gerechtigkeit verdiente, daß diese Frau mir damals die Rettung von gänzlichem Wahnsinn und von allgemeinem Spott verdankte; allein so wie manches andere, was ich aus gutem Herzen und nach meinem besten Willen that, anders ausgelegt ward, so mußte ich in der Folge erfahren, daß man auch dieser Handlung einen schlimmen Anstrich gab. Hierzu hatte die Gräfin freilich selbst beigetragen, allein man sollte ihr aus triftigen Gründen nicht geglaubt haben. So lange sie noch allein wohnte, hatten ihr einige Frauenspersonen, die sie um sich hatte, Geld und Kleidung abgelockt und sie allenthalben betrogen, auch hatte sie viel auf ihre heiligen Anstalten gewandt; da sie zu

mir

mir kam, hatte sie wenig um und an sich, auch kein Geld, als was ihr der Curator gab; sie besorgte bei mir nichts als ihre eigene Bedürfnisse, dennoch sollte ich nachher vielen Nutzen von ihr gezogen haben. Und gesetzt, ich hätte in meinen damaligen Nothfällen hin und wieder mir durch sie geholfen, so war das sehr unbeträchtlich und ich ersetzte es ihr nachher, wie Sie hören werden. Hingegen ersparte sie nebst hunderterlei Beschämungen vieles, was sie in ihren besondern Einfällen ausgeben wollte, wovon ich sie immer abhielt und nichts ward ihr durch listige Leute, die sie in ihren Thorheiten bestärkten und ihr deren noch mehr in Kopf setzten, um ihr Geld abzugewinnen, entwendet; denn sie hatte zu ihrer Bedienung niemand als unser Mädchen, die sie auch, wenn sie ja einmal ausgehen wollte, begleitete.

Nach einiger Zeit, die sie so bei mir ruhiger und ordentlicher als es lange nicht geschehen war, zugebracht hatte, faßte ich

den

den Entschluß nach Berlin zu gehen, und da den König selbst um Erfüllung seines Versprechens zu bitten. Mein plagevoller Zustand war mir eine Last worden, die ich nicht mehr tragen konnte, ich glaubte diese Reise wagen zu müssen, die doch einige gute Folgen haben könnte. Dieses Vorhaben entdeckte ich einem Freund, der an meinem Schicksal viel Antheil nahm, er billigte ihn, indem er das Gelingen meiner Wünsche von mir selbst erwartete. Dies Zutrauen würde er nicht gehegt haben, wenn er gewußt hätte, daß Politick und Finesse, die ich, um am Hof glücklich zu sein, hätte besitzen müssen, nicht unter meine Gaben gehörte; und wie konnte er das wissen, da ich noch nie Gelegenheit gehabt hatte, dergleichen Proben zu machen?

Dieser nemliche Freund versprach, mich durch hinreichenden Vorschuß in Stand zu setzen, daß ich die Reise unternehmen und dort mich eine Weile behelfen könnte.

Die

Die größte Schwierigkeit war also leichter, als ich es geglaubt hatte, gehoben, welches ich als ein gutes Zeichen ansah. Gern hätte ich meine Charlotte mitgenommen, und ihr die Veränderung der Reise, den Aufenthalt in einer Stadt wie Berlin, gegönnt, da dies, besonders der Jugend, der ohnehin alles rosenfarb erscheint, so viel Freude giebt; allein wenn ich dies oberflächliche Vergnügen meines Kindes gegen so manches hielt, dem sie bei meinem schwankenden Umständen hätte ausgesetzt sein können, so mußte ichs für besser halten, sie zurückzulassen. Meine Schwester war so gütig, auch diese Tochter aufnehmen zu wollen, ich wartete also nur noch ab, daß sie confirmirt ward.

Als dieses ernsthafte Geschäft vorbei war, machte ich meine Reiseanstalten und übergab Charlotten ihrer Tante. Die Gräfin, von der ich Sie bisher unterhalten habe, welche wieder ganz vernünftig war, mußte doch

doch wissen, daß ich verreisen wollte, weil es, wenn sie zurückblieb, nöthig gewesen wäre, für sich selbst andere Maßregeln zu nehmen; sie erfuhr nicht so bald, wo ich hin wollte, als sie Lust bezeigte, mit zu reisen und mich dringend bat, ihr dies Vergnügen zu gönnen. Theils konnte ich nie abschlagen, und denn sah' ich auch nicht, warum ich, da ich einmal reiste, sie nicht mitnehmen sollte, es konnte als neue Aufheiterung, als Mittel ihre Phantasien vollends zu zerstreuen wesendlich gut für sie sein, und sie konnte auch immer das ihrige zur Reise beitragen, welches zuvörderst dadurch geschah, daß ich wegen kleiner von ihr erhaltenen Vorschüsse ihren Theil abrechnete, und sie mir quittirte. Demnach trat ich mit ihr und meinem Mädchen ganz honorig die Reise an, doch leider mit einer ziemlich kleinen Kasse. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, wie mir mehrere riethen, alles insgeheim zu veranstalten und so davon zu schlupfen, ohne meinen guten Bekannten, den Gläubigern,

etwas davon zu sagen, denn wiewol ich diese Reise zu ihrem Besten unternahm, so würde es doch ihr Mißtrauen erregt und sie würden ein greuliges Geschrei erhoben haben, wenn sie unvermuthet meine Wohnung leer gefunden hätten. Ich that ihnen also mein Vorhaben nebst dem Zweck, welchen ich dabei hatte, kund, sie hatten nichts dagegen, aber da war so viel vorher abzuthun, wenn sie mir einige Zeit lassen und meine Rückkunft ruhig abwarten sollten, daß ich nicht umhin konnte, sie, so weit es anging, zu beruhigen und dabei vereinzelte sich denn mehr als die Hälfte meines erhaltnen Vorschußes.

Wir hatten die vergnügteste Reise von der Welt, noch fehlte es an nichts. Es war im Anfange eines der schönsten Juni'se die ich je erlebt habe, bei mondhellen Nächten, wir hielten uns immer wenig bei unsern Mahlzeiten auf, meist ließen wir nur umspannen, und fuhren so auch die Nacht, welches

ches uns Vergnügen machte, da es schien, als wären von Breslau bis Berlin alle Nachtigallen einig geworden, uns ein ununterbrochnes Conzert zu machen, welches die beiden Nächte, in denen wir unterwegens waren, wo es sich allemal fügte, daß wir Wald paßiren mußten, ausserordentlich reizend war. Hiernächst traf es sich, daß fast in jeder Stadt, ja in vielen Dörfern, durch die wir kamen, ein Jubel war, entweder Jahrmarkt, wo wir Musik trafen und wo getanzt ward, oder eine Hochzeit, bei der's auch lustig zuging, oder ein Feiertag, der einen Trupp Spielleute herbeigezogen hatte, die sich hören ließen u. d. g.; nichts fehlte bis auf eine Kindtaufe, von der uns, als wir einst durch ein großes Dorf fuhren, die schön geschmückten Gevattern frölich und bekränzt aus der Kirche entgegen kamen. Die Gräfin hörte nicht auf, mir begreiflich zu machen, daß alles dies nicht anders sein könnte, weil ihre Geister ihr versprochen hätten, unterwegens

Zei-

Zeichen von dem Glück und der Freude zu geben, welche wir in Berlin haben würden; ich versicherte ihr, zwar nur aus Gefälligkeit, daß ichs glaubte, war indessen doch im Ernst sehr geneigt, alles was uns begegnete von guter Bedeutung zu halten. In der Folge erfuhr ich, daß ich mich geteuscht hatte, doch auch nicht geteuscht, wie ich jetzt, da so viele in Berlin ausgestandene Leiden vorbei sind, einsehe; denn einen mächtigen Theil meiner Erfahrungen sammelte ich an diesem großen Ort, und wer wird das nicht für Gewinn halten?

Als wir in Berlin ankamen, fuhr uns der Postilion bei einem der größten Gasthöfe vor, wir stiegen zwar ab, allein die Herrlichkeit des Logis, in welches wir sehr höflich und als Fremde von Bedeutung (das heißt Fremde mit guter Casse) eingeführt wurden, nebst der köstlichen Bewirthung, mit meinem Geldvorrath zusammen gehalten, stellte mir, als die erste Bemerkung in Ber-

lin

lin die Nothwendigkeit vor Augen, morgen des Tages zu delogiren. Sogar die Gräfin, welche vor ein paar Jahren in eben diesem Hotel Monate hingeschwelgt und gejubelt, unter andern einmal etliche hundert Thaler zum Fenster hinunter unter das Volk geworfen hatte, raunte mir ins Ohr, daß wir hier wol nicht lange würden bleiben können. Auch gab ich den Bedienten, den ich von Breslau mitgenommen hatte, den Auftrag, sich ja sogleich nach einer kleinen Privatwohnung umzusehen.

So angelegen mir dies war, mußte er doch am Morgen meinen Wilhelm zuerst aufsuchen; das Mutterherz schlug schon unruhig genug, da ich einen Abend und eine Nacht in der Stadt, wo dieser so lang entbehrte Sohn lebte, zubringen mußte, ohne ihn zu sehen, und ihm meine Ankunft wissen zu lassen. Während der einigen Stunden, welche der Bediente des Morgens nach ihm umher suchte, wechselte die frohe

Er-

Erwartung, meinen geliebten Sohn zu umarmen, mit der Furcht, daß ich denselben nicht nach meinen Wünschen finden würde, ab, denn ich hatte eigentlich nie ein Lob von meinem Wilhelm gehört, obgleich seit einiger Zeit keine Klagen mehr einliefen, Er kam und ich erschrack! Zwar sah ich anstatt des hübschen Knaben, den ich in Schlesien entlassen hatte, einen schlanken, eben so hübschen Jüngling eintreten, doch in seiner Miene saß ein gewisser Trotz, der mir mißfiel; sein Auge hatte einen Ausdruck bekommen, welcher mich zurückgescheucht haben würde, wenn er nicht mein Sohn war; sein Gang, seine Stellung war eben so steif, als jede Muskel am Knaben zu leben schien, der auch immer im Flug ging. Miene und Auge ward milder und lachender, und schneller ward seine Bewegung, als er in mir seine Mutter erkannte, (denn der Bediente hatte ihn zu einer fremden Dame bescheiden müssen) er flog mir in die Arme, indem er freudig ausrief Mutter! ich weine

für

für Wonne, daß Kindesgefühl ihn so schnell umwandeln konnte; sein Herz ist noch weich und gut, dachte ich, indem ich ihn in meinen Armen hielt, er wird auf meine zärtliche Vorstellungen schon gut werden. In dieser Hoffnung überließ ich mich nun herzlicher der Freude, ihn wieder zu sehen und der Erwiederung seiner Liebkosungen. Noch an diesem Tage fragte ich ihn: warum er mit einem so kalten und steifen Air ins Zimmer getreten sei? Weil ich glaubte, erwiederte er, die Dame aus Schlesien werde mir, wie es schon einmal geschah, nebst Aufträgen von den Meinigen, Strafpredigten und Vermahnungen mitbringen, und diese mit stolzem Ernst vortragen, so was kann ich nicht leiden, ich bin nicht eines jeden Menschen Schulknabe – Also wolltest du ihr durch Miene, Blick und Gang Respeckt lehren, versetzte ich – Respect nicht, erwiederte er, den bin ich einer Dame schuldig, aber die Lust zu moralisiren wollt ich ihr benehmen. Daß er nur diese Absicht

gehabt hatte, und überhaupt geschmeidig sein konnte, überzeugte mich sein Benehmen mit der Gräfin, gegen die er, als ich sie ihm nach der ersten Bewillkommung vorstellte, ausnehmend artig, ja galant war. Er unterhielt uns diesen Tag so angenehm, daß ich wenig an andere Dinge, zunächst besonders ans Umquartiren dachte, denn Wilhelm zerstreute uns durch Mittheilung der vornehmsten Begebenheiten der Stadt; er machte uns die Charackteristick der meisten Großen und Gelehrten, da ich ihn nach den letztern auch fragte, mit einer Lebhaftigkeit und wie es nach dem, was ich schon von ihm gehöret hatte, schien, Richtigkeit, daß ich wenigstens keinen Mangel an Verstand und Scharfsinn an ihm bemerkte. Ich hatte dabei Gelegenheit, ihn schon ziemlich zu studiren; noch war sein Talent, mit guter Art dazwischen Witz anzubringen, nicht verloren, vielmehr hatte er's cultivirt; seine Anmerkungen über einige Gegenstände, von denen er sprach, wären des Aufzeich-

nens werth gewesen. Eben so wenig hatte sich seine Neigung zu guten und verdienstvollen Menschen verloren, von solchen sprach er mit Wärme, versicherte, daß er sie unendlich verehrte und sich ihnen aufopfern könnte. Nun kam es aber an andere, die nicht so gut wären, da ward er bitter, besonders standen die Stolzen und die, von denen er schlimme Handlungen wußte, übel bei ihm angeschrieben. Auge und Miene ward, wenn von diesem die Rede war, wieder unangenehm. In allen diesen Vorträgen lag eine Lebhaftigkeit, die immer sehr genau zeigte, was in seiner Seele vorging; ich sah', daß er das Gute, das Edle liebte, aber auch unbefugt über das Gegentheil aufgebracht war, und das war Erbtheil von mir. Ich bemerkte aber im Fortgange seiner Erzählungen an ihm selbst Unbiegsamkeit, Stolz und Unzufriedenheit mit seinem Zustande, welches wieder nicht meine Fehler waren, und die mich bei ihm sehr beängstigten. Hier war wieder ei-

eine Gelegenheit über mein Unvermögen betrübt zu sein. Noch war Wilhelm in den Jahren, wo seine gefährlichen Leidenschaften besiegt werden konnten, er wäre unter der Leitung eines klugen Mannes, der ihn zu behandeln wußte, gewiß ein treflicher Mensch geworden! Ein solcher mußte ihm Liebe und Achtung zeigen, nicht sein Hofmeister, sondern sein Freund und Gesellschafter zu sein scheinen, um ihn her mußte Wohlstand, einige Würde und Wohllaut sein, denn ward er heiter und gut, brav und edel. Aber ich konnte ihn weder den Händen eines solchen ausgesuchten Mannes anvertrauen, noch Wohlstand geben, sondern mußte ihn dahin gehen lassen in dem Stand eines Fahnjunkers, der er jetzt noch war. Dieser Stand war an sich für ihn nicht zu gering, da es die erste Stufe ist, auf welcher jeder Edelmann zu höhern Chargen hinaufsteigen muß; die auch so viele große Feldherren zum Anfang ihrer militairischen Laufbahn betreten müssen. Wenn aber

eine Menge junge Leute sich darein finden, es vernünftig abwarten, und ihre Aufführung so einrichten, daß ja nichts ihr Avancement zum Offizier, wenn die Reihe an sie kommt, verhindern möge, so war Wilhelm nach seinem unglücklichen Temperament als Fahnjunker am allerwenigsten auf dem Platz, wo er gerathen konnte. Es verdroß ihm, nicht frei handeln, nicht thun zu können, was und wie er es wollte; es verdroß ihm, unter der Order so vieler zu stehen. Er wünschte viel, brauchte viel und konnte nichts haben. Sein Geist war lebhaft, sein Herz wohlwollend, die Unruhe und Unzufriedenheit aber, welche er über sein Schicksal empfand, gab Geist und Verstand eine schiefe Richtung und dem Herzen eine Säure, die ihn zum Empörer machte und ihm überall, besonders fast bei allen Offizieren Mißfallen zuzog. Es ist nicht mein Wille, ihn durch seinen zu wenigen Glückstand über seine Fehler zu entschuldigen, so viele von eben der Geburth und den

An-

Aussprüchen hattens und habens nicht besser und eben das, was ihn bewog, sich selbst nach und nach unglücklich zu machen, ermuntert sie, zu Ehren und Würden durch untadelhaftes Betragen empor zu steigen. Aber ich behaupte, daß Charackteren, wie der seinige, ein kleiner und gezwungener Zustand sehr gefährlich ist; er hatte keine Denkungsart, wie sie sich zu seinem Schicksal schickte, welches doch nicht sogleich zu ändern war – Ich glaube, daß mehr Leute darum umschlugen, weil ihnen das Schicksal eine fremde Rolle gab. – Wilhelm hatte, wie ich schon bemerkt und leider zu bald erfuhr, wenig Freunde im Regiment, der Chef desselben war ihm jedoch nicht feind, er schien ihn zu kennen und wünschte ihn zu conserviren. Einst sagte er mir, im Dienst versteht er nichts, ist immer proper und exackt; von der Art also habe ich keine Klagen, kommen sonst welche und ich laß ihn rufen, mache ihn in meinem Zimmer tüchtig herunter, so hat er tausend Entschuldi-

digungen und behält Recht. Der Compagnieschef dachte eben so gut gegen ihn; alle andre Offiziers bis auf wenige, die er auch sehr schätzte, weil sie gut mit ihm umgingen, waren ihm gehässig und er liebte sie eben so wenig. Aber gegen den Regiments- und Compagnieschef hatte er nichts einzuwenden, als daß ihm überhaupt die Abhängigkeit schwer fiel; hingegen war er von den Gemeinen sehr geliebt, weil er gegen diese freundlich und bescheiden war und ihnen nie Verdruß machte.

Mit einem Wort, mein Wilhelm hatte ein gutes Herz, Neigung und Erkenntniß des Guten, aber einen zu hohen Geist, Widerwillen gegen die Lage, in die er sich doch nothwendig hätte finden sollen, unwiederstehlige Leidenschaften, viel Hang zum Widerspruch und aus alle dem war ein wildes Gemüth erwachsen, welches auch seinen von Natur sonst richtigen und scharfen Verstand und den Gesichtspunkt aus welchem

er

er alles betrachtete, ganz verkehrt richtete. Von einer bessern Seite zeigte er sich, sobald es ihm einigermaßen nach Wunsche ging und er etwas Hoffnung hatte, daher bemerkte ich auch das, was ich eben von ihm gesagt, nicht sogleich auf einmal. Die Freude, mich in Berlin zu wissen und einige Zeit zu behalten, wobei er doch auf Unterstützung und auf kleine Vergnügungen in meiner Gesellschaft hoffte, erheiterte ihn und gab ihm die beste Laune.

Mein Bedienter hatte in der Zeit, die ich in Wilhelms Unterhaltung verträumte, überall um ein kleines Quartier gefragt. Mein Sohn schlug einen kleinen Gasthof in der nemlichen Straße vor, wo wir viel wohlfeiler logieren und speisen würden, dahin wurde nun den zweiten Tag nach unsrer Ankunft gezogen. Wir waren da wirklich ganz bequem und billig logiert und servirt, wenn ich oder die Gräfin nur einigen Nachschuß an Geld zu hoffen gehabt hätten,

so

so konnte es gehn; dies war aber nicht der Fall, und für unsern Vorrath war der Aufgang doch zu groß, besonders da wir zwei Domesticken hatten, wovon wenigstens der Bediente sogleich wieder hätte zurückgeschickt werden sollen. Ich nahm mir vor, das sogleich zu thun, wenn ich nur meine Absicht einigermaßen im Gange hätte, ehe dies geschah, mußte ich meines Erachtens lieber diesen Bekannten als einen fremden Lohnlaquei zu den Leuten schicken, die ich zu meinem Zweck nöthig glaubte. Dies konnte nicht den zweiten, dritten Tag vollbracht sein, er mußte aufpassen, die Stunden wahrnehmen, ward wieder beschieden und so ging ein Tag nach dem andern hin, jeder davon erforderte doch das nicht kleine Kostgeld, was Bedienten auf Reisen, besonders in großen Städten bekommen müssen. –

Der Herr, welchen meine Schwester und Tochter zu K. in P. beleidigt hatten, war,

war, ohnerachtet ich das wußte, der Erste und mußte der Erste sein, an den ich mich wandte. Jene eingebildete Beleidigung war ja nicht von Belang, er mußte sie meines Erachtens längst vergessen haben, und ich hatte mich noch nie im geringsten an ihn verschuldet. Demohnerachtet hatte er es sogar gegen meinen Bedienten, den ich mit einem Billet zu ihm schickte, sehr auffallend merken lassen, daß er nicht nur des Sinnes nicht sei, sich für mich zu interessiren, sondern mir mit Geringschätzung begegnen wolle. Ich ließ mich das nicht sogleich irren, einmal war dies der nächste Weg, den ich einschlagen konnte, ich setzte Delikatesse und Empfindlichkeit bei Seite, und that als glaubte ich, es sei nur die unrechte Stunde gewesen, in welcher ihm mein Billet gegeben worden war, noch einmal bat ich um eine Unterhaltung, zu der ich auf sein Landhaus kommen wollte. Meine Höflichkeit hatte den hochgespannten Mann doch bewogen, wieder wenigstens nicht unar-

artig zu sein. Er antwortete, aber der Inhalt des Briefs hieß im kurzem Auszug mit hofmännischen Worten: „Sie werden wohlthun, sich nicht weiter an mich zu wenden, weil ich mich nicht für sie portiren will„; (denn wenn jemand, der Vorsprache leisten kann; dieses Können verneint, so will er nicht). Die persönliche Unterhaltung ward unter den bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Entschuldigungen, „daß man gebunden sei –„ keine Zeit bestimmen könne u. d. g. verweigert. Ich ließ es mir gesagt sein, Wilhelm aber, welcher mir gern beistehen wollte, bestand darauf, einen Versuch bei der Frau Gemahlin des Herrn, die eben das und mehr für mich vorarbeiten konnte, zu machen. Ich ließ ihn gehn, aber er kam sehr erbittert wieder; denn die Dame hatte mir durch ihn mit Spottmienen einen guten Rath gegeben, wie ich gewiß bei Sr. Maj. reuißiren würde. Es war um so auffallender, da wir wußten, wie dieses gemeint war, und diesen Spott

durch

durch unsre Handlungen nicht im mindesten verdienten.

Von dieser Zeit an beschloß ich, die Idee durch diese theure Herrschaften etwas zu erlangen, aufzugeben, und dachte auf eine andere Vorsprache bei dem König. Ich hätte freilich den Weg aller derer, welche Gesuche an den König haben, durch das Kabinet wählen können, allein obwol erst neu aus der Provinz angekommen, wußte ich doch schon genug von dem Gange der Sachen bei Hofe, um glauben zu können, daß mein Brief durch diesen Weg ganz von dem Monarchen gelesen und erwogen würde. Ich sage dies nicht als Satire oder Beschwerde; die Menge der Supplikken, Memoriale und Briefe, welche täglich einlaufen, ist zu groß, der König kann sie unmöglich alle Wort für Wort durchlesen, also ist es nöthig, daß die Kabinetsräthe von dem Wesentlichen in denselben Auszüge machen und sie dem Herrn

vor-

vorlegen. Ich wollte aber doch, daß der König meinen Brief ganz lesen möchte, da ich das Glück hatte, ihm bekannt zu sein, und Versprechungen von ihm erhalten hatte, hielt ich nichts für gewisser, als daß er diese erfüllen würde, wenn ich ihn jetzt darum bäte und meldete, daß mich die Noth und die Hoffnung auf seine Huld nach Berlin getrieben hätte. Im Bezirk meiner Hoffnungen lag seit einiger Zeit die Vorstellung, daß der König bei der Menge großer Geschäfte und bei der Anzahl der Bittenden mein Individuum blos vergessen hätte, wenn ich nun gegenwärtig in der Residenz daran erinnerte, so würde er mir nach seinem Worte schon helfen. Dies sollte nun mein Brief bewirken und diesen Brif – so lags in meinem Plan – sollte jemand, der um den Monarchen war, ihm separat und das zur guten Stunde einhändigen.

Ein Offizier von des Königs Suite, den ich noch nicht persönlich, aber aus

allgemeinen Nachrichten als sehr beliebt bei dem Herrn kannte, war nun nach meiner Rechnung der eigentliche Mann zu dieser Absicht, wenn ich ihn in mein Interesse ziehen könnte. Ich wagte es, ihn durch ein Billet um eine Entrevue in einer Auberge zu Scharlottenburg, wo der König, folglich auch er war, zu bitten, dorthin wollte ich mich den nächsten Vormittag um 10 Uhr begeben, wenn ich erwarten konnte, daß er meine Bitte erfüllte. Der Herr Oberstlieutenant war gefälliger, als jener Patron, er ließ mir sagen, daß er zur bestimmten Stunde an den Ort kommen wollte, den ich eben genannt habe. Ich war ausnehmend froh, dachte, ich hätte gewonnen, und begann schon den frohen Auftritt in Gedanken zu feiern, der mir in Breslau bevorstünde, wenn ich mit Geld oder Anweisung da ankommen würde; ich zahlte, indem ich dieses Stück aufführte, aus, weidete mich an den frohen Gesichtern, an dem Antheil, welchen die Meinigen nehmen

würden, richtete mich mit meiner guten Lotte ordentlich ein, lebte still und vergnügt. Die Gräfin, welche jetzt sehr vernünftig war, und über Wilhelms Possen, woran sie großen Gefallen fand, sogar ihre Sympathie zu handeln vergaß, glaubte wie ich, die Willigkeit des Oberstlieutenants, mich zu sprechen, sei von guter Vorbedeutung, und raunte mir zu (denn weil sie Wilhelms Spott fürchtete, durfte sie es nicht laut sagen,) daß ihre Geister das wohl gesagt hätten.

Wilhelm hoffte, wie wir, alles Gute, und wir brachten einen vergnügten Nachmittag zu, ja auf die nächst zu erwartende Hülfe los, gingen wir alle drei den Abend ins Schauspiel. Wilhelm fand für gut, daß ein französischer Capitain, welcher seit den etlichen Tagen, die wir in den andern Gasthof zubrachten, unser Gast war, auch einmal diese Veränderung genießen sollte; doch um die Ausgabe einzuschränken, gingen

wir

sämmtlich aufs Parterre, welches, da wir noch ganz unbekannt waren, und mehr, wenigstens sehr rechtliche Frauenzimmer da die ersten Plätze einnahmen, wol anging; indessen war es immer viel Resignation für Leute, die nach der neuen Hoffnung in wenigen Tagen Tausende im Besitz haben würden.

Der Capitain, dessen ich erwähnt habe, war aus Frankreich gekommen, um als ein geschickter Ingenieur in Berlin placirt zu werden. Er hatte eine gute Börse und eine schöne Garderobe mitgebracht, glaubte bei einem noblen Anstand eher zu reussiren, als wenn er ärmlich aufträte, meinte sich Anspruch an einen der ersten Posten zu verschaffen, wenn er Aufwand machte, und verjubelte von Hoffnungen getäuscht, sein Geld bis auf den letzten Groschen. Als dieses weg war, ging es über einige Kostbarkeiten, die er hatte; nach diesen über die Kleider. Als wir in seinem Gasthof

einzogen, waren seine Habseligkeiten bis auf das, was er an sich trug, völlig dahin, so wie das Geld dafür ausgegeben war. Bei solchen Umständen begann natürlich die Zahlung im Gasthof sparsamer und immer geringer zu werden, und in dem Maße, wie er an Glücksumständen declinirte, avancirte er im Hause immer eine Treppe höher. Bei unsrer Ankunft also saß er im höchsten Erker in einem blauen Frack, bei sehr sparsamen Mahlzeiten. Denn der Wirth, der ihn, bis er das zuletzt Aufgelaufne bezahlt hätte, doch nicht entlassen wollte, hütete sich so viel möglich diese Schuldforderung zu vergrössern. Wilhelm kannte ihn schon, ich ahndete nachher, daß er uns um seinetwillen diesen Gasthof empfahl, denn nicht zwei Stunden waren wir eingezogen, als er ihn uns vorstellte. Der Mann war ausnehmend artig, wußte, wie alle Franzosen, gut zu sprechen und zeigte in dem, was er sprach, Kenntnisse und viel Feinheit, an seinen Sitten, und an seiner Bescheidenheit war

gar

gar nichts auszusetzen; also nahm er uns sehr ein. Er war ein ansehnlicher und noch ziemlich junger Mann; sein Frack war noch nicht sehr abgetragen, daher gefiel er der Gräfin so wohl, daß Wilhelm, der so gebildet nicht war, von dem Augenblick an mit dem zweiten Platz in ihrer Gunst zufrieden sein mußte. Dieser ließ ihn bei dem ersten Besuch mit der Gräfin plaudern, und bat mich, auf ein paar Worte ins zweite Zimmer zu kommen. Hier entdeckte er mir den verlaßnen Zustand des guten Capitains, dessen Verdienste, nach dem, was Leute, welche es verstünden, davon sagten, entschieden wären, er versicherte mir, daß Bellair wol Beistand aus Frankreich, auch hier Emploi bekommen würde, wie er denn auch über ein vortrefliches Werk von der Fortification her wäre, welches er dem König zuzueignen schon die Erlaubniß hätte. Mit einem Wort er prahlte so in Capitain Bellairs Namen, als wenn er dazu gedungen wäre, und schloß damit,

der arme Mann wegen der Barbarei des Wirths hungern müßte und es die Pflicht aller Menschen sei, so lange sie noch selbst was hätten, solchen edlen Nothleidenden mitzutheilen. Dies würde ich wol einsehen und also den Kapitain mitspeisen lassen, bis er nur sein Buch fertig hätte, oder sonst Hülfe bekäme. Ich stellte nun freilich allerhand vor, namentlich, wie es sehr wahrscheinlich wäre, daß es auch an uns kommen könne, nichts mehr vom Wirth zu bekommen, aber Wilhelm wollte nicht glauben, daß ich ganz umsonst nach Berlin gekommen sein sollte; etwas, meinte er, thäte der König doch, und dann auch nichts kleines, wenn wirs nur erst eingeleitet hätten. Ich hatte dieselbe Hoffnung; da ich nun mit dem Capitain auch Mitleiden hatte, erfüllte ich Wilhelms Wunsch, und bat ihn, so wie dieser seine Vorstellungen geendiget hatte, unser Gast zu sein, so lange wir in diesem Hause zusammen logiren würden. Er nahms ungezwungen und ohne Complimente an. Da, wie ich wei-

weiter oben gesagt, der Oberstlieutenant so gefällig war, mich an dem bestimmten Ort sprechen zu wollen, hielt ich mich schon der Erfüllung meiner Wünsche so ganz gesichert, daß ich mir vornahm, dem Capitain etwas vorzuschießen, damit er sich geschwind aus der übeln Lage retten und dann sein Glück weiter verfolgen könnte. Ich hatte solche Lagen kennen lernen, fühlte also, wie sie schmerzten, fühlte auch, wie süß Erlösung sein mußte.

Am bestimmten Vormittag also fuhr ich nach Scharlottenburg, und kaum war ich in der Auberge abgetreten, als auch mein Herr Oberstlieutenant erschien. Sein mehr trauliges als hofmänniches Betragen flößte mir noch mehr Muth ein; ich faßte das größte Zutrauen zu ihm, und trug ihm dann meine Wünsche vor. Doch hier stieß ich auf einen ganz unerwarteten Fehlschlag! Der Oberstlieutenaunt sagte mir nemlich, es sei nicht schicklich, und er dürfe es auf

keine Weise wagen, dem König Briefe abzugeben, diese müßten alle entweder auf die Post oder an die Cabinettsräthe geschickt werden. Dies verwunderte mich, wie es mir aber der Mann erklärte, und ich weiter hin von andern erfuhr, war es nicht blos Ausrede, sondern wirklich gar nicht gebräuchlich und ohne des Königs Willen in besondern Fällen nicht erlaubt. Er sagte mir aber, wenn und wie ich schreiben sollte, und versprach mir, Gelegenheit zu nehmen, zu meinem Besten zu sprechen, so mit fuhr ich doch sehr froh zurück.

VIII.

Nachdem ich, wie beim Schlusse des vorigen Briefs gesagt ist, von dem Oberstlieutenant das Versprechen erhalten hatte, daß er Gelegenheit nehmen wollte, mit dem König von mir zu sprechen, und ich dies für eben so gut hielt, als wenn er meinen Brief selbst abgäbe, blieb meine Hoffnung eben so groß da ich von Scharlottenburg

zu-

zurückkam, als sie im Hinwege gewesen war. Ich albernes Geschöpf, welches nie ein Versprechen, ohne den Vorsatz, es zu erfüllen, von sich gab, glaubte, das müßte bei andern auch der Fall sein. Nur flüchtig hatte ich die Höfe und die Regeln der Hofleute kennen lernen, nur das Glänzende davon war mir wissend, aber in jüngern Jahren, und während dem Leben meines Mannes hatte ich nichts zu bitten. Daß Abschlagen sehr oft, und in den meisten Fällen, darauf erfolgt, lehrte mich zwar die Pension-Verweigerung unter der vorigen Regierung, allein der hochseelige König war, wie ich im ersten Theil dieser Briefe gesagt, der Meinung, daß ich es so nöthig nicht brauchte, und ich hatte, wie sehr zu vermuthen war, wol einen Widerwärtigen, aber keinen Fürsprecher bei ihm, keinen, der mir versprach, mein Wort zu führen.

Man thut den Hofleuten zu viel, wenn man das Nichterfüllen solcher Zusagen ohne Aus-

Ausnahme für Bösartigkeit oder kalte Gesinnungen gegen den Nebenmenschen hält, so bald man ins Innere des Hofwesens dringt, sieht man, daß es nicht allezeit an ihren Willen zu helfen fehlt, daß sich aber dem Vollbringen zu viel widersetzt. Einmal sind es nur wenige Sonderlinge, die sich an feste, und ich möchte sagen, eigensinnige Grundsätze gewöhnt, und selbst nichts haben wollen, sich auch an verdrüßliche Mienen und Worte nicht kehren, welche einen mächtigen Gönner oder Freund um etwas für andere bitten. Alle übrige geben, wenn sie gut sind, oder sich für jemand interessiren, lieber selbst, als daß sie den Gönner oder Freund mit Vorbitten belästigen. Andere, und daß besonders die Günstlinge eines Fürsten haben auch zum Theil für sich selbst zu viel Ansprüche, zum Theil schon ihre nähern und ältern Bekannten, für die sie etwas durchzusetzen haben, was neu hinzukommt, muß dann zurückstehen. Dies dürfte das Schreien und Klagen nicht ver-

ursachen, welches darüber angehoben wird, wenn man nur eingestehen will, daß es auch ausser den Höfen so zu gehn pflegt, daß man überall mit Komplimenten und leeren Vertröstungen abgewiesen wird, und noch froh sein muß, wenn man damit abkommt, und nicht gar unhöflich und verächtlich behandelt wird. Am sichersten gehn die Gesuchhabenden überall, wenn sie den rechten Mann selbst sprechen und rühren können; und noch glücklicher sind die, welche für sich ruhig leben können, und keinen Menschen, so hoch er sei, zu ihrer Pilgerreise durchs Land der Lebendigen bedürfen.

Ich habe einen ehrlichen Mann gekannt, welcher bei seinem Fürsten ein Gesuch hatte, aber ihn nicht selbst sprechen konnte. Er gelangte von Canal zu Canal an einen der fürstlichen Räthe, welcher viel bei dem Herrn galt, und der versprach im Ernst, sich des ehrlichen Mannes anzunehmen. Als dieser es erfuhr, fiel er auf seine Knie und bat

bat Gott, daß er es doch dem Fürsten, welcher schon verschiedene Supliquen von ihm hatte, ins Herz geben mögte, mit dem Rath von der Sache zu sprechen, weil dieser sich wol alsdann für ihm verwenden, hingegen seiner gewiß nicht von selbst bei dem Herrn gedenken würde. Der Mann, welcher den lieben Gott diesen Auftrag gab, sah bei allen guten Zutrauen zu seinem Fürsprecher die Sache von der wahren Seite an. Auch ich bin jetzt überzeugt, daß die Gesinnung des Herrn Oberstlieutenants gegen mich damals noch gut genug war, um zu meinem Besten beim Könige zu reden, wenn sich derselbe von meinem Anliegen mit ihm unterhalten hätte, aber so klug wie jener Mann, war ich damals nicht, vielmehr glaubte ich, der neue Freund werde, sobald er nur erführe, daß mein Brief an seine Maj. abgegeben sei, von selbst anfangen, und seine Bitte der meinigen anfügen.

Ich nahm mir kaum Zeit zu essen, so eilfertig war ich nun an den König zu schreiben,

ben, und den Brief nach der Anweisung des Oberstlieutenants zur Bestellung zu schicken. Da es geschehen war, zwang ich mich vergnügt zu sein und die Hoffnung fest zu halten. – Ein ganz besonderer Umstand war es immer, daß ich bei allem, was ich unternehmen wollte, indem ich die vorläufigen Anstalten dazu machte, voll Muth war, und das Beste erwartete, wenn nur erst die Sache im Gange sein würde. Aber sobald der letzte und wesendliche Schritt, der den Ausschlag geben sollte, gethan war, sagte mir eine deutliche Ahndung erst, was ich zu erwarten hatte. Ich ward nie getäuscht, wenn mir eine freudige Empfindung die Erfüllung meiner Wünsche weissagte, und nie hatte ich umsonst eine quälende Unruhe, ja oft die größte Angst empfunden, wenn ich etwas unternommen hatte, und nun auf Entscheidung harrete, denn immer war alsdenn diese äusserst niederschlagend. Auch hier hörte mein frohes leichtes Athmen auf, sobald der Brief an dem König auf dem

Wege zum Kabinetsrath B. war; doch ich raisonnirte so viel mit mir, hatte mir so gute Gründe, weshalb es nicht fehlen könnte, vorzuhalten, daß ich meine Bangigkeit äußern Umständen zuschrieb. Unter andern kam es mir vor, als ob das unaufhörliche Ausrufen der Lebensmittel von männlichen und weiblichen Stimmen, die mit unter so wehklagend klangen, welches ich noch nicht gewohnt war, und in keiner Gegend der Stadt häufiger sein kann, als unter den Linden, einen schwermüthigen Eindruck auf mich machte. Um ihn zu zerstreuen, ging ich mit der Gräfin und meinem Sohn in den Thiergarten und wirklich heiterten mich die neuen Gegenstände dort etwas auf.

Ich beschloß in dieser bessern Stimmung die übrigen Schönheiten in Berlin zu sehen, Bekanntschaften zu machen, und einige, die ich schon in Schlesien bekommen hatte, zu erneuern.

Vor allen Dingen wollte ich der Herzogin Fr. v. B. Cour machen, welches eine Prinzeßin von Oels in Schlesien war, wo ich sie gekannt hatte, und bei deren Vermählung, welche der hochseelige König in Breslau feierte, ich 2 Tage hintereinander, wo er Fete gab, mit frölich gewesen war. Ich schickte am folgenden Vormittag zu dieser Fürstin, ließ ihr meine Ankunft wissen, und um Benennung der Zeit bitten, wo ich ihr aufwarten könnte. Sie ließ mir sagen, daß es ihr auf den folgenden Nachmittag lieb sein würde, für heute speiste sie bei der Königin in Monbijoux. Sie hatte dieser erzählt, daß eine Landsmännin von ihr angekommen wäre und mich genannt, die gütige Königin erinnerte sich meines Sohns, der als Page beständig ihre Gnade gehabt hätte, und wollte auch mich kennen. Ich ward ehe der Tag zu Ende ging mit einer Einladung zum Spiel und Soupee bei ihr, der Königin auf dem folgenden Abend, überrascht. Da ich eben die Trauer

um meine Mutter trug, so kam mir diese in Ansehung meines Anzugs, welcher doch nicht anders sein konnte als es die Trauer erforderte, sehr zu statten.

Ich leugne nicht, daß mir die Einladung, da ich nun wegen des Putzes nicht in Verlegenheit kam, viel Vergnügen machte, weil ich da die Königin selbst und doch einen Theil des Hofes kennen lernen würde. Von der Herzogin Fr. v. B. also fuhr ich nach Monbijoux, und hatte da vorerst die Freude eine liebenswürdige Königin zu sehn, auch von ihr, die selbst so zärtliche Mutter ist, und es also weiß, wie gern man etwas angenehmes von seinen Kindern hört, des gnädigen Andenkens an meinen Sohn versichert zu werden, wozu sie die Prophezeiung setzte: daß dieser Sohn mir gewiß beständig Freude machen werde, weil er sich schon noch als halbes Kind so gut betragen hätte. Ich fand da mehrere Prinzen und Prinzessinnen, und lernte alle Kinder der Königin

ken-

kennen, die den Kindern reicher Particuliers, oft von sehr wenig Stand und blos durch Glücksfälle erhoben, zum Beispiel dienen konnten, indem sie ausnehmend artig, so bescheiden und gefällig waren, als ob sie von ganz kleinen Herkommen wären, und allen Menschen die größte Achtung bezeigen müßten. Ueberhaupt ist an diesem großen Hofe Steifheit und Fürstenstolz völlig verbannt, alle Mitglieder des königlichen Hauses fühlen es, daß sie Menschen sind, und die Freuden der Menschheit besser genießen können, wenn sie natürlich handeln. Man sieht das in Berlin viel zu wenig ein, erst dann liebt und bewundert man das königliche Haus von dieser Seite, wenn man andere, oft mindere Höfe kennt.

Es waren viele von der vornehmsten Noblesse zugegen, ich machte Bekanntschaften, von denen ich sagen würde, daß sie mir höchst interessant gewesen wären, wenn mein übles Schicksal zugelassen hätte, sie

in

der Folge zu cultiviren. Auch sah ich da Leute von Angesicht, die mir einige besser, andre schlimmer schienen, als man sie schilderte.

Bei der Tafel erhielt ich unangenehme Nachricht, worüber ich mich aber nach einigen Nachdenken tröstete. Ich saß neben einer Gräfin S. mit deren Gemal ich einigermaßen verwand war. Unser Gespräch lenkte sich auf mehr Mitglieder der Familie, unter andern auf die Großtante, von der ich bisher die mehr erwähnte jährliche Zulage erhielt. Die Gräfin sagte mir, daß sie seit etwan 14 Tagen gestorben sei und sie den Bericht davon schon vor 8 Tagen erhalten hätte, weshalb sie auch trauerte. Dies war also während meiner Reise und meinem Aufenthalt in Berlin geschehen, wie ich auch den nemlichen Bericht mit den ersten Briefen aus Breslau empfing. Mir fiel im ersten Augenblick ein, daß ich nun nichts mehr bekommen würde, im zweiten hielt ichs für

sehr

sehr wahrscheinlich, daß sie mir etwas vermacht haben könnte, und dieser Meinung war auch meine Nachbarin, nachdem ich ihr die Gründe zu dieser Hoffnung gesagt hatte. Diese Gründe beruhten auf der Beflissenheit meiner Mutter, der verstorbenen Ministern, mit der sie Geschwisterkind und erzogen war, und die durch die Heirath mit dem hannöverschen Minister Münchhausen ihre Tante ward, mich und meine Kinder zu empfehlen. Beide alte Damen, welche kurz hintereinander starben, waren bis ans Ende sehr fleißig in ihrem Briefwechsel, und die Ministern hatte meiner Mutter immer viel Theilnahme an ihren und ihrer Kinder Schicksal gezeigt. Da sie mir nun auch bei Lebzeiten jährlich 30, bisweilen 50 Thaler gab, und keine Kinder hatte, so war es sehr natürlich, zu hoffen, sie werde mir etwas ausgesetzt haben. Noch weiß ich nicht, wie es gekommen ist, daß ich mich hier abermals geirrt hatte, wenn ich es nicht etwa meinen einmal bestimmten Mißge-

schick in allem, was nur den kleinsten glücklichen Umstand betrift, zuschreiben muß; wenn ich aber eine solche unausgesetzte Chikane des Schicksals nicht annehmen will, so ist das natürlichste, zu schließen, daß die Verwandten, welche mehr in ihrer Nähe waren, den Vorzug bekämen. Dies glaubte ich aber bei der ersten Nachricht von ihrem Tode durch die Gräfin S. nicht, vielmehr fuhr ich von Monbijoux mit der Einbildung nach Hause, daß ich in kurzer Zeit Nachricht bekommen würde, wie ich im Testament meiner Großtante wenigstens mit 1000 Rthlr. bedacht sei, welches doch auch ein gutes Hülfsgeld wäre.

Ich beschloß jetzt, morgen am Tage meine Visiten bei den Oberhofmeisterinnen aller Höfe und bei den vornehmsten Damen, vorzüglich bei der Gräfin S. zu geben, dann noch einige andere Verwandte von Rang, und nicht von Rang, theils von meines Mannes, theils von meiner Seite zu sehen, und

nun

nun wollte ich mich auch bei der verwittweten Königin, und an den Prinzen-Höfen Berlins präsentiren lassen. Dies konnte während den beiden Trauern, die ich jetzt halte, noch eine Weile ohne besondere Unkosten geschehen. Die Erbschaft der Großtante – die Hülfe des Königs, und der Nutzen, den es vielleicht für meine Tochter haben könnte, malte mir der Einbildung nach dies alles theils leicht, theils nothwendig. Allein, abermals hatte ich mich verrechnet, mein Plan scheiterte von einer Seite schon in der ersten Nacht nach dem Supee bei der Königin. Ich hatte mich zwar mit etwas Kopfweh und Hitze zu Bette gelegt, hielt das aber für überhingehend, und dachte morgen recht lebhaft in meinem Vorhaben zu handeln; aber ich ward von Minute zu Minute kränker, konnte des Morgens nicht aufstehen, und war ehe der Abend kam, genöthigt, einen Arzt rufen zu lassen, weil ich mich gefährlich krank fühlte. Diese Krankheit dauerte aber 5 Wochen, und war von der Art, daß der

geschickte Arzt, den man gerufen hätte, fast täglich andere Medicin und Getränke, daß er nur ausgewählte Speisen, und ausserdem vielerlei verordnete, wozu immer Geld nöthig war.

Mein kleiner Vorrath war zu Ende ehe 14 Tage dieser Krankheit vorbei waren, ich wußte sogleich nirgends her Ersatz zu schaffen, meine Reisegefährtin war in meinem Fall, ich hätte sehr bald nichts von dem was der Arzt vorschlug und für nothwendig erklärte, haben können, wenn die Königin, welche von meiner Krankheit gehört hatte, und so gnädig war, sich nach mir erkundigen zu lassen, mir nicht mit etwas zu Hülfe gekommen wäre; nachdem ich in meinem hülflosen Zustande mir das Herz nahm, mich in einem Briefe, den ich zusammen krazte, so gut es gehn wollte, an sie zu wenden und mich ihr zu entdecken. Was ich also von dieser Seite erhielt, verhalf mir zu den nöthigen Mitteln und zur Pflege.

Es

Es verging aber Tag und Nacht keine Stunde, wo nicht etwas und oft viel ausgegeben werden mußte; und die Gesunden von der Gesellschaft wollten doch auch immer dies und jenes haben, obgleich alles, was sie den Tag durch genossen, im Gasthof angeschrieben ward. Das Geld von der Königin, obwol es keine verächtliche Summe war, ging also während der Krankheit wieder in alle Welt, und es trat Mangel ein, welchen aber die Gräfin und Wilhelm so wenig in Erwägung nahmen, daß sie den Kapitain immerweg zu Gaste baten, als wäre nicht zu vermuthen, daß unser Wirth nächstens erklären würde, er könne nichts weiter für uns anrichten lassen, wenn die alte Rechnung, (welche durch die vielen Bedürfnisse, wegen meiner Krankheit fürchterlich angewachsen war,) nicht bezahlt würde. Mir ahndete es nur zu sehr, deshalb ließ ich immer zum voraus trösten, weil dies das Einzige war, was ich zunächst thun konnte.

Die Antwort des Königs war längst gekommen, und nicht sehr tröstlich gewesen. „Er hälte, hieß es„ vor der Hand keinen Font, mir die verlangte Hülfe davon zu bewilligen, ich würde indessen wohlthun, meine Gläubiger an die Pension anzuweisen„ Noch ließ ich nach diesem Brief nicht alle Hoffnung sinken, daß der Monarch noch etwas für mich thun würde: das vor der Hand und indessen schien sagen zu wollen: daß ich in der Zukunft etwas erwarten könnte, und sollte ich mir indessen durch Anweisung der Pension Ruhe schaffen. Aber diesen Weg kannte ich schon als impracticable; und wie konnte mich Aussicht in die Zukunft trösten, da ich ohne die schleunigste Hülfe unterliegen mußte, da mir Mangel und Verdruß in Menge bevorstand? Diese Betrachtungen mußte ich nun so still als möglich in mich hinein verschließen; ich hielt sogar den Brief vor der Gräfin verborgen, und sagte ihr blos, daß er mich etwas hoffen ließe. Es war nicht

rathsam, ihr den wahren Inhalt bekannt zu machen, denn sie war ziemlich wild und aufrührisch über die übeln Umstände worden, raisonnirte laut, und erzählte allen Leuten, daß sie schon viel bei mir zugesetzt hätte; welches sich ja wol glauben ließ, weil wir zusammen gereist waren, und sie viel Redens von ihrem Vermögen, ihrem Vater, den ohnehin alle Welt als einen großen Mann kannte, ihrer Mutter, deren großes Vermögen Berlin bekannt war, machte ꝛc. Noch war ihr Verfall dort nicht so allgemein bekannt, folglich war mir die Sage, welche sie ausbrachte, allerdings nachtheilig. Ich konnte nicht das Zimmer und wenig das Bette verlassen und also nicht widersprechen; würde es aber auch nicht gethan haben, weil es mir immer der so verhaßte Ton der Paisanten zu sein schien, wenn man von solchem Geschwätz das Gegentheil auf der Stelle ausposaunte; die Zuhörer sind dann immer nicht gehalten, vorzüglich die Vertheidiger zu glauben. Sie war vertraut mit

den

den Wirthsleuten, und trug alles, was oben vorging, hinunter, weshalb es nöthig war, ihr halben Glauben an den König zu lassen. Demohngeachtet war es ein Glück für mich, daß diese Leute ihre Schwachheit bald einsahen, Domestiquen mehr glaubten, die der Gräfin üble Reden widerlegten, sonst wäre der Wirth vermuthlich schon während meiner Krankheit sehr unmuths worden.

Den Zorn der Gräfin hatte ich besonders durch die Einwendungen erregt, welche ich gegen ihre heimlichen Gänge und Versuche, sich Liebhaber zu verschaffen, machte. Ich mußte sie einigemal des Abends unter den Linden aufsuchen lassen, und daß zu einer Zeit, wo rechtliche Leute nicht mehr da zu sein pflegen. Desgleichen machte sie Bekanntschaft mit allen Mannspersonen, die wir im Gasthof fanden, und die nach uns ankamen; Einige davon waren so unhöflich, ihre Einladungen nicht anzunehmen, andere aber entsprachen ihren Wünschen;

sie

sie lud diese sogar in unser Zimmer ein, wo sich also, so krank ich war, oft Gesellschaft einfand, die mir freilich ungelegen genug war; doch sie blieben dann auch, wenn sie es bemerkt hatten, zurück. Etliche Damen hingegen, welche auch da logierten, waren mir angenehmer, sie unterhielten mich zuweilen ein paar Stunden.

Der Zustand ward nun immer übler, nicht allein fehlte es an barem Gelde; sondern der Mirth began, so bald ich besser war, laut zu werden; er schickte die hochangelaufne Rechnung herauf, und ließ sagen, daß er Geld haben müßte. Mein Bedienter war gleichfals unruhig; so lange ichs nur einigermaßen konnte, gab ich ihm täglich das Ausgemachte, da aber die nothwendigern Bedürfnisse der Krankheit alles erforderten, mußte es unterbleiben. Er war nun an seinem Theile schuldig, und so gern ich ihn zurück nach Breslau geschickt hätte, so konnte es ohne daß ich ihn bezahlt, und

Rei-

Reisegeld gegeben hatte, nicht geschehen. Dies war von einem Tag, von einer Woche zur andern nicht möglich, also häufte sich dies an. Der Mensch war sehr unzufrieden, wünschte Berlin verlassen zu können, und konnte doch nicht, ohne daß ich ihn bezahlte. Es giebt ausser Wohnung und Lebensunterhalt so vierlei, wozu man Geld braucht; und immer noch ward, auch da meine Krankheit nachließ, viel erfordert, welches die Gesundheit völlig herstellen und Rückfall verhüten sollte. Doch alles das ward immer nur obenhin besorgt, meine gute Natur that auch hier am meisten bei dem Sieg über diese große Krankheit; und es war um so mehr zu verwundern, da ich zu dem alten Kummer so viel neuen hatte.

Meine unruhige Reisegefährtin, die den französischen Kapitain zu Anfange unserer Bekanntschaft mit ihm, auch etwas Geld vorgeschossen hatte, kam auf den Einfall, den Oberstlieutenant, welchen ich zum Für-

spre-

sprecher bei dem König erwählt hatte, um einen Vorschuß zu bitten, sie kannte ihn schon, da sie ihn in Schlesien gesehen hatte, und reiste jetzt zu ihm nach Potzdam, wo der König, folglich auch er war. Er hatte ihr den verlangten kleinen Vorschuß gegeben, welchen sie mir, wie billig, da sie doch mit zehrte und logiert war, die Bezahlung aber allein auf mir lag, zur Hälfte abtrat; dies wenige Geld ward augenblicklich vertheilt. Nun erfuhren wir eines Tages, daß zwei Cavaliers aus Schlesien von unserer Bekanntschaft angekommen waren, fluchs setzte sich die Gräfin selbst in Marsch zu ihnen. Beide waren zwar nicht in einem so hülflosen Zustande wie wir, konnten aber zu unserer Erleichterung äußerst wenig thun, sie wünschten als zwei Freunde es zu können, kamen oft zu uns, und halfen wenigstens sorgen, auch wohl dem Bedürfniß des Augenblicks abhelfen. Es wäre unbescheiden gewesen, sie um nur mittelmäßigen Beitrag zu bitten, da auch sie nicht

bei

bei großer Kälte, sondern ebenfalls nach Berlin gekommen waren, um Absichten, welche dieselbe verbessern sollten, zu erreichen.

Ich könnte hier eine Digreßion machen, und sie von der Menge Menschen unterhalten, die sich um diese Zeit in Berlin zusammen fanden, um ihre, auf die neue Regierung gegründeten Hoffnungen durchzusetzen, meist aber getäuscht waren. Allein dies Unternehmen ist unmöglich auszuführen, wenn ich nicht einen Band fremder Geschichten liefern will. Da es im Leiden eine Art von Trost ist, mit mehrern im gleichen Fall zu sein, so fehlte es mir wenigstens nicht an dieser kleinen Wohlthat, die ich um so besser hätte genießen können, da keins mit seinen Wünschen den meinigen im Weg kam. Die Wahrheit aber ist, daß mich das Bewußtsein, Unglücksgesellen zu haben, nie beruhigen konnte; es machte mich vielmehr schwermüthiger, mir schien, besonders, wenn es Bekannte waren, daß ich um sie

mit

mit sorgen müßte, hatte aber eins von ihnen seinen Zweck erreicht, so war mir das Mitgefühl seiner Freude vielmehr Erleichterung.

Mein Zustand ward täglich kritischer, und ich hatte drei unruhige Personen um mich, die ihn verschlimmerten, diese waren: die Gräfin, mein Wilhelm und der Bediente aus Breslau. Alle drei lärmten ärger als der Wirth, der Bediente wollte nach Hause zu den Seinigen, und doch auch nicht ohne Geld fort; der Gräfin stands keineswegs bei mir an, weil sie nicht handeln konnte, wie sie wünschte, und weil es ihr an allen fehlte; Wilhelm hatte mich treulich pflegen helfen, und war aufrichtig besorgt um mich, hingegen hatte er sich Freude und Geld von mir versprochen, hatte in meinen Hoffnungen auf den König die Seinigen, mehr Aufwand machen zu können, genährt, hatte bereits darauf aufgenommen, und war nun unmuths, seine Plane vereitelt,

ja

ja sich selbst in mehr Schulden, als die ihn schon drückten, versetzt zu sehen. Die Gräfin kam alle Tage ein parmal mit der Nachricht gelärmt, daß der Wirth Geld haben müßte, gemeiniglich hatte sie ihn selbst aufgebracht; Wilhelm wußte das, und zankte sich mit ihr; da sie vorher gute Freunde gewesen waren, lebten sie jetzt in der größten Uneinigkeit; denn auch ihr Herumlaufen, und daß sie sich zuweilen mit allerhand Leuten gemein machte, stand ihm nicht an. Ich konnte bei dieser delicieusen Verfassung nichts, als so ein wenig rechts und links pariren. Meine Haus und Tischgenossen suchte ich zur Raison zu führen, den Bedienten versicherte ich, daß er das erste Geld, welches einlief, haben und abreisen solle, und dem Wirth ließ ich die Meinung, welche mein Mädchen täglich aufs neue bei ihm erweckte, daß Geld aus Schlesien ankommen werde, d. h. ich widersprach ihr nicht, und wenn ich ihn sahe, redete ich ohne etwas genau zu bestimmen, von Geld, das mir werden

müß-

mußte. Die Gräfin hörte zwar nicht auf zu versichern, daß ich nichts aus Schlesien zu bekommen hätte, und dort in den delaboirtesten Umständen wäre; allein theils glaubte er Catharinen, der man doch wenigstens eine richtige Vernunft zuerkennen mußte, mehr, und theils versicherte ihn die Gräfin, daß sie aus Schlesien Geld erhalten würde, und ihn dann bezahlen wollte. Nun mochte er von diesen verschiedenen Sagen glauben, welche er wollte, so lag in jeder die Hoffnung seiner Bezahlung; also ließ er es eine Weile so hingehen, und ich suchte den Aufgang einzuschränken, so viel als möglich.

Capitain Bellair nahm zuweilen mit dem verlieb, was wir hatten; da ihm aber der Geldvorschuß der Gräfin wieder zu einigen seiner versetzten Kleidungsstücke geholfen hatte, speißte er auch oft bei andern Bekannten, nahm auf sein Buch Vorschuß vom Verleger, und schrieb darneben Beiträ-

träge zu einer französischen Litteraturzeitung, die damals in Berlin herauskam, welches ihm auch etwas eintrug. Er konnte seinem Wirth etwas zahlen, und war jetzt immer besser daran, als wir, welches er zu fühlen schien, indem er sich zuletzt nicht mehr zum Essen einfand.

Ich hätte über die brillianten Umstände um uns her toll werden können, wenn ich nicht noch immer die Hoffnung auf die Erbschaft von der verstorbenen Ministern, meiner Großtante, nährte; doch auch diese sank nach den eingezogenen Nachrichten gänzlich dahin.

Da war ich nun mit meinem Kummer und Mangel von Breslau nach Berlin versetzt, wo ich beide los zu werden gedachte; sie waren vielmehr ungleich grösser. Ich hatte nun die beständig gegenwärtige Angst in Berlin, und die nagendende Sorge um die guten Freunde in Breslau, welche sich schon in Correspondenz mit mir zu setzen be-

gan-

gannen. Was ich ihnen antworten sollte, wußte ich nicht eigentlich, alles, was ich konnte, war, sie meines guten Willens, zu bezahlen, zu versichern, und auf den Beistand Gottes zu trösten, der vielleicht meine Bemühung, etwas zu meinem und ihrem Besten durchzusetzen, unterstützen würde.

In der That gab ich den Plan, von der Güte des Königs zu erhalten, nicht auf; doch seine Antwort war zu bestimmt, als daß ich sogleich wieder schreiben konnte, ich mußte mehr Bekanntschaften machen, und Kanäle suchen, ich mußte einen günstigen Augenblick zu erhaschen trachten. –

Unser Wirth war des Harrens endlich überdrüßig, er erklärte, daß er Geld haben müsse, und seine Zimmer brauchte, es erhob sich eine gewaltige Revolte. Zwar etwas hatte ich ihn ab und zu auf seine Rechnung bezahlt, sie war aber noch sehr groß! Jetzt mußte aber Rath geschaft werden, und wie? Ohne Bekanntschaft und

Cre-

Credit, wer sollte mir Geld vorschießen, und woher hätte ich die Dreistigkeit genommen, die wenigen Bekannten, die ich in Berlin hatte, um das Benöthigte zu bitten? Im Nothfall ergreift man jedes Mittel, und muß es ergreifen; ich hatte von einem Offizier in Breslau, der mir etwas verwandt war, einen hübschen Reisewagen geborgt, doch er war von der Art, wie man sie zu Hunderten hat, konnte also ersetzt werden. Wilhelm schlug mir vor, ihn zu verkaufen, ich widerstrebte einige Tage, aber während derselben nahte die Zeit, die der Gastwirth gesetzt hatte, auch mehr heran; erschien sie völlig, ohne das Geld geschaft werden konnte, so mußte ich Beschämung befürchten, denn nirgends sind die Leute schneller gerichtlichen Beistand zu suchen, als in Berlin. Ehe ich selbst nach Schlesien zurückging, durfte ich den Wagen und konnte ihn nicht abschicken; reiste ich aber ab, dann hatte ich auch Geld, wovon ein eben so guter Wagen gekauft werden konnte, ja ein bes-

serer, wie ich mir vornahm, um meinen Verwandten ganz zu entschädigen. Sollte ich in Berlin bleiben, und in bessere Umstände kommen, blieb mir auch der Weg, ihn entweder einen andern Wagen zu schikken, oder so viel an Geld, als er dafür fordern würde. Immer war es doch leichter, und meiner Ehre weniger nachtheilig, den Offizier hiervon zu benachrichtigen und ihn zu befriedigen, als den Wirth. Wagen gab es in der ganzen Welt in Menge, aber ein Mittel mit unserm Gastwirth gütlich auseinander zu kommen, fand sich nirgend. Nach diesen sehr natürlichen Ueberlegungen, ging ich Wilhelms Vorschlag ein. Der Wagen ward, freilich unter dem Preis verkauft, aber das Geld reichte, um Richtigkeit zu machen; und der Käufer, auch ein Gastwirth, bot uns ein Logis bei sich an, welches ich annehmen mußte, weil kein anderes bei der Hand war. Wir logirten da ganz gut, obwol die Höhe mit der, wo Bellair wohnte, so ganz parallel war,

aber der Raum an sich war grösser, weiter und lichter, als in jener Auberge. Die zweite Erleichterung war, daß Gr. D. und Gr. L. die beiden schon genannten Freunde aus Schlesien Mittel schaften, die Gräfin, welche durchaus nicht länger bei mir bleiben konnte und auch nicht wollte, nach Schlesien zurückzuschicken. Jetzt war ich mit meinen Leuten allein, unser Wirth gab uns täglich, was wir verlangten, ich bestellte aber nur zur höchsten Nothdurft für mich und mein Mädchen. Oft aber war auch mein Sohn zu Tische, welches ich als Mutter, da er vorlieb nehmen mußte und sich von seinem Junkertractement sparsam genug behalf, doch nicht verweigern konnte.

Capitain Bellair war nun, wie gesagt, in glänzenden Umständen, gegen mich, er hatte durch uns die Bekanntschaft der beiden Grafen gemacht, die ihn auch hie und da nützlich waren; jetzt machte er mir nur zuweilen einen Staatsbesuch. Ich konnte – denn

mei-

meine ohnehin kleine Garderobe, war in jener Noth schon geschmolzen – nicht ausgehen, also keine Bekanntschaften machen, noch die schon angefangenen cultiviren. Täglich ging ich mit dem Gedanken um, doch noch einmal an den König zu schreiben; aber immer war die natürliche Antwort, welche der Verstand dem Willen gab: es kann ohne eine andere Vorbereitung nichts helfen. Um nicht müssig zu sein, schrieb ich eine Brochüre, wozu ich einen Verleger fand; von dem Honorar – nicht groß, wie sie glauben, gab ich etwas dem Wirth, etwas dem Bedienten, und das Restchen theilte ich mit Catharinen, (das arme Geschöpf hatte kleine Bedürfnisse, und seit wir in Berlin waren, nichts bekommen), so war ich denn in kurzer Zeit wieder von aller Baarschaft rein abgethan. Die beiden Grafen, welche mich zuweilen besuchten, waren die Einzigen, denen ichs zu sagen das Herz hatte, wenn etwas Geld höchst nöthig war; sie thaten denn, was sie konn-

ten, welches bei ihren die Einnahmen ohnehin übersteigenden Ausgaben sehr wenig war. Doch ich brachte mein Anliegen immer halb scherzend vor, und sie fanden nichts natürlicher, als ihm abzuhelfen. Wenn es nach ihren guten Willen hätte gehn können, wäre ich gewiß bald in besserer Verfassung gewesen. Doch, wiewol ich sie beide als gute Menschen kannte, hätten sie vielleicht nicht so viel Dienstfertigkeit gezeigt, hätten sich wenigstens nicht so edel dabei benommen, wenn sie reich gewesen wären; denn es ist als ob Glücksgüter die meisten Herzen so hart machten, als das Metall, woraus ihre Schätze geschlagen sind, und als ob sie für die, welche sie so zuweilen unterstützen, jeden Gran von Achtung entbehren zu können glaubten. –

Mein Wunsch war schon lange, ein kleines Quartier zu finden, wo ich, bis mein Schicksal sich auf eine oder die andere Art erkläret hätte, wenigstens so wolfeil

als möglich wohnen könnte. Hierzu hatte sich nun aber noch keine Gelegenheit gefunden, denn überall nur besorgt das alte zu bezahlen, konnte ich nichts neues von Bestand eingehen, und glaubte gewärtig sein zu müssen, daß man mich, ohne Bezahlung sichern zu können, nicht aufnahm. Hier hatte ich mich geirrt, man logirt und bewirthet die Leute an keinem Orte so auf gut Glück, als eben in Berlin; wenn aber das Glück außen bleibt, dann gnade auch Gott den logirten und bewirtheten Fremden! Wohl kann man sich durch wohlausgedachten und unterhaltenen Wind lange in gutem Vertrauen erhalten, es muß aber etwas Aeusserliches dabei sein, sollte man den Glanz um sich, auch bei allen Jubelieren, Kaufleuten und Juden auf Credit zusammen getrieben haben. Zuweilen gelingt so was, wenn Dame Fortune glückliche Zufälle in den Weg legt, so daß der zusammengeborgte Wohlstand bezahlt und nun ein soliderer fortgesetzt werden kann. Wie bestimmt aber

mein

mein Unglück in allem, was Plan und was gewagt heißt, ist, würde ich nur eher und mit grösserm Eclat gescheitert sein. Zudem war es nie meine Sache, auf Speculation viel auf mich zu wenden, wäre dies meine Absicht gewesen, so fand ich, da ich nach Berlin kam, Gelegenheit dazu; denn es präsentirten sich, als noch einiges Ansehen um uns war, Juden, Putzmacher, und Schneider, die alle auf Credit gegeben hätten.

Die zweite nöthige Kunst, sich einige Zeit auf Glauben zu erhalten, besaß ich auch nicht, sie besteht in Verzeichnissen von Capitalien, die durchaus einkommen müssen, von Güterbesitzungen, guten Aussichten und reichen Verwandten, die entweder geben, oder nächstens sterben müsten, und dem Herrn oder der Dame, welche eine solche Sprache nöthig haben, ein großes Vermögen hinterließen. Nur sobald ich einen Plan hatte, der in meinen Gedanken durch-

durchaus gelingen mußte, gab ich ihn mit großem Jubel und der festesten Versicherung, daß ich nun in die besten Umstände kommen würde, jedem, der etwas an mich zu fordern hatte, Preis, wenn ich sie dadurch täuschte, so wiederfuhr ihnen nichts, als was auch mir begegnete, den ich täuschte mich selbst. – Indem ich nun keinen der Vortheile zu benutzen verstand, wodurch ich mir auf eine geraume Zeit den ruhigen Besitz eines möblirten Quartiers verschaffen konnte, war ich genöthiget, noch immer im Gasthof zu bleiben. Ich erklärte mich endlich mit dem Gastwirth selbst darüber, er war nach seiner Art ein gutwilliger Mann, und schlug mir ein kleines Quartier in einem seiner Privathäuser vor, welches ich mit Freuden annahm. Das Zimmer, und die daranstoßende Kammer, welche er mir nun eingab, war wirklich sehr hübsch. Diese kleine Retraite brachte einen Schimmer von Zufriedenheit in mein Herz, zwar konnte ich dem Wirth, da ich den Gasthof verließ, nicht bezahlen, und

ward

ward ihm in der neuen Wohnung wieder schuldig, auch mußte ich nun für dem Unterhalt sorgen; allein ich hoffte, die Vorsehung werde mich nicht ganz verlassen.

Mit grosser Beruhigung dacht' ich jetzt, daß ich Lottchen in Breslau zurückgelassen hatte, daß sie und ihre Schwestern versorgt und in guten Händen waren. Das üble Schickfal, welches mich allein und keines meiner Lieben mit betraf, war mir immer, mein eignes und persönliches Wohlsein nur wenig achtend, nicht eines Augenblicks Gram werth. Aber meine Gläubiger in Breslau, diese kamen keine Minute aus meinen Gedanken, denn was konnte ich vor der Hand für diese Leute thun? Nichts, als hoffen und ihnen zuweilen schreiben, damit sie wissen mögten, daß ich in Berlin die Zeit nicht mit fröhlich sein zubrächte, und sie dabei vergäße, sondern still lebte und auf die Zeit harrete, wo ich Hülfe erlangen könnte.

Es ward, ich weiß selbst nicht wie, täglich zu unsern kleinen Bedürfnissen Rath, ohne daß man hätte Zuflucht zu einer Erniedrigung nehmen dürfen, L. und D. verließen mich nicht, wenns an allen fehlte. Ich schrieb auch zuweilen etwas ab, welches mir durch Vermittelung meines Sohnes gebracht ward; er sagte nicht, daß seine Mutter, sondern jemand, der gern was verdienen wollte, diese Arbeit verrichtete, welches mich aber, wenn man auch die Wahrheit gewußt hätte, nicht entehrt haben würde. Wilhelm brachte mir das wenige Geld allezeit richtig: auch gab er, war gar nichts vorhanden, sein Tractament, wenns eben fällig war, her; versteht sich, daß wir beständig zusammen speisten. Wenn er aber hier als guter und besorgter Sohn handelte, so war er hingegen desto ungestümer, so bald etwas von einiger Beträchtlichkeit einlief; da hatte er denn gleich eine Menge Bedürfnisse, hatte zu bezahlen, und benahm sich wie ein Mensch, der in Verzweifelung und bei derselben zu allem fähig ist. Der

Der Bediente aus Schlesien lernte eine Frau kennen, welche Bekanntschaften und Credit hatte, und von dem besten Willen war, Fremden beizustehen. Er brachte sie zu mir und sie leistete mir von diesem Augenblick an diese Dienste. Ich hatte ihren Beistand auch höchst nöthig; denn Geld mußte ich durchaus haben, indem ichs mit dem Bedienten nicht höher konnte hinauflaufen lassen, und ich ihm doch nun schon viel schuldig war. Meines Hauswirths Geduld, hatte auch so wie alles in der Welt, ihr Ende erreicht. Ich hatte noch das Conto aus dem Gasthof zu bezahlen, und die Miethe in dem Privatquartier war auch schon ziemlich hinaufgelaufen. Er ließ sich, da er ein, zweimal erinnert hatte, nicht länger mehr auf meine Tröstungen ein, sondern verklagte mich, wobei er weiter nicht aufgebracht war, und wenn er ins Haus kam, so freundlich wie vorher blieb. Blos seine Bequemlichkeit verlangte diesen Weg, er hatte nun die Sache übergeben,

und

und war sicher, daß er, wenn es auch sein mögte, zu seinem Zweck kommen werde, ohne daß er sich den Tod ans Leib ärgerte – wie er sich, wenn er seine ausstehenden Posten auf diese Art einzutreiben Anstalt machte, erklärte. Die Sache recht besehen, handelte der Mann sehr klug.

Aus Schlesien hatte ich schlechterdings nichts zu erwarten, die dortigen Gläubiger lagen wieder meiner guten Schwester auf dem Halse, sie war genöthiget neuen Vorschuß auf meine königliche Pension zu suchen, nahm die Regimentspension dazu, und befriedigte, nicht, das war nicht möglich, sondern stopfte nur hie und da, theilte ein, gab das nöthigste, und erhielt so Ruhe, oder stillte vielmehr den zu großen Lärm. Ich konnte ohne Kummer nicht daran denken, daß sie so viel Plage durch mich hatte.

Da nun also durchaus Geld geschaft werden mußte, wandte ich mich an die vom Breslauer Bedienten mir bekanntgemachte

Frau,

Frau, welche mir, ohne für sich ein Douceur zu verlangen, so viel besorgte, daß ich den Wirth bezahlen und den Bedienten samt dem Mädchen, die ich mitgebracht hatte, befriedigen, und nach Hause reisen lassen konnte; auch behielt ich etwas zu meinen Bedürfnissen. Wilhelm war nun ein guter Mensch gewesen, nicht sobald wußte er mich mit Geld versehen, als er mir ein ganzes Verzeichniß seiner Schulden brachte, die er alle nothwendig hätte machen müssen; nun aber wollten die Leute ihn bei seinem Chef verklagen. Er hatte zwar schon vorher hiervon gesprochen, allein nie so bestimmt; jetzt bat er mich himmelhoch, ihn zu retten. Auch Wäsche und andere Kleidungsstücke brauchte er, die nicht zur gelieferten Uniform gehörten, und unentberlich wären. Ich sahe, daß ich ihm diese besorgen mußte, aber auf Bezahlung der Schulden wollte ich mich nicht einlassen. Die Frau, welche jetzt mein einziger dienstfertiger Geist war, fast beständig bei mir blieb, und mir alles

be-

besorgte, hatte nun ihre liebe Noth mit ihm, weil sie beständig Geld für ihn anschaffen sollte. Sie that es zwar nie, indem ich ihr es untersagte, er lernte aber sehr bald ein wirklich theilnehmendes Herz und viel Schwäche an ihr kennen, und da schlug er einen Weg ein, den er bei mir nicht wagte: er kam nemlich ängstlich zu ihr gelaufen, wenn sie zu Hause war, und bat sie um Gottes Willen, seine Ehre zu retten, indem er sich gestern oder vorgestern auf eine Art helfen müssen, die, wenns herauskäme, ihn von Dienst brächte, und schon wollte man ihn verklagen. Er hatte z. B. etwas von jemanden geborgt, und es versetzt oder verkauft. Nun war Frau Henriette in tausend Angst, und trug, wenn sie nicht anders konnte, von ihren eignen Sachen aufs Addreßhaus, um das erforderliche anzuschaffen. Freilich war sie böse, wenn sie hinterher erfuhr, daß es eine Finte gewesen war, besonders da sie es von ihm nie, und von mir schwer wieder zu bekom-

men

men befürchtete, und sie es auf ihr eigenes Risico gethan hatte. Allein sie ließ sich immer wieder in die Falle locken, und einigemal hatte er wirklich Dinge gewagt, welche die schnellste Vermittelung erforderten. Dergleichen kam denn nun auch mir zu Ohren, und seine Gläubiger fanden den Weg zu mir.

Ich war nun wol nicht gehalten, für ihn zu bezahlen, auch that ichs nicht so leicht, wenn es aber darauf ankam, ihn, der ohnehin im Regiment so übel angeschrieben war, von dem gänzlichen Fall zu retten, so strengte ich doch alle meine Kräfte an, und Henriette bot Himmel und Hölle auf! Ich war durch solche, meinem Sohn geleistete Hülfe, nicht willens, seine Neigung, Geld auszugeben, zu begünstigen, oder seine Fehler zu bedecken, vielmehr sagte ich alles, was nur öffentlich zu sagen war, seinem Compagnie-Chef. Auch den General bat ich sogar einigemal um Arrest für ihn, und erhielt

es

es einst, daß er nicht eher loskam, bis ich darum bäte, wo ich dann die Briefe, welche ich jedem Morgen durch den Calfactor der Wache erhielt, mit verpanzertem Herzen erst zurückwies, dann unbeantwortet ließ. Diese Briefe waren anfangs äußerst trotzig, nach und nach wurden sie milder. Er sagte in einem der letztern: nur als Sohn glaubte er sich demüthigen, nur zu einer Mutter sich mit Bitten erniedrigen zu müssen. Nachdem ich ihn nun in diesem Ton eine Weile hatte fortfahren lassen, schrieb ich ihm wieder. Es erhob sich eine Art von Kapitulation unter uns, nach welcher er angelobte, sich in Ordnung zu begeben, und nach meinem Rath zu handeln. Nun bat ich um seine Loslassung, und erhielt sie, auch bezeigte er sich einige Monate dem gegebenen Versprechen nach, so vernünftig, als ichs nur wünschen konnte. Doch die unglückliche Zusammensetzung seines Temperaments, und seine zu heftigen Leidenschaften siegten leider wieder über den guten Vorsatz. Ich

hatte, wie ich im künftigen Briefe sagen werde, noch schweren Kummer über ihn.

IX.

Indem ich die Begebenheiten der ersten Wochen oder Monate meines Aufenthaltes in Berlin erzählte, vergaß ich eines Versuchs zu gedenken, welchen Wilhelm, um mir Beistand zu leisten, machte, der aber eine widrige Folge für ihn hatte, und eins von den unvermutheten Schrecken ward, die bestimmt zu sein schienen, die leeren Puncte in meinem immerwährenden Gram, auszufüllen, weil sonst die Gewohnheit und das beständige Einerlei mein Gefühl hätte abstumpfen können. Er hatte wie meine übrigen Kinder einige 100 Rthlr. aus seines Vaters Verlassenschaft zu bekommen, wenn er sie zur Equipage brauchen würde. Dies Geld konnte er besonders während der Minderjährigkeit nicht fordern, und selbst meine Einwilligung als Obervormünderin hätte nichts geholfen, wenn ich dem Oberpu-

pil-

lencollegium in Breslau nicht Kaution anbieten konnte. Dies alles konnte er durch mich erfahren, wenn er mir ein Wort von seiner Absicht sagte; allein er wollte mich durch die Veranstaltung, welche, wie ihm dünkte, gelingen mußte, überraschen, und handelte heimlich. Er schrieb nemlich während meiner Krankheit an den König, und bat ihn um Erlassung seiner Mündeljahre, und um den Befehl ans Oberpupillen-Collegium nach Breslau, ihm 300 Rthlr. auszuzahlen, welche er zum Beistand und zur Rettung seiner kranken und bedrängten Mutter anwenden wollte. Der Brief, den ich, da er aus dem Cabinet an seinen General geschickt ward, in die Hände bekam, war ziemlich gut ausgedacht, nur Wilhelm hatte die Hauptregel überschritten, daß Subalternen ohne Wissen des Chefs nicht an den König schreiben dürfen, und der letzte ihre Bitten entweder selbst vortragen, oder sie doch begleiten muß. Er gestand mir nachher, daß ihn dieses wol bekannt gewe-

sen sei, er würde aber die Einwilligung des Generals zu diesem Unternehmen nicht bekommen haben, und hätte geglaubt, daß der König in Ansehung der Umstände seine Dreistigkeit vergeben, ja vielleicht, wenn er sein Verlangen nicht erfüllen wollte, doch davon gerührt, und bewogen werden würde, mir ohne weitern Verzug zu helfen. Uebel war die Sache nicht ausgedacht, und ich hatte durch Wilhelms Betragen Ueberzeugung, daß Mitleid mit mir damals die größte Triebfeder war, wenn auch sein persönliches Interesse ein Wörtchen mitsprach. Ich wußte nicht, wo ichs hinrechnen sollte, daß er eines Morgens, wo er wegen Geschäften, die ich ihm aufgetragen hatte, noch eher wie gewöhnlich kommen wollte, nicht erschien. Der Mittag kam heran und verging, ohne daß er sich sehen ließ, mir war bange, daß er krank wäre, ich schickte den Bedienten nach seinem Quartier, welcher mit der Nachricht zurückkam, der Junker sei sehr früh zu seinem Chef gerufen worden,

und

und nicht zurück gekommen. Ich konnte nicht begreifen, welche Dienstgeschäfte dies veranlaßt hätten; aber an einen Verdruß dachte ich nicht. Die gewöhnliche Angst, welche mir immer einen Verdruß oder ein Unglück vorher verkündigte, empfand ich diesmal nicht, ich war blos unruhig, bis er mir nach einigen Stunden eine Embassade von der Wache schickte, mir ausführlich berichtete, was er unternommen hätte, welche Absicht er dabei gehabt, und daß er nun dafür in Arrest sei. Im ersten Schreck sah' ich die Sache für beträgtlicher an, als sie war, es fehlte wenig, daß ich ohnmächtig ward. Der Vorfall machte mich kränker; allein ob ich mich gleich so viel schlechter befand, schrieb ich doch, ohne mir einige Ruhe zu gönnen, sogleich an den General, bezeigte zuförderst, daß ich von diesem Schritt meines Sohnes nichts gewußt hätte, und bat um seinen Schutz für den armen jungen Menschen, der aus Kindesliebe gesündiget hätte. Der General war

so aufmerksam, den Adjutanten zu mir zu schicken, welcher den Brief mitbrachte und mir sagte, daß so was nicht erlaubt sei, und der General ihn hätte bestrafen müssen, da ihm der Brief aus dem Cabinete geschickt worden sei. Doch werde es meinem Sohn nichts weiter schaden, als daß er vielleicht 8 Tage in der Wache sitzen müßte. Uebrigens war das keiner von den Streichen, worüber man ihm böse war, man sah' es für eine jugendliche Uebereilung an, die aus gutem Herzen kam. Jetzt also war ich getröstet, zwar dauerte mich Wilhelm, daß er 8 Tage Arrestant sein mußte, weil er gute Absichten gehabt; ich überlegte aber, daß ihm dieser Vorfall aufs künftige behutsamer machen würde, da er überhaupt gar zu leicht aufs Ohngefehr wagte. Ich schrieb ihm das, tröstete ihn aber für diesmal mit der Versicherung, daß ihn diese Liebe zu einer Mutter Ehre machte, und dankte ihm dafür. Bei diesem Arrest ließ ichs ihm an nichts fehlen, er ward von unserm Gasthof

aus

aus mit allem versorgt, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört; da ich mich hingegen, wenn er ihn auf andere Art verdient hätte, gar nicht um ihn bekümmerte, wenn mich auch das Herz noch so sehr mahnte.

Ich glaube nicht, daß der König seinen Brief erhalten hat, weil man ihn nicht vorlegen durfte; vieleicht hätte er etwas gefruchtet, wenn der Monarch ihn vor die Augen bekommen hätte. Wilhelm wäre dann immer nicht ohne Ahndung seiner Dreistigkeit und des Fehlers gegen die Regel weggekommen; allein der König, welcher solchen Handlungen, da er selbst ein weiches Herz hat, Beifall giebt, hätte mir doch wol einige Hülfe bewilligt.

Ich hatte mehr Gelegenheiten, Wilhelms gutes Herz kennen zu lernen, so wie ich mich oft, wenn er Besuch nach seinem Sinn bei mir traf, über sein artiges Betragen freute. Er gefiel in solchen Stunden

aus-

ausnehmend; viele sagten mir, daß ich einen sehr liebenswürdigen Sohn hätte, der viel Verstand und gute Kenntnisse besäße. Er hatte oberflächliche Kenntnisse von allem und wußte jedes Gespräch, wohin es zielen mogte, eine Weile vollkommen richtig mitzuführen, wenn er mit Leuten zusammen war, die seinen Beifall hatten, und denen er gefallen wollte. Er war denn auch so höflich und so gefällig als er Leuten gegen über, die ihm mißfielen, steif und unartig war. Seine Neigung zur Wohlthätigkeit hätte ihn in meinen Augen viel Werth gegeben, wenn sie von gehöriger Ordnung, nur einmal von einem halben Gedanken an die Nothwendigkeit, einzutheilen, begleitet gewesen wäre; davon aber kam in der Reihe seiner Ideen nichts vor, er wünschte nur immer zu haben, war unausstehlich, wenns nicht sein konnte, wollte es erzwingen, wagte dazu alles, und bestimmte das Geld, was er in seine Gewalt bekam, sogleich für unnöthige Dinge und für Andere. Für seinen Gaum war er am

wenigsten besorgt, er genoß, wenn unser Gericht klein war, unter dem Vorwand, daß er schon anderwärts gespeist, sehr wenig, um es mir zu lassen, und sättigte sich dann unvermerkt an Brod. Immer hatte er Kranke und Nothleidende zu versorgen, unter andern waren in seiner Nachbarschaft etliche Kinder, die von der Stiefmutter nicht genug zu essen bekamen, wenn er nur einige Groschen hatte, die ihm, wie er sagte, so nichts helfen konnten, kaufte er Brod, Butter, zuweilen Wurst oder Braten, theilte es in Portionen, und steckte es den Kindern zu. So wenig er aber in den Körper zu füllen verlangte, so gern hätte er auf denselben recht viel verwendet, hätte am liebsten die Montirung anders nicht als im Dienst getragen, und wäre ausserdem sehr schön und geschmackvoll gekleidet gegangen. Auch wußte er sich einige solche Röcke anzuschaffen, wovon er mir denn einen nebst Zubehör abquälte, als Henriette einst Geld besorgte.

Ich

Ich hatte also ein großes Leiden mit diesem Sohn, welcher manche gute Eigenschaft besaß, die aber jetzt wenig fruchtete; hingegen weil sie wie Leidenschaft ausgeübt wurde, übeln Effect machte, der übrigens nur dann genießbar, ja höchst angenehm und unterhaltend war, wenn er irgend einen Wunsch erreicht und zur Erfüllung anderer Hoffnung hatte; sonst aber die meiste Zeit einen Ungestüm, eine Unzufriedenheit, ja oft Desperation zeigte, die mir seinetwegen nichts als Furcht, Schrecken und trübe Tage verursachte, welches schon Unannehmlichkeit genug für mich gewesen wäre, wenn ich auch sonst nicht so eine Menge Sorgen gehabt hätte. Kein gütliches Zureden, keine Vorstellungen wurden von mir erspart! Er versprach alles, was ich wollte, wenn er gute Laune hatte. Hingegen bewies er mir die Unmöglichkeit bei einem Schicksal wie das Seinige, anders handeln, anders gesinnt sein zu können, wenn er Unmuths war, und daß mit einer Heftigkeit, bei der

mir

mir die Mühe, ihn zu überzeugen, vergebens schien. Ich that alles, was ich bei meiner Verfassung konnte, um ihn bei mir zu unterhalten, und von seinen nachtheiligen Gesellschaften abzuziehn, er nahm aber nur Theil daran, wenn es ihm gefiel, hatte er etwas anders vor, so kam er nicht, und wo sollt ich ihn suchen lassen.

Müde endlich der Kosten, der Vermittelungen und beständigen Angst, die er mir machte, bat ich um seine Versetzung zu einem andern Regimente außer Berlin. Man erfüllte meinen Wunsch, er ward bei das Regiment von Könitz in Königsberg in der Marck stehend geschickt, welches eine kleine Garnison ist. Dort kam er bei die Compagnie eines vernünftigen und gutdenkenden Mannes, an welchen ich sogleich schrieb, die gefährlichen Neigungen meines Sohnes schilderte, und den Kapitain bat, als ein weiser Chef und als ein sorgsamer Vater an denselben zu handeln. Der Mann

ent-

entsprach dieser Bitte vollkommen, ich war beständig mit ihm in Correspondenz, und sahe, daß er sich alle Mühe gab, seinem Untergebenen auf den rechten Weg zu bringen, und zu conserviren. Doch es gelang ihm nicht, Wilhelm schien durch die Versetzung an seinen Avancement gelitten zu haben, welches, da es sich nicht anders schickte, als daß er dort einen Fahnjunker mehr vor sich bekam, an sich gegründet war, ihm aber, wenn er sich nur in Ordnung hätte begeben wollen, in der Folge nichts geschadet hätte. Allein der Umstand empörte ihn gewaltig, es half kein Besänftigen, keine Vorstellung von seinem Hauptmann und mir; er machte Desperations-Streiche, verging sich gegen die Subordination, mit einem Wort, er war gefährlich straffällig. Als ichs erfuhr, schrieb ich an den General Könitz, daß ich wünschte, man mögte ihn seinem künftigen Fortkommen unbeschadet für einige Zeit auf die Festung schicken; ich glaubte, dies werde und müßte ihn cor-

rigieren, und das brausende Wesen dämpfen. Der General wollte das dem Ausspruch des Königs überlassen, an welchem er gemeldet ward. Der Monarch schrieb dem General Könitz, daß er den jungen Menschen, um seines braven Vaters willen zu conserviren wünschte, und daß man ihn nach Küstrin bei das Depos des Regiments Herzog Friedrichs von Braunschweig schicken sollte, wo er sich recolligiren könnte. Dieses Behandeln des Ungestümmen war sehr gnädig von Seiten des Königs, und rührte mich ungemein. Ich schrieb meinem Sohn hierüber sehr nachdrücklich, auch beim Regiment von Könitz, hatte man ihn die Schonung des Königs ans Herz gelegt, um ihn zum Nachdenken, und zum Vorsatz in sich zu gehen, zu bringen. Es schien, als ob er es einsähe, denn nicht nur fand er sich äußerst geduldig in die neue Veränderung, die ihn gewissermaßen verringerte, sondern gab auch in Küstrin nicht Ursach, über ihn zu klagen. Der Herzog war selbst für

ihn

ihn besorgt; als er etwa 6 Monate nach seiner Versetzung bei das Depos nach Küstrin ging, ließ er ihn rufen, vermahnte ihn zu guter Aufführung, damit er doch ja seine Feinde beschämen möchte, weil, wenn er fortführe, sich gut zu betragen, er recht bald als Offizier bei seinem Regiment zu stehen kommen sollte, zugleich gab er ihm das Portepee von seinem eigenen Degen, wie es die ältesten Junkers tragen dürfen. Der Herzog wollte durch diese Handlung seiner Ehrliebe einen Sporn geben, indem er dafür hielt, daß zu viel Unterdrückung einen Menschen von Wilhelms Art ganz ins Verderben stürzen könnte, dies sagte er mir nachher. Die edle Art dieses Prinzen, sich des Jünglings anzunehmen, vermehrte meine Verehrung gegen ihn ungemein. Er hatte für einige Zeit seinen wohlwollenden Zweck erreicht; Wilhelm äußerte in seinen Briefen an mich wahrhaften Dank gegen den Herzog, den er zugleich unendlich rühmte; er versicherte, daß er sich seiner Gnade

würdig machen wollte, und nun bald als Offizier des schönen Friedrichschen Regiments wieder in Berlin sein würde. (Leider hatte er diese Begebenheit zu nahe vermuthet, der Verzug seiner Hoffnung bewog ihn, wie ich künftig sagen werde, zu neuen üblen Streichen.) Mir war nun freilich die Güte des Herzogs ungemein tröstend, ich wußte sie gewiß zu schätzen; allein ich fürchtete auch die Zeit, wo er wieder in Berlin sein, und die Gelegenheiten nach eigenem Willen zu leben, als Offizier benutzen würde, welches mir neuen Kummer, und ihn abermals Verantwortung zuziehn könnte. Der Herzog, dem ich dies merken ließ, hatte aber beschlossen, ihn selbst in die Zucht zu nehmen, und ich konnte hiervon viel hoffen, da sein Corps-Offiziers, welches er selbst gebildet hatte, ohne Ausnahme, das gesetzteste und artigste unter den vielen sehr gebildeten Offiziers der Berliner Garnison war, und ohne Zweifel noch ist.

X.

Auch in der Geschichte meines Wilhelms bin ich nicht ohne gegründete Ursach weitläuftig gewesen. Man schreibt gemeiniglich die Fehler der Kinder auf die Rechnung der Aeltern, besonders der Mütter. Indem ich aber, was ich für und gegen ihn unternommen habe, hier bekanntmache, wird man mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ich alles that, was Elternpflicht erforderte, um ihn auf den rechten Weg zu bringen. Zwar hat man nicht unrecht, Tugenden und Fehler der Menschen meist von ihrer Erziehung herzuleiten; diese aber war eben da, wo er am sorgfältigsten hätte behandelt, seine guten Anlagen erhoben, und die vielen übeln Neigungen unterdrückt werden sollen, nicht in meinen Händen. Auch konnte ich mich damit nicht einlassen; er mußte in männliche Privataufsicht genommen werden. Wie man mit ihm zu Werke gehen mußte, habe ich schon gesagt.

Und dann, wenn eine sorgfältige Erziehung viel zur moralischen Bildung beiträgt, so wie eine vernachlässigte, die besten Anlagen verderben kann: so ist das doch nicht ohne Ausnahme zu behaupten. Ein unruhiger Geist, wie ihn mein jüngster Sohn zu seinem Unglück hatte, und so starke Leidenschaften wiedersetzten sich immer den besten eingeflößten und selbst anerkannten Grundsätzen. Zuweilen erholen sich solche Personen noch spät von ihren verderbenden Handlungen, und werden, wenn sich günstige Umstände dazu finden, noch brauchbar; andere kommen nie zu sich, verlieren sich ganz, und gehören unter die Menschen, deren Anzahl immer, als ein Uebel gerechnet, allzugroß ist, und die sich, und dem Staate zur Last sind. Wie sehnlich ich wünsche, daß mein Sohn zu den ersten gehören möge, wird jede Mutter mit empfinden. Ich kann ihn nicht mit solcher Berechtigung lieben als seinen rechtschaffnen Bruder; aber das Herz hängt mit Wehmuth an ihm. Welche

Freu-

Freude würde mirs machen, ihn in Ordnung, ihn glücklich zu sehn! Wenn ich sie in der Folge wieder von ihm unterhalte, so geschieht es, weil sie selbst verlangen werden, zu wissen, was aus ihm und seinem Schicksal ward.

Vor jetzt komme ich zu meiner eignen weitern Geschichte in Berlin zurück, und bald wird nun die Zeit kommen, wo Sie mich wieder bei einer nicht genug überlegten Handlung finden werden, die man mir aber wegen der Absicht nicht ganz verübeln wird, und welche mich, wenn ich ja bei so was Glück hatte, in bessere Verfassung würde gesetzt haben, so wie sie auch gemeinnützig geworden wäre.

Ehe ich dahin komme, ist über meinen damaligen Zustand noch verschiedenes zu sagen. Ich hatte, so still ich lebte, doch einige recht gute Bekanntschaften, wo ich denn und wann ein paar Stunden wo nicht fröhlich war, doch menschliche Gesellschaft

von dem besten Schlag genoß. Außerdem beschäftigte ich mich jetzt, meine Gedichte zu ordnen und auszubessern, die ich mit aus Breslau kommen ließ; ich fügte ihnen noch viele hinzu, wozu ich zwar Zeit, aber nicht immer Gemüthsruhe genug hatte. Sehr oft war in meiner Seele finstere Nacht, indem ich ängstlich Briefe aus Breslau bekam, und in Berlin selbst bald Wilhelms, bald eigner Angelegenheiten wegen Unruhe genug hatte; und doch machte ich Gedichte, in denen zuweilen mein Herz sprach, dann aber auch eine Laune herschte, von welcher kein Jota den Empfindungen, die ich eben hatte, entsprach. Ich hob vor der Hand diese Sammlung auf, weil sich kein Verleger dazu fand; denn von den Herrn Buchhändlern, welche an die Muse großer Meister und nach ihnen vieler andern guten Dichter und Dichterinnen gewöhnt waren, wollte kein einziger die Sammlung einer in der litterarischen Welt noch ganz unbekannten Person nur ansehen. Es war ihnen

nicht zu verdenken; denn das Risico, Honorair und Druckerkosten für Maculatur hingegeben zu haben, übernimmt sich doch nicht so leicht, als man seiner Nebenmenschen Wünsche aus Mitleid, Gefälligkeit oder Galanterie in Dingen, die nichts kosten, erfüllt. Die Speculation also, durch meine Gedichte etwas zu gewinnen, war vor der Hand umsonst. Diese Sächelchen fanden zwar mit unter den Beifall eines Kammlers und anderer Kenner, es ist aber immer ein anderes, ein Werck zu loben, als es einem Verleger zu empfehlen. Da sehe jeder, der die Feder führen kann, selbst zu. – Auch den Roman, den ich in Schlesien geschrieben hatte, ließ ich kommen, die Wäsche sollte mit ihm vorgenommen werden; ich übergab das Werck einem Bekannten, der selbst mitunter Schriftsteller war, und Zeit in Menge hatte, um es zuvörderst in Uebersicht zu nehmen und eine regelmäßige Abschrift davon zu besorgen. Er versprach es mir; allein es blieb in seinem

Pü-

Bücherschranke liegen, indessen er aber so gefällig war, mir Geldvorschüsse zu thun. Graf L. war wieder nach Schlesien zurückgereist, weil er seine Absicht erreicht hatte; aber Graf D. blieb in Berlin und erzeigte mir viele Freundschaft.

Doch weder mein Herr Gelehrter noch Graf D. konnten mir schlechtweg den Vorschuß geben, welcher erfordert wurde, um die Leute zu bezahlen, von denen Frau Henriette zu Bezahlung des Wirths, der Domestiken und für mich selbst, zu den nöthigsten Bedürfnissen, wie auch in Nothfällen für meinen Sohn das Geld aufgetrieben hatte. Sie ward nun unaufhörlich geplagt, und mußte mich wieder plagen, welches auch diese Gläubiger selbst thaten. Es wurde vom Verklagen gesprochen, und würde geschehen sein, wenn mir Graf D. nicht noch zuletzt einen ansehnlichen Vorschuß auf meine Pension verschaft hätte, welchen meine Geschwister in Schlesien für den Fall meines To-

des, wenn er vor der völligen Einkassirung erfolgen sollte, verbürgen müßten. Diese Pension also war nun auf viele Jahre für mich verrechnet, der Vorschuß schafte mir aber in Berlin Luft; die eine Hälfte der Pension ward nun an den Grafen gezahlt, indem die zweite, bis die Vorschüsse abgethan wären, in Br. blieb. Ich befriedigte nun diese Leute, welche ihr Geld verlangten und brauchten, zahlte an meinen Wirthsleuten und denen die mir noch sonst Geld geborget hatten. Die ersten waren redliche und würdige Personen, welche auch meine Beköstigung besorgten und mir zugleich guten Umgang gewährten. Ich genoß ihn, so oft ich konnte und wollte oder dazu gestimmt war, da mein Zimmer an das ihrige stieß, und ich es nur öfnen durfte, um in Gesellschaft zu sein.

Diese glückliche Veränderung war mir Wohlthat, welche ich vorhin nicht genoß, indem ich keine Wirthsleute von so gutem

Ton

Ton und eben so guter Denkungsart hatte. Uebrigens war mein Vertrauter und Beistand immer noch Graf D., den ich aber mit weitern Anliegen nicht kommen durfte, wenn wir Freunde bleiben wollten, besonders da er den Capitain Bellair auf den Halse hatte, welchen er zwar nie verließ, aber nach jeder Unterstützung, die er ihm gegeben hatte, hinkam, und sich mit mir zankte, daß ich ihm zu dieser Bekanntschaft geholfen hätte.

Der arme Capitain war wieder sehr übel daran, das Geld für sein Buch war nach und nach vorausgezahlt worden, und für Zueignung an den König hatte er nichts bekommen, weil es entweder vergessen war, oder er keinen hatte, der diesen Fürsten darauf aufmerksam machte. Auch an der Gazette litteraire schrieb er nicht mehr, und nirgend war für ihn nur ein Pünktchen heiterer Himmel, das ihn hätte können hoffen lassen, sein um und um schwarzüberzogener Horizont werde sich aufklären. Er hat-

hatte in ganz Berlin schlechterdings keine Seele, die sich seiner annahm, als den Graf D. und mich; auch ging er, so lange er noch ausgehen konnte, von einem zum andern. Ich gab ihm immer, was ich entbehren konnte oft was ich hatte, wenn die Theilung zu sehr ins Kleine gegangen wäre; ein andermal theilte ich mein Mittagsessen mit ihm; ja wenn ichs den großen starken Mann ansahe, daß ihn bis zur Ohnmacht hungerte, überließ ich ihm unter dem Vorwand, keinen Appetit zu haben, die ganze Portion. Graf D. verweigerte ihm eben so, nie Beistand, aber wenn er zu oft kam, und Miene machte, bei ihm sitzen zu bleiben, wußte er sich nicht besser an mir zu rächen, als daß er ihm vorschlug, mit ihm zu mir zu gehn; dann ließ er ihn mir, und ging stillschweigend weg. Wie unglücklich ist doch der Hülflose, wie so bald den Nebenmenschen zur Last! Ich selbst, die nicht viel besser daran war, als Bellair, ärgerte mich immer, wenn er kam und suchte ihn, wie

es

es nur möglich war, bald wieder los zu werden; war ich nur einigermaßen bei Casse, so gab ich ihm lieber Geld, als ihn zum Essen zu behalten. Hierzu konnte mich nur mein eigner Mangel an Baarschaft, und sein sichtbarer Hunger bringen. – Salomo, welcher mitten in Ueberfluß den Reichthum leicht verbitten konnte, bat als ein weiser Mann, der sich doch auch um das Schicksal anderer Menschen bekümmert hatte, gewiß mit mehr Ernst und Recht um Abwendung einer gänzlichen Armuth. Ihr, die ihr sie nicht erfahren habt, freut euch über euer Glück und wünscht, daß die Vorsehung es euch erhalten möge; aber entschließt euch auch zu geduldiger Ertragung der Armen, wenn die Noth sie zu euch treibt.

Der Capitain hatte bei seinem übeln Schicksale zwar ziemlich den Muth und das freie Benehmen seiner übrigen Landsleute; denn selten wird ein Franzos so kleinlaut in dergleichen Fällen als ein Deutscher, sie behalten alle meist einen gewissen Ton

der

der Berechtigung auf Beistand bei, und das ist nun freilich nicht sehr empfehlend; dennoch war er nicht ganz unbescheiden. Der arme Mann behalf sich so lange, als möglich war, mit dem, was er von uns abholte, und war im Stande, sich in seinem Erker 2 Tage mit bloßem Wasser, das er zu seines Lebens Aufenthalt verschluckte, zu behelfen. Aber er wollte durchaus leben, und hoffte auf bessere Zeiten, folglich trieb die Gefahr zu verhungern ihn zu uns, wenn das Wasser nicht mehr nachhalf; denn sein Wirth gab ihm keinen Bissen Brod mehr. Es kam endlich dahin, daß er gar nicht mehr ausgehen konnte, weil seine Kleidung nicht mehr zusammenhielt; nun schickte er uns Billets, und bat immer nur um etwas weniges. Wer hätte so grausam sein können, es ihm zu verweigern?

Eines Tages berichtete er mir, daß der neue französische Gesandte (der vorige starb in Berlin) angekommen, und ein

Be-

Bekannter von ihm sei; er würde sich gewiß seiner annehmen, wenn er sich vorstellen könnte. Dies wäre aber ohne einige Kleidung nicht möglich, er bäte mich daher, den Grafen D. zu vermögen, daß er ihm einen Anzug borgte! Das konnte nun nicht versagt werden; also schickte ich zu dem Grafen, und stellte ihm in einem Billet vor, daß dieses gewiß das Letzte sein werde, was er für den Caiptain thät, indem der Gesandte ihn ohne Zweifel unterstützen würde. Es erfolgte ein blauer Plüschrock, welcher noch ziemlich gut war, nebst einer paille Weste u. s. w. dabei aber war noch ein Zettelchen, in welchem er seinen ganzen Gram über die Plage, welchen ich ihm immer mit diesem Mann machte, ausließ; auch kündigte er mir an, daß ich für die Sachen stehen müßte; wenn sie beschädigt würden, wollte er die Bezahlung von mir fordern. Dies alles rührte mich wenig; ich kannte das gute Herz des Grafen, welches, wenn er auch polterte, doch immer

hülf-

hülfbereit war. Der Anzug ward nun sogleich zu dem Capitain geschickt; den ich ermahnte, sich ja recht bald von seinem Landsmann helfen zu lassen und sich dann selbst zu kleiden, damit Graf O. seine Sachen wiederbekäme. Der Gesandte that nichts, als daß er ihn beständig bei sich speisen ließ, welches freilich schon viel Segen für des Capitains Magen war, aber Geld, um sich zu kleiden, passirte nicht. Also ging er 3 oder 4 Wochen, alle Tage 2mal in dem Anzug des Grafen, zu Tische, und dehnte, weil er viel breitschultriger und stärker war, denselben bis zum Platzen aus. Jetzt fürchtete ich mich vor nichts so sehr, als vor den Besuchen des Grafen, die ich alle Tage 2mal erhielt, und immer war die erste Frage, ob seine Kleider noch nicht wieder zurück wären? Zuweilen mußte ich über sein Zanken lachen, ein andermal aber verzürnte ich mich im Ernst mit ihm, und rieth ihm dann, selbst nach seinen Sachen zu schicken, an denen endlich doch auch

nicht

nicht so viel rares wäre, daß sie solchen Lärm verdienten. Zuletzt fand er sich darein, sie gar nicht wieder zu sehen, weswegen ich ihn lobte, weil es der vernünftigste Entschluß wäre. Doch er hätte diese Entsagung nicht nöthig gehabt. Der Capitain wurde von einem Schneider, den er zur Zeit seines brillianten Zustandes in Arbeit und Verlag gesetzt hatte, und dem er schuldig war, angeklagt, und wäre sicher gesetzt worden, wenn er nicht bezahlte. Das war nun unmöglich, und der Gesandte wollte auch nicht für ihn zahlen. Um aber die Noth seines Landsmanns mit einemmal zu beendigen, schaffte er ihn fort und hatte ihm ohne Zweifel noch mit einem Riserock versehen; denn die Kleider des Grafen wurden durch einen Hausknecht aus dem Logis des Gesandten mit einem Abschiedsbillet vom Capitain zu mir geschickt. Graf D. war eben zugegen; es war belustigend, sein Benehmen beim Anblick des zerplatzten Rockes, an dem kein Knopfloch eines Strohhalms breit mehr

zu-

zusammengehalten hätte, zu sehen; das übrige, was dazu gehörte, war in eben solchen zerfallenen Umständen. Ich hätte um einen weit größern Preis als des Grafens Freundschaft, die mir doch sehr werth war, nicht ernsthaft bleiben können! Anfangs ward sein Zorn stärker, weil ich lachte; er nannte mich einen Unglücksvogel, einen Schadenfroh, und dies alles reitzte mich mehr zum Lachen. Als diese ersten Aufwallungen bei ihm vorbei waren, lachte er mit, beschloß, seinen Bedienten den ganzen Anzug zu schenken, und freute sich mit mir, daß der unglückliche Mann wieder in sein Vaterland kam, wo er Frau und Kinder hatte, die freilich auch nicht in der besten Verfassung sein mochten, weil er doch sogar nichts von Hause konnte kommen lassen. Vielleicht hat die französische Revolution auch Bellairs Schicksal entschieden, und entweder verbessert, oder ihm ganz ein Ende gemacht. Nach seinem gehabten Unglück bei Fürstenhöfen (denn auch beim französischen mußte

er

er keinen Gönner gefunden haben, sonst wäre er nicht nach Berlin gekommen,) ist das erste zu schließen. Auch fehlte es ihm nicht an Talent noch Beredsamkeit, und zu dem Adel gehörte er gewiß nicht, obwol er uns bereden wollte. Für Leute wie Bellair sind dergleichen Erscheinungen gemeiniglich ein Glück und eben wie um ihrentwillen veranstaltet. Ich habe immer irgend einmal erwartet, seinen Namen unter den Helden im Felde oder den Helden im Convent zu lesen. Hat er auch da keine Rolle zu spielen bekommen, so ist er unter jene menschlichen Geschöpfe zu rechnen, welche das Verhängniß bei keinem seiner Plane aufgezeichnet hat, für welche eigentlich keine Epoque ist.

Bei den Nebendingen, die ich mit unter zu erzählen habe, vergeß ich immer so lange zu meinen eignen Begebenheiten zurückzukommen, bis ich selbst nicht weiß, wo ich mich ließ. Ich will aber hier auch

nicht

nicht zu pünktlich sein, da ich Ihnen vielleicht ohnehin dadurch lange Weile mache.

Der Vorschuß auf die Pension hatte mir etwas Ruhe verschaft; jener gelehrte Herr, welchem ich meinen Roman zur Durchsicht übergeben hatte, schoß mir zuweilen etwas vor, welches er aber unter meinen Gläubigern allein völlig wiederbekommen hat. Diesen Mann fand ich sehr gebildet, gut und artig. Ich war allein, und hatte nicht häufigen Umgang; seine Bescheidenheit und Gefälligkeit eben zu der Zeit, wo ich dergleichen Freunde brauchte, machte mir ihn werth. Es entstand ein hoher Grad von Freundschaft unter uns, worüber ich doch nicht Ursach habe, beschämt zu sein; höchstens rück ich mirs darinn als Schwachheit auf, da ich doch nicht mehr jung war, und meines eignen Erachtens eine Frau, wenn sie in den 40 ist, nichts mehr was nur einer zärtlichen Neigung zu einer Mannsperson nahekommt, Raum geben sollte; sonst sind wir gegen keinen Menschen, nicht einmal

mal gegen uns selbst für dergleichen verantwortlich, so fern wir uns dabei nicht an der Moral und der Sitlichkeit versündigen. Da dies aber auch nicht geschah, so kann ich ohne Erröthen an diesen ehemaligen guten Freund denken, nur stellt sich die Anmerkung dabei ein: daß wir unser Herz, wenns auf einer Seite leidet, gar zu gern durch etwas anders entschädigen. Ich würde diese geringfügige Begebenheit hier nicht erwähnt haben, wenn ich nicht wüßte, daß man auch hiervon schlimmer gedacht hat, als sichs verhielt. Doch dies geschieht in solchen Fällen immer; nur die Personen, die man oft bei der reinsten Freundschaft, in weitgehender Vertraulichkeit glaubt, wissen es dann, wie weit man fehlräth.

Ich wollte – um auch hier meine Gedanken frei zu sagen – es jeden weiblichen Geschöpf welches noch jung genug ist, um einer Mannsperson vorzüglich geneigt zu

sein

sein, verübeln, wenn es sich um der Schmähsucht zu entgehn, in dieser Freundschaft oder dieser besondern Neigung, Zwang anthäte, wofern nicht Verhältnisse vorhanden sind, welche diese Zuneigung strafbar oder ihrem Glück nachtheilig machen, wenn es sich aber selbst nichts, was gegen die Sittsamkeit läuft, dabei vorzuwerfen hat, so mögen immer andere davon urtheilen, was sie wollen, es kann dazu lachen. Man ist aber auch auf keine der menschlichen Handlungen, Grillen und Neigungen so aufmerksam, als auf diese, alle übrige läßt man unbemerkter durchgehn; und doch sollten dergleichen sehr natürliche Einfälle noch weniger Aufsehen machen, da die, welche sie haben, gemeiniglich weit eher davon zurückkommen, als von andern Leidenschaften, und man sich am Ende selbst wundert, wie man von einem Gegenstand, der uns einst gefiel, so eingenommen sein konnte. Dies ist gewiß der Fall bei vielen Personen beiderlei Geschlechtes, auch begreift man in spätern Jahren,

ren, wenn Kopf und Herz ganz kalt wird, nur schwach, wie man einst Liebe fühlen konnte. Es giebt zwar eine Menge sehr betagter Personen, Männer und Weiber, die solche Empfindungen noch haben; doch dann ists Temperamentssache, nicht zartes ächtes Herzensgefühl, welches letzte den Menschen nie entehrt, zuweilen aber durch ein günstiges Vorurtheil, durch Dankbarkeit, Freundschaft, oder auch eine Geschmacksgrille (dann aber gehts am geschwindesten vorüber) nicht immer auf den liebenswürdigsten Gegenstand fällt.

Also wieder wer weiß wie weit ausgewichen! Doch nun will ich den Faden wieder nehmen. Ich nähere dem Bekenntniß meiner Uebereilung; oder eigentlicher, eines großen Wagstücks; da wollte ich mir gar zu gern (wie's zu gehn pflegt, wenn man sich vor einem Bekenntniß scheut) allerlei zu reden machen, um es in Vergessenheit zu bringen; aber mein Vornehmen,

nichts auf der Seele zu behalten, läßt es mir doch nicht zu. Also zur Sache. Ich lernte einen Mann kennen, der sich im Besitz von vielen wichtigen Geheimnissen glaubte, und blos um mich zu unterhalten, ging ich, da er mich einlud, zu ihm hin, um die Wunder zu besehen. Er zeigte mir unter andern einigen Flachs, den er im Wasser liegen hatte, um Seide daraus zu machen. Das Mittel, welches dies bewirken sollte, nannte er mir nicht gutwillig, doch im Eifer des Gesprächs entschlüpfte es ihm. Sein Flachs lag schon etliche Monate und sollte noch lange liegen, bis er ganz Seide wäre; ich hörte, daß der ehrliche getäuschte Mann das meiste von höherer Mitwirkung erwartete, die aber mit dem Einfluß des Mondes und der Gestirne zusammenhinge, und also nicht so schnell gehen könnte. Er hatte mich durch das materielle Mittel, welches er nannte, blos auf Ideen gebracht, ich begleitete sie, bei meinen wenigen Kenntnissen von chemischen Mitteln, welche ich

durch

durch ein davon handelndes Werk noch besser zu ordnen suchte; das Mittel jenes Mannes hatte etwas ähnliches mit dem, was ich mir als wirkend vorstellte, war aber nicht eindringend genug; hingegen kam es mir sehr glaublich vor, daß der Flachs durch gehörige Anwendung tauglicherer Mittel dieser Art sehr weich und seidenartig werden könnte. Ganz Seide, wie wir sie kennen, kann er nie werden, weil diese ins Thierreich, jener aber ins Pflanzenreich gehört, aber doch kann man ein seidenartiges Produkt gewinnen, welches, wenn nicht eben so glänzend, doch eben so fein, so weich, und der Seide sehr ähnlich, wenigstens besser als Floretseide ist. Davon bin ich damals überzeugt worden, und bin es noch; und da es mit unsrer Seidenwürmerzucht in Deutschland nie so weit kommen wird, daß wir sie vollauf haben, so würde eine andere Gattung von Seide, oder etwas derselben ganz Aehnliches aus einem Producte gezogen, das wir in Men-

ge besitzen, immer ein nutzbares und schönes Fabrikat abgeben, woraus viel herrliche Sachen fabricirt werden könnten. Wir haben auch schon mitunter flachsseidene Waaren, Tücher unter andern; die Sache sollte aber noch besser cultivirt werden.

Ich fing also an, Proben zu machen, wendete anfangs etwas, dann immer mehr an, indem ich wählte, verwarf, zusetzte, bis es mir gelang, und mein eingelegter Flachs seidenweich, weiß, und sogar so glänzend war, als Seide nur sein kann. Welche Freude! Schon sah ich mich belohnt, schuldenfrei und im Wohlstand, schon sah ich mich nützlich, die Stifterin einer neuen Fabrike, bei der viel Menschen Brod fänden, und über die sich der König und das ganze Land freuen würde. Keines meiner Bekannten blieb nun unwissend über meine neue Erfindung, alle bewunderten sie, theilten meine Freude und meine Hoffnung, wenn ihnen auch die letzte nicht so ganz fest schien.

Mein

Mein vornehmster Wunsch und Zweck war nun, nach Schlesien zurückzugehn, und dort unter dem Beistand des Ministers Grafen Hoym mein Werk zu beginnen. Noch hatte ich seit dem ersten Brief nicht wieder an den König geschrieben, ob ich gleich beinahe ein Jahr in Berlin war; denn einmal wollte ich es nicht ohne Vorbereitung thun, und noch waren mir alle Wege, die ich dazu einschlug, mißlungen. Jetzt nahm ich meiner schönen Proben ein Theilchen, und schickte sie an den König, wobei ich nur um soviel Vorschuß bat, um nach Schlesien zurückzugehn, (denn ganz ohne Geld zu haben konnte ich Berlin nicht verlassen,) und wenn Seine Maj. dem Minister Grafen Hoym die weitere Untersuchung der Sachen, zugleich die Autorität, mich zu unterstützen, aufzutragen geruhen wollten, so hoffte ich ein dem Lande nützliches Fabrikat zu liefern. Ich bekam gnädige Antwort, aber der König wollte, daß ich in Berlin bleiben, die Sache noch etwas mehr aus-

bil-

bilden, und dann durch das Fabrikendepartement unterstützt werden sollte. Das wäre nun eben so gut gewesen, wenn ich nur einigen Vorschuß zu diesen weitern Proben, um es nur etwas mehr ins Große zu bringen, gehabt hätte. Ich war überzeugt, daß Minister Graf Hoym dies eingesehn, daß er mir beigestanden, und die Sache bis dahin, daß sie ins Weite konnte getrieben werden, erleichtert hätte; denn nicht nur kannte ich ihn als wohlwollend, sondern auch äußerst thätig, wenn es auf etwas Nützliches ankommt. Allein das nemliche konnte ich von dem Minister in Berlin nicht hoffen, welcher über dergleichen Sachen disponirte, da ich ihn gar nicht kannte. Es finden sich dort auch immer eine Menge Leute, welche Plane solcher Art haben, die am Ende eitel sind, und wozu sie doch Vorschuß verlangen; also ists natürlich, daß die Chefs und Vorsteher des Fabrikenwesens wenig geneigt sind, sich auf neue Vorschläge einzulassen. Ich wünschte nur,

daß

daß der Minister Werther mit mir sprechen und mir etwas Beistand leisten möchte. Da ich aber jetzt den Hof und die Assembleen der Großen nicht frequentirte, konnte ich ihn nirgends sehen, als in seinem Hause. Als ich hierzu um Erlaubniß bitten ließ, war die Antwort: der Minister würde selbst zu mir kommen, worauf ich aber umsonst harrte. Ich schrieb ihm endlich, schickte die Kopie des königlichen Schreibens, legte ebenfals Proben bei, und trug meine sehr gemäßigten Wünsche vor. Aber der Minister antwortete mir: daß er mir ohne Befehl des Königs nicht den geringsten Vorschuß geben könnte; sobald ich aber die Sache nur ein wenig weiter hätte, und etwas Verfertigtes davon aufweisen könnte, so würde er dem König darüber Bericht erstatten, und es könnte mir an Unterstützung nicht fehlen. Gegen diese Gründe war nichts einzuwenden. Ich dachte nun auch blos daran, wie ich mir allein forthelfen wollte. Jetzt stand Frau Henriette wieder

zu Diensten, denn ich mußte durchaus Geld haben. Nicht nur eine kleine Quantität Flachs, und nach diesem Verhältniß die Mittel dazu zu kaufen, sondern auch Gefäße, verschiedene Gattungen von stählernen Hecheln, feine Spinnräder, um den gewonnenen Seidenflachs zu spinnen u. s. w. Henriette machte mich mit einer Person bekannt, die sehr brauchbar und künstlich in Arbeiten war; diese half mir beim Mechanischen der Sache, und ich nahm sie beim Hecheln und Spinnen zu Hülfe. Wir brachten ein Garn hervor, welches der rohen Seide vollkommen ähnlich war; ich ließ etwas davon färben; der Seidenfärber, dem ichs selbst hinbrachte, welcher doch so viele Seiden unter den Händen hat, hielt es richtig für wirkliche Seide, und ich ließ ihn zum Scherz dabei. Erst da es gefärbt war, fragte er, was es eigentlich wäre; denn jetzt zeichnete sichs etwas aus. Doch ich hatte etliche Strähnchen hingegeben, und die delicatesten Farben bestellt; mein Garn

hat-

hatte sie alle angenommen; auch erkannte der Seidenwirker ihm gern einen höhern Werth als dem Floret zu. Ich ließ etwas mit Schweitzer Seife und einem chemischen Salz ausfieden, weil es im Spinnen von der blendenden Weiße verloren, und nicht als weiß gearbeitet werden konnte. Durch das Ausfieden aber ward es wieder vollkommen weiß. Auch der Festigkeit des Fadens fehlte nichts; ich hatte die Mittel so versetzt, daß sie ihn nur haltbarer machten, und auch in der Folge nicht angreifend waren. Mein Garn war so fest, wie ächte Seide; auch konnte es fast eben so fein gesponnen werden. Was fehlte also, um ein neues schönes Fabrikat darzustellen, als Zeit, Uebung und mehrere Hände, besonders im Spinnen? Ich ließ es an keiner Bemühung fehlen, um mich ganz in der Procedur mit ächten Seiden bekannt zu machen, um den Seidenflachs, soweit es thunlich war, auch durch die Behandlungsart jenem näher zu bringen. Man hat zu dieser

Wis-

Wissenschaft in Berlin Gelegenheit; auch ließ ich sie nicht ungenutzt; jeden Ort, wo Seiden gesotten, gehaspelt, gekratzelt wurden, besuchte ich.

Das weitere der Sache erspare ich für den nächsten Brief.

XI.

Von dem gefärbten Garn strickte ich, was mir zunächst einfiel, und von dem ausgesottnen kleine Strümpfe, welche ganz seiden aussahen. Weil immer fortgesponnen ward, hatte ich bald so viel Garn, daß ich ein paar Handschuh konnte wirken lassen, die so schön waren, daß andere, denen ich sie zeigte, mir vollkommen gewonnen in meiner Unternehmung gaben. Wie viel mehr mußte ich nicht sehn, da meine Einbildung ohnehin gleich weite Reisen that. Allein hier war es nicht blos Chimäre, gewiß ja ganz ohne Ausnahme wäre die Sache durch Uebung und mehr Kräfte bewun-

derungswürdig schön worden. Die genannten Sächelchen wollte ich anfangs an das Fabrikendepartement schicken; ich ward aber von einigen, die mir prophezeihten, daß es zu nichts helfen würde, weil man sich ungern in was neues einließ, abgeschreckt. Indessen beharrte ich in der Hoffnung, daß mirs gelingen würde. Schon als ich mein Gespinnst, das sich im Färben und Aussieden so gut hielt und die kleinen gestrickten Sachen vor mir hatte, vertröstete ich nicht nur alle Menschen in Berlin, denen ich etwas schuldig war, darauf, sondern schrieb auch nach Breslau, und verkündigte mein Glück, alles bezahlen zu können; meiner Zufriedenheit kam jetzt nichts gleich! Völlig war gute Laune und Neigung zu den Freuden des Lebens, Thätigkeit zu allem, was sich nur unternehmen ließ, die letzte ganz ohne Einschränkung, wieder da. Ich glaubte mich nun in meinen angenommenen Meinungen bestärken zu müssen. –

Ich

Ich habe im Eingangsbogen zu diesen Briefen erwähnt, daß ich in der Religion geänderte Grundsätze angenommen hätte, und versprochen, davon mehr zu sagen. Also hier dieses Mehrere. Ich hatte beständig, selbst da ich jede Zerstreuung liebte, und sie suchte, mit warmem Herzen an der Religion und ihren Lehren gehangen; die Unterhaltung mit den letzten beschäftigte viele meiner Stunden. Auch betete ich zwar nicht regelmäßig, aber oft mahnte mich mein Herz; ich trug Gott so gern und gläubig mein Anliegen vor. Eines Herzens ohne Trug, ohne schlimme Absichten war ich mir bewust, so wie des besten Willens. Ich hoffte, es müßte mir endlich durch Gottes Beistand, dessen ich mich nicht unwerth schätzen konnte, gelingen, und zu allem, was ich zu Verbesserung meiner Lage unternahm, bat ich um Segen Gottes. Es ist wahr, daß ich nie, so lange ich denken kann, ganz an dem Buchstäblichen unsrer Glaubenslehren hing, daß mein Sistem

von

von dem Willen Gottes wegen unsrer Handlungen von dem allgemeinen Sistem etwas abging: allein die Christuslehren, welche rein, und einen wohlwollenden Herzen so leicht sind, waren mir immer nicht nur heilig, sondern auch schätzbar und lieb. Nach ihnen sah' ich eben, daß nichts Religion heißen kann, als die Ausübung der Pflichten, die das Herz anerkennt, die aus gutem Willen geschehen, nur ein böses Herz voll Tücke und Menschenhaß schien mir unfähig dem höchsten Wesen sich nähern zu können. Menschliche Schwachheiten, Neigungen, wodurch man andern schadet, ja Leidenschaften kommen mir nicht so verdammlich vor, als sie geschildert werden. Demohnerachtet sah' ich nicht nur ein, daß es nothwendig ist, strenge Moralität einzuschärfen, sondern hütete mich selbst, so viel ich konnte, vor allem, was sie beleidigte; alles, was ich in leichtsinnigen Augenblikken oder aus Uebereilung dagegen handelte, verursachte mir die größte Reue.

Nach-

Nachdem ich nun aber den meisten Theil meines Lebens in so aufrichtigen, christlichen Gesinnungen verlebt, so viel von dem Beistand Gottes und von meinem Flehn um denselben erwartet hatte, und nur immer unglücklicher, ja vom Schicksal verfolgt, und oft mißverstanden ward; nachdem ich überlegt hatte, wie Liebllosigkeit oder doch die kälteste Gesinnung gegen die Nebenmenschen, wie die Ausübung jeder Neigung, sie laufen gegen Moral, oder gegen Redlichkeit, keine Ahndung nach sich zogen, vielmehr eine Menge Leute, welche dies alles ausübten, in Glück und Flor lebten; wie jeder für sich sorgte, ohne über die Mittel, wie er sich zu einem Glücke half, bedenklich zu sein, und es so oft gelang, indem ich mit dem härtesten, anhaltensten Kummer kämpfte, da ich doch schlecht und recht dachte und handelte, und nichts verlangte, als Hülfe in meiner Noth, um meine Pflichten zu thun, und dann ruhig und still ein Leben nach meinem Sinn zu füh-

führen – da fing ich an, mich für ein albernes abergläubisches Geschöpf zu halten, begann zu glauben, daß der Erhabene uns darum die Vernunft gegeben hätte, um unter den Mitteln zu unserm zeitlichen Glück so lange zu wählen, bis wir das gefunden hätten, welches einschlägt, und daß es vielleicht beleidigend für ihn sei, zu hoffen, er müßte die Umstände dazu lenken. Ich hörte also gänzlich auf zu beten, las kein Religionsbuch mehr, hörte auf die Kirchen zu besuchen, und fing sehr bald an, ganz kalt, endlich abgeneigt gegen die Christenlehren zu werden. Eben sobald galt mir die Moral, welche befiehlt und verbietet, nichts mehr, so wir uns dadurch nicht selbst nützen oder schaden könnten. Es fehlte mir nichts als ein böses Herz, um die übelsten Grundsätze anzunehmen; doch dies Herz widersetzte sich ihnen. Nie wäre ich fähig gewesen, mir durch eines andern Nachtheil wissentlich einen Vortheil zu verschaffen! Immer blieb ich so einfältig, offenherzig, und beständ-

ständig mahnte mich Erziehung und Gewohnheit von unmoralischen Handlungen ab. Es ging mir wie einst einem jungen Menschen, der sich den Trunk angewöhnen wollte, weil ein Mann von viel Geist, der in großem Ruf stand, und den er in allem nachahmen wollte, ihm ergeben war; aber der Jüngling konnte kaum 3 Gläßer Wein genießen, das vierte widerte ihn, er ließ es also dabei bewenden, daß er sich zuweilen trunken stellte, worüber er bald in den Ruf eines Trunkenbolds kam, und sein ganzes Glück verscherzte. Eben dies war mein Fall: ich hatte nicht das Geschicke, nicht die Willensübung, ohne Bedenken zu thun, was ich wollte, stellte mich doch bereit dazu, unternahm es mitunter, und kam nicht fort. Ich nahm mich in meinem neuen System so links, daß ich für nichts und wieder nichts in üble Sage kam, indessen um mich her eine Menge Leute nach Lust und Belieben handelten, Religion heuchelten, und gegen sie handelten, oder auch

nichts

davon wissen wollten, und nur Politik in ihren Machinerien nöthig hielten, wie sichs eben schicken wollte, die aber sämmtlich in die florisantesten Umstände kamen. Es ist wahr, daß ich lange nicht die Gelegenheit hatte, wie sie jenen zu Gebote stand; als ich sie aber hernach bekam, hilf Himmel! wie so lahm benahm ich mich dabei.

Darum ists ausgemacht, daß eine und dieselbe Rolle nicht für jeden ist, am allerwenigsten dränge sich jemand in große Verbindung und an Höfe, in wie fern er dabei gewinnen will, der nicht Anlage zur Politik, Fähigkeit zur Intrique hat. Es ist der erbärmlichste Einfall, da mit sprechen zu wollen, und in der Wissenschaft dazu bis aufs A, B, C, unbekannt zu sein! Ich für meinen Theil habe für diese Keckheit so viel Strafe erlitten, daß ich um alles in der Welt nicht wieder aus meiner stillen Lage herausträte, und jetzt bin ich überzeugt, daß es wesentlich ist,

Gott um Beistand zu seinen Handlungen, und um ein weises Herz zu bitten, weil man wirklich dabei auch behutsamer in seinen Handlungen wird. Ich bin überhaupt mit meinen Grundsätzen wieder da, wo mich von jeher mein Gefühl hinbestimmt hat, weiß nichts gewisser, als daß die Hauptlehren der Christusreligion, die eine feste Moralität in den Gesinnungen verlangen, wesentlich sind, daß die Vorsehung keins ihrer Geschöpfe aus den Augen läßt, und mit allen unsern Schicksalen den Zweck zu unserm Besten verwebt hat, und daß man also wohl auf ihren Beistand rechnen kann, der sich aber nicht immer mit unserm Plane vereinigt. Ich weiß ferner, daß wir in dem Augenblick, wo sich das Herz in ächter Empfindung zu dem Regierer unsrer Schicksale erhebt, den Gottesdienst ausüben, der ihm gefällt, daß wir mit uns zufrieden, folglich ruhig sein können, wenn wir thun, was wir können, um Pflichten zu erfüllen, daß wir mit dem erzwingen wollen immer

übel

übel anlaufen. Endlich daß wir auch über verkannt sein, und üble Urtheile, die man von uns fällt, nicht zu empfindlich sein müssen, indem einmal den Menschen die Aufnahme solcher Urtheile, wenn sie von Mund zu Mund gehn, nicht gänzlich verdacht werden kann, und zweitens doch oft ein stilles Ertragen, und die Zeit sie anders überzeugt. —

Ich habe durch diese Auseinandersetzung meiner einmal veränderten und denn wieder nach der ehemaligen Art angenommen, und nun befestigten Grundsätze über Religion und Moral, das Versprechen erfüllt, welches ich im Eingangsschreiben des ersten Theils that. Wir scheun uns nie zu sagen „ich zog mir einst diese oder jene Krankheit zu, weil ich gegen die Diät gesündigt, weil ich mich erkältet oder erhitzt hatte, ich will auch die Mittel nennen, durch die ich genas, oder ich vermeide jetzt das, wodurch ich mir schadete; gemeiniglich aber

sind wir zu wenig aufrichtig, um Fehler zu gestehn, die wir gegen die Moral begingen. Dies ist eine falsche Schaam! Wir sind Menschen, und weil wir leben, so manchmal dem Straucheln unterworfen, warum das nicht bekennen? Warum nicht durch das Geständniß von dem Uebergange aus einer schwankenden Moralität, in eine begründete, die uns in allen Stücken weiser macht, und dem Herzen Ruhe gewährt, Andern Rath und Beispiel ertheilen? Es mag immer sonderbar aussehen, daß ich es in diesen Briefen so oft that, es wird mich doch nie gereun, wenn es auch keinen nichts frommte, immer werde ich mir sagen: war doch mein Zweck gut.

Was ich nach dieser abermaligen Abweichung zu berichten und Ihnen vor derselben schon angekündigt habe, gehört dem Grunde nach nicht zu den Handlungen, die man sich als strafbar vorzuwerfen hat, es geschah vielmehr in doppelter guter Absicht;

den-

dennoch kann ichs unter die Heldenthaten rechnen, die ich mir zu meinem Aufkommen vorgenommen hatte, und weiß, daß wenn ich vordem einen solchen Einfall gehabt, oder ihn jetzt hätte, mein Gefühl und meine Abneigung vor nicht ganz geraden Wegen nein dazu gesagt hätte.

Nicht allemal und nicht überal bleibt man im Menschenwesen auf dieser geraden Straße, es ist sogar nicht ohne Ausnahme möglich, und oft entsteht wirklich etwas gutes durch Verkleidung der Umstände, wenn man dies recht versteht. Nur ich nahm mich in dem, was ich jetzt mitzutheilen habe, so lincks, daß es zum Erbarmen war – sie werden dies selbst eingestehn.

Ich war, wie ich schon gesagt, des besten Erfolgs mit dem Seidenflachs nach meinem Wahn überzeugt; die guten Freunde aus Breslau, denen ich dies wissen ließ, versicherten dagegen, daß es auch hohe Zeit sei, Rath zu schaffen. Es kam ein Verzeich-

zeichniß von Schmutzgeschichten, die dort in meinen nobeln Creditwesen vorfielen, daß ich Muth gehabt hätte, den Himmel zu ersteigen, oder mich in die Tiefe der Erde zu senken, wenn ich da das Benöthigte hätte holen können, um diese Verwickelungen geschwind aufzulösen, und alles zu berichtigen.

Der Weg an den König schien mir wieder der kürzeste, um mein Werk bald in Gang zu bringen; jetzt, da ich der Sache so gewiß war, meinte ich Unterstützung und Hülfe erwarten zu können. Ich hatte eine Parthie feines Garn, daraus wollte ich ein Band würken lassen; denn von den andern Sachen ihm etwas zu übersenden, wäre nicht schicklich gewesen. Henriette trabte mit diesem Vorrath 3 oder 4 Tage durch die Städte Berlins bei allen Posementiren umher; keiner wollte für ein paar Ellen Band, die es geworden wären, einen Stuhl einrichten, weil sichs nicht einmal thun ließ.

Ich

Ich hätte was stricken können; aber was auch? Es wäre doch unschicklich gewesen, (so schien es mir wenigstens,) dem König ein paar Strümpfe zu schicken; auch ließ sich auf diese kein Gedicht drucken, wie es doch, um der Sache mehr Eleganz zu geben, geschehen sollte; dies war auch überhaupt zu langweilig, für meine Ungeduld, Geld nach Breslau zu schicken, und eine Fabrike anzulegen.

Ich las in einem Werk, welches damals eben herausgekommen war, daß gewisse sehr angesehene Herren am Ende der vorigen Regierung dem Monarchen etwas als Beweis des guten Erfolgs einer neuen Unternehmung vorgezeigt hätten, welches Symbol war, dessen, was künftig hätte werden können. Aber dieser Fürst freute sich sehr darüber, und gab, was man verlangte, um es weiter zu treiben. Dies, sag ich, stand in einem neuen Werke geschrieben, was damals herauskam; ich konn-

kannte es nicht untersuchen, und glaubte es. Jetzt fiel mir dieses Vehikel, meine Absicht zu erreichen, ein; ich fand es nachahmungswürdig, und in meinem Fall ganz anwendbar, auch glaubte ich im schlimmsten Fall entschuldigt zu werden. Ich konnte ja beweisen, daß meine Absicht reel, daß mein neues Fabrikat wirklich schon in den schönsten Keimen lag. Also kaufte ich ein weißes Glacee Band von der geringsten Gattung Seide, ließ mein Gedichtchen, welches schon parat lag, darauf drucken, und übersandte es dem König. Eigentlich verdroß es mich, daß ich kein Band von meinem Gespinnst konnte weben lassen, weil ich mir einbildete, daß es schöner würde ausgefallen sein, (denn ich sah mein neues Händewerk mit mütterlicher Vorliebe an,) aber da es nicht sein konnte, ließ ich das gekaufte mit den besten Wünschen und den stärksten Hoffen abgehn.

Die Antwort des Königs war überaus gnädig; sie zeigte mir seinen Beifall, und versprach mir Unterstützung. Das Band machte Aufsehen; es ging an allen Höfen, ich glaube, bei allen Großen herum, und ward als ein Band von Flachsseide bewundert. Wie freute ich mich über meinen politischen Streich! Ich war um so stolzer darauf, da ich keinen Betrug zur Absicht hatte, nur Geld, und mehr Hände, dachte ich, und künftig sollen aus Flachs wol schönere Bänder als dies, nebst vielen andern herrlichen Sachen entstehn! Schon lief und schickte ich nach guten Spinnerinnen aus; schon engagirte ich 2 Damen, die sehr schön spannen, dazu, und gab Commißion auf junge Mädchen mit gefügen Fingern, welche meine bisherige Spinnerinn anlernen wollte. Einige Kunstdrechsler, welche die Räder machen sollten, waren auch schon aufgesucht worden. Henriette hatte bereits ihr bestimmtes Amt bei der Sache, und so sollten einige andere

Men-

Menschen dabei Verdienst haben, die sich alle darauf freuten. Meines Erachtens wurden mir 4 bis 5000 Rthlr. gereicht, davon schickte ich 2000 nach Breslau, um das vornehmste abzuthun, dann Ordnung machen zu lassen, und auf ein Jahr Ruhe herzustellen. Das übrige wäre lange hinlänglich gewesen, zu leben, einen Vorrath Flachs, die Mittel zur Auflösung nebst den nöthigen Utensilien zu kaufen, Gehülfen, Spinnerinnen, Seidenband, Strumpfwürker u. s. w. zu bezahlen, bis ich Produkte aller Art, von jedem was gehabt, und nun bewiesen hätte, daß es lohnen würde, eine Fabrike anzulegen, wozu ich denn alle die abgerichteten Leute empfehlen und der Fabrike das Arkanum lassen wollte. Dann war es meines Erachtens gewiß, daß mir der König zur Belohnung helfen, daß er mir, um ruhig zu leben, und meine Kinder etwa noch mit unterstützen zu können, die Pension um einige 100 Rthlr. erhöhen würde – Gestehen sie nur, daß der Plan voll-

kom-

kommen gut war; ich will ihnen dagegen bekennen, daß ihn jemand anders als ich angelegt haben mußte, wenn er gelingen sollte.

Indem ich so unermüdet vorarbeitete, von einem Tag zum andern hoffte, es werde jemand kommen, der anzukündigen hätte, daß mir Geld gezahlt werden sollte, indem alles, was zu meinem Vorhaben gehörte, mit geschäftig war: es erschien eines Nachmittags ein Inspector des Fabriken-Departements und verkündigte mir, daß er den Auftrag hätte, meine Kunst zu untersuchen, weil der König mein Band an das Departement geschickt und beschlossen hätte, mir Unterstützung zu geben, wenn sich die Sache so verhielt, welches der Minister Werther nun seiner Pflicht gemäß untersuchen müßte. Ich erschrack im geringsten nicht, mochte er doch untersuchen! Es war ja alles reel, und an das Band glaubte man. Ich erfuhr zwar, daß es jetzt in

den

den Händen des Collegiums sei; wenn ich aber nur eben so etwas, oder gar etwas Besseres aus Flachs darstellte, so würde man nicht an Untersuchung desselben denken. Dies glaubte ich, und hatte auch recht gerathen, wenn dies und jenes nicht war. Der Inspector war ein alter Mann, der sich lieber hätte rädern lassen, als nicht ehrlich und pünktlich in seinen Amtsverrichtungen zu sein; er bewunderte das Band, und wiederholte während der Zubereitung des Flachses, wobei er zugegen war, ohne daß ich ihm den Bestand der Auflösungsbrüche bekannt machte, beständig, das Probeband müßte genau so sein wie jenes, und und das mit einem so steifen Amtsgesicht, daß mir doch bange ward, es möchte wieder eine Verzögerung eintreten, wenn das neue, welches jetzt entstehn sollte, in etwas abginge, oder den Flachs verriethe.

Hier zeigte sich wieder meine wenige Erfahrung bei Intriquen der Art gänzlich; ich

ich hätte ganz anders zu Werke gehen, Ausflüchte nehmen, mich lieber den Mann gerade entdecken, oder ihn vermögen sollen, mir auf den bloßen Beweis, ich könne den Flachs seidenartig machen, und auf die kleinen Proben, Geld auszuwirken, weil ich über diesen Bande lange gesammelt und gesponnen hätte, und also bis zum Anfange der Sache zu viel Zeit hinging. Vielleicht hätte ichs erlangt, besonders, da mir der Inspector sagte, der König wollte die Sache beendigt wissen, und Bericht haben, so bald er aus Schlesien wieder käme, wohin er, um die Revue zu halten, eben gegangen war. Aber ich wollte mir nicht selbst widersprechen, und der Mann schien mir auch zu eigensinnig, um Gründe gelten zu lassen. Er war weder ein Politiker, noch ein galanter Mann, sondern gerade und ehrlich. Dies Zeugniß muß ich ihm geben, wiewol ein anderer an seiner Stelle, bei dem ich die Entdeckung auch wagte, und der im übrigen Wahrheit gesehn

sehn hätte, wenigstens hier keinen Betrug hätte begehen helfen, wenn er mir so oder anders durchhalf. Allein bei einem andern hätte ich auch eher das unternehmen können, was ich nun that; er würde, wenn ich ihm das erklärte, wenigstens nicht so gelärmt und nur Behutsamkeit dabei angerathen haben. Daß der Mann aber, der die Sache überhatte, dabei nicht stehn bleiben werde, begriff ich; und doch hielt michs nicht ab, die Sache mit aller möglichen Sorglosigkeit so einzurichten, daß er destomehr Ursache bekäme, zu schreien. Ich wollte nemlich die Geschichte kurz endigen, und das ewige genau so herstellen bestärkte meinen Entschluß immer mehr. Damit ich also zum Zweck käme, ließ ich Seide kommen, von einer Art, wie mein Seidenflachs ward, haßpelte sie heimlich unter das gewonnene Garn, und übergabs so dem Inspector, ohne zu bedenken, daß der Bandwürker, den er selbst wählte, die wahre Seide leicht kennen würde. – Ich glaube wirklich der

Kö-

König übersah den Streich, weil er zu albern angelegt, und ganz der Einfall eines leichtsinnigen Weibes war, welches die Sache nicht des geringsten Nachdenkens werth hielt, oder keine Folgen berechnete. Das war nun also die erste Frucht meines Vornehmens, alles auf gerathewohl zu wagen; so weise wußte ich mich dabei zu benehmen, und so gehts immer, wenn man eine Kunst ausüben will, die man nicht gelernt hat.

Mein Herr Untersucher ward von dem Posementier benachrichtiget, wie sichs mit diesem Seidenflachsgarn verhielt, und nun war der Lärm, den er verführte, einem Orkan nicht unähnlich. Kein Mensch konnte ihn zufrieden stellen. Er berichtete ans Collegium; das Band ward nun auch untersucht, und von Seide No. 1 oder 2 funden. Dies ward an den König berichtet, aber mir war eben nicht Angst dabei. Die Nachsicht des Monarchen war mir bekannt,

und

und ich konnte auch beweisen, daß ich nach meinem Umständen schon viel darangewandt hätte, um dies neue Fabrikat herzustellen, konnte zeigen, daß es auch schon sehr weit sei. Dies hoffte ich werde mir Vergebung bewirken, daß ich bei der Gewißheit meiner Sache, sie durch dieses Vorgeben zu beschleunigen suchte. Ich dachte schon auf meine Vertheidigung, die ich an den König oder den Staatsrath schicken wollte, und hatte bereits etwas von der Art aufgesetzt, aber ich hatte es nicht nöthig. Denn der König ließ die Sache ruhn.

Ich wollte indessen doch keinem andern rathen, mir dies nachzuthun. Hier kam viel zusammen, mir Nachsicht auszuwirken: Einmal wollte der König der Familie wohl, zweitens kannte er meine übeln Umstände, hielt mir auch als einer Frau, und einer noch dazu bedrängten Frau etwas zu gute; weiter hatte ich ihn doch Proben von veredeltem Flachs geschickt, die sehr schön wa-

waren, und endlich war auch vielleicht durch dem Minister aus Schonung für mich die Sache, wenn auch nach der Wahrheit, doch gemildert vorgetragen worden. Jetzt würde ich so was nicht thun, weil es immer Hintergehung ist, der Zweck mag sein, welcher er will, so muß man diese an keinem (nach meiner dermaligen Ueberlegung) am wenigsten an dem Landesfürsten ausüben, weil Täuschungen, welche man diesem erweist, auch dem Staat mit angehn, und so wahr die Sache ist, die ich durch mein Band beweisen wollte, so fest ich davon überzeugt war, hatte ich doch noch nicht genug geprüft, obs auch im Großen so von Nutzen sein könnte, wie ich es jetzt weiß, aber damals blos einbildete. Aber ich beging, wie gesagt, diesen Fehler zu einer Zeit, wo ich mir viele Dispensations ertheilt hatte, und in meinen Augen war die That durch die Absicht und die Gründlichkeit der Sache, auf die sie sich bezog, völlig entschuldigt, also blos etwas gewagt,

übrigens aber löblich. Ich hatte nur in so fern falsch gerechnet, daß ich gar keine so ängstliche Untersuchung vermuthete, sondern glaubte, der König würde mich ohne weiteres unterstützen, und ich dann volle Muse und Ruhe haben, mein Werk auszuführen.

So hatte ich denn Mühe und Geld verloren; aber nicht die Hoffnung, aufs neue Gehör zu finden. Auch fuhr ich in meinen Arbeiten wie vorher fort, schickte neue Proben ans Fabrikencollegium, und ward benachrichtigt, daß man mir beistehn wolle, wenn ich es nur bis dahin brächte, daß ich irgend ein Fabrikat einsendete. Dies hätte ich gern gethan, wenn es nur nicht an Baarschaft gefehlt hätte. Die Handschuh – ich hatte sie verschenkt, die gefärbten Sachen, die kleinen Strümpfe, alles war, während ich in dem Luftschloß, welches ich mir mit dem Band gebauet hatte, wohnte, verrissen; dem war ein Stück,

jenem etwas gegeben worden, weils nach meinen jetzigen Ideen gegen das, was werden sollte, nichts war. Indessen begann ich doch, so weit's gehen wollte, wieder aufs neue, und dazu ermunterte mich eine Begebenheit, die sich eben zutrug, noch mehr.

Mein Schwager Gröben, welcher General, Chef des Regiments, bei welchem er von Jugend auf gestanden, und Inspecteur der Niederschlesischen Cavallerie war, ward, da der Chef des Kriegs-Departements starb, vom König in diese Stelle nach Berlin gerufen. Jetzt schien ein neuer Stern für mich aufzugehen; schon daß dies mir so werthe Haus auch an den Ort kam, wo mich das Schicksal festhielt, war Freude genug für mich, und da mein Schwager in einen der ersten Posten trat, so war dies immer auch für mich eine Art Vortheil. Er konnte mich auch, da ich in seiner Nähe lebte, etwas unterstützen, und mir

in Absicht auf den Seidenflachs nützlich sein.

Ich habe dieses Schwagers schon oft gedacht; aus den einzeln Zügen, die ich von seiner Denkungsart eingestreuet, haben sie ihn als einen guten Mann mit vielen Kenntnissen begabt kennen gelernt, aber sein Charackter ist Ihnen doch nicht genug bekannt. Ich muß ihn der Sonderbarkeit wegen schon ausführlich schildern. Als ich von den Umständen seiner Verheirathung mit meiner jüngsten Schwester sprach, erwähnte ich seines scharfen Witzes. Dieses Talent besaß er in solchem Maße, daß er, da er in dem ersten Jahren des 7jährigen Krieges in der Suite des Königs war, wegen dasselbe, von einigen Mitgliedern der Adjutantur, auch von mehrern und Größern, welche oft mit den Offiziers in der Suite, zu thun haben, gescheu't, von den mehresten aber sehr geliebt war. Das letzte war am meisten natürlich, weil es zu jener Zeit

viel

viel kluge Köpfe um den König gab, und solche geben nicht Stoff zur Satyre, worinn Gröben stark war, oder übersehn auch Ausfälle auf sich selbst mit unter, wenn sie von einem Mann wie Gröben, dem so etwas zur Natur worden ist, und der alles so hübsch sagt, herkommen. Seine Talente im Ernsthaften, und seine weitgehenden Kenntnisse waren eben so allgemein anerkannt; wenige gab es in der Armee, die Gröben nicht kannten, nicht schätzten, von ihm gekannt und geschätzt sein wollten. Er war ganz unterrichteter Soldat, hatte hier Kenntnisse, die den Feldherrn groß machten, und eben so war er auch fast in den meisten Wissenschaften einheimisch, so als es nur ein Gelehrter jedes Fachs sein kann. Mit diesen Verdiensten war die vollkommenste Ehrlichkeit und Gradheit, und in der Denkungs- und Handlungsart eine Großmuth verbunden, welche selten in einer Seele so natürlich und ächt ist. Wie schade, daß dieser Mann so viel vorzügliche Eigenschaften

ten durch eine ganz eigene, und eben so seltene Laune entstellte! Denn diese Laune, welche mit den Jahren immer herrschender wurde, und die meiste Zeit sehr übel war, zeigte ihn oft in einem den an ihm gerühmten Tugenden ganz entgegen gesetzten Lichte. Man hätte ihn in den bösen Stunden – und es gab nur wenige gute – für einen Menschenfeind, der seine Freude daran hätte, wenn er jemand recht gehäßig schildern, wenn er ihn verfolgen könnte, gehalten. Wer ihn nicht genau kannte, hätte gesagt, daß er geitzig, neidisch wäre, auch den verächtlichsten Kleinigkeitsgeist hätte; und doch lag von dem allen nichts in ihm. Aber wenn er in übler Laune war, mußte alles, was über und unter den Himmel ist, Stoff zum Tadel hergeben: es mochte so groß oder so klein sein als es wollte. In nichts blieb er in solchen Stunden sich gleich, als im Feuer des Geistes, dieses war immer gleich stark, er mochte noch so böse sein, so zog er alles, was er unter der Hechel

hat-

hatte, mit dem lebhaftesten treffendsten Witz durch, und fand dazu Anspielungen und Ausdrücke, welche die Zuhörer an den Polterer fesselten. Er lachte nicht mit, wenn diese um keinen Preis ernsthaft dabei hätten bleiben können, denn er war wirklich aufgebracht; allein er ließ sichs auch nicht verdrüßen, noch stöhren, sondern ging in diesem ihm eigen gewordenen Ton von einem Gegenstand zum andern über. Deshalb war jedermann, auch junge Leute, herzlich gern bei dem Mann, der doch selten anders als verdrüßlich war, und ihnen keine angenehmen Zeitverdreibe anbot. Er sah' sie bei alle dem gern bei sich, und die meisten hingen sich ungemein an ihn, nahmens auch nicht übel, wenn es seiner Laune gemäß war, sie auf einmal nicht leiden zu können. Hatte er hierzu nicht besondere Ursachen, so legte sich der Zorn wieder, und sie waren ihn wie zuvor angenehm. Er war nie unbeschäftigt, die Zeit, welche er nicht im Dienstgeschäften zubrachte, las

er

er, oder schrieb selbst ein Werk; zur Veränderung oder Zerstreuung machte er allerlei mechanische Arbeiten. Wenn er gut gelaunt war, fanden die Freunde, besonders die jungen Leute, die ihn besuchten, Unterhaltungen, welche ausnehmend belehrend für sie waren, und denn theilte er seine Kenntnisse ohne nur das geringste Ansehn von Egoismen oder Gelehrtenstolz mit; sie konnten nach der Art, wie er sprach, in den Wahn gerathen, daß er sie für eben so unterrichtet hielt; kam aber etwa einer mit einer Frage oder Anmerkung, die etwas links war, dem vermochte er nicht anders, als in einem ironischen Ton mit einer schelmischen Anmerkung oder trocknem laconischen Witz den Irrthum zu zeigen; doch ihm wurde es nicht übel genommen. Er, den's traf, lachte mit den übrigen, und viele wurden dadurch klug.

Er war nie, auch nicht in seiner Jugend galant gewesen. Als er, der so viele

hüb-

hübsche und artige Damen gesehn, und doch nie die kleinste verliebte Intrique unterhalten hatte, meine Schwester kennen lernte, und sie ihn so einnahm, daß er sich zum Heirathen entschloß, war er als Bewerber um sie, hernach als Bräutigam, auch noch ein kleines Weilchen als neuer Ehemann sehr artig, und nach seiner Art elegant, bald aber ließ er sie wieder in Gottes Namen gehn, wie es sein vorhin gewohnter Schlendrer haben wollte. Seine Frau konnte in Gesellschaften gehn, so viel sie wollte, wenn er nur zu Hause bleiben, studiren, schreiben oder mit einem Besuch nach seinem Sinn über sehr interessante Dinge sprechen, dann satyrisiren, zuweilen, wenn er verdrüßlich war, auf was es, oder wem es traf, schimpfen konnte. In seinem eignen Hause aber war er für eine ganze Gesellschaft gleich gefällig und artig. Sie hatten oft Leute zum Mittags-, mehr aber zum Abendessen, und da war er der einnehmenste Mann, welcher mit seinen feinen Einfällen alles

un-

unterhielt, und so ungezwungen artig war, daß man wohl sahe, er könne, wenn er wollte, auch Hofmann sein. Also gefiel er auch dadurch. Ueberall wünschte man, ihn zu sehen; seine Gegenwart bei einem Dinee, Souppee oder sonst einem Zirkel erregte eine Freude, welche dieser so ungewöhnlichen Erscheinung gleich kam; denn fast das ganze lange Jahr ließ er sich umsonst mit einladen; seine Frau mochte zureden, wie sie wollte, es half nichts, sie mußte allein abfahren. Diese Abneigung vor Gesellschaften außer dem Hause kam besonders daher, daß er immer gewiß war, Gegenstände anzutreffen, welche er nicht leiden konnte, und das verdarb ihm die Freude, setzte ihn sogleich in Mißlaue, die er doch nicht vor aller Welt zeigen wollte.

Je älter er ward, jemehr nahm diese zu, und das war bei seinem körperlichen Leiden natürlich. Er war bei Bataillen mehrmals in den Kopf gehauen worden;

die-

diese Stellen verursachten ihm zuweilen unerträgliche Schmerzen. Nun kamen hierzu noch mehrere Krankheiten im Unterleibe, welche bei Männern schwer zu heben sind, und mit den Jahren zunehmen, kein Wunder also, daß der Mann, der ohnehin durch zu dickes Blut zur Hypochondrie geneigt war, zuletzt sich und andern fast unerträglich fiel. Dahin sind viel seiner Uebereilungen und Schwachheiten zu rechnen, worüber einige viel zu sprechen wußten, andern und in der letzten Zeit seines Lebens die meisten, sich beleidigt, ja mit Recht gekränkt fühlten.

Die Seelenkräfte werden immer schwächer bei uns, jemehr die Schwachheit des Körpers zunimmt; der Geist wird durch die letzte niedergedrückt, es bleibt bei solchen Umständen wenig mehr von unsern Fähigkeiten und ihren Wirkungen übrig, hingegen werden die Temperamentsfehler, wird die schwache Seite an uns desto herschender.

Dies

Dies ist eine bekannte Sache. Man weiß, daß ein hohes Alter, welches an sich Krankheit ist, und auch anhaltende körperliche Leiden dies zuwege bringen; dennoch wird man das immer nicht als Entschuldigung solcher hinfälligen Personen gelten lassen, wenn man darunter leidet; man tadelt sie, wird ihnen gehäßig, welches zwar als Mangel billiger Nachsicht betrachtet nicht löblich, aber als natürliche Empfindung bei Unannehmlichkeiten, die uns andere verursachen, doch sehr verzeihlich ist. Vorzüglich ist denen, welche um dergleichen kranke Personen leben, mit jedem Morgen eine neue Portion Geduld zu wünschen; die denn doch, ehe der Tag halb zu Ende geht, wieder abläuft. Nie war das nöthiger, als bei meiner Schwester. Ihr Mann hatte sie aus Liebe geheirathet, und hing mit ganzer Seele an ihr; dennoch stand sie bei seinen Grillen mehr aus, als andere, die es nie mit ansahn, begriffen. Er behandelte sie zwar nie unbescheiden; allein, wie sie es

auch

auch anfing, war er die meiste Zeit verdrüßlich auf sie, und denn war er, eben weil er ihr selbst nicht unartig begegnen, und doch seinen Verdruß auslassen wollte, so schwach, es gegen andere zu äußern. Ihr selbst machte er nur üble Gesichter, stichelte, oder verbat ihre Sorgfallt, welches sie am meisten kränkte, da sie unaufhörlich auf Erleichterung, und jede Pflege, jede Bequemlichkeit für ihn besorgt war. Was that sie nicht alles, um seine Wünsche zu erfüllen, und ihm Freude zu machen! Sie erreichte zuweilen ihren Zweck; mein Schwager ließ sich dadurch aufheitern, erkannte auch die Sorgfallt seiner Frau, es gab Stunden und Tage, wo ihm nichts über seine Gattin ging, wo er sie hätte vergöttern mögen. Sie war denn nicht wenig vergnügt; ja alle vorhergegangene Beleidigungen waren schon durch ein liebevolles trauliches Gespräch vergessen! aber leider! das böse Stündlein kam nur zu bald wieder und war den angehaltender, als die Un-

gen-

genblicke der Versöhnung. Selbst kränklich, machte so viel Verdruß in ihrem Hause, welcher gewiß herznagender Kummer genennt werden kann, auch sie verdrüßlich. Einst war sie ein heiteres Geschöpf; allein endlich hatte anhaltendes Leiden ihre Stirn getrübt, und sie verdrüßlich gemacht; diese Laune brachte sie denn zuweilen auch mit in Gesellschaft. Man sieht in derselben alles im dunkeln Lichte; viel, was wir außerdem gar nicht bemerken, oder doch nichts dabei denken würden, mißfällt, oder beleidigt uns, und andere, welche von der Stimmung unsrer Seele nichts ahnden, machen Auslegungen nach ihrem Sinn darüber. In ihrem Hause war sie denn freilich auch nicht immer die liebreichste Herrschaft; sie wollte alles verhüten, was ihrem Mann Verdruß machen könnte, ihm nachtheilig und schädlich war; sie wollte nicht jeden, und besonders nicht zu allen Stunden vor ihm lassen, und hatte dazu meist sehr wohlwollende Absichten, für ihren Mann und

für

für andere. Wenn sie nicht verhüten konnte, was zu verhüten so nöthig war, so benahm sie sich denn freilich nicht äußerst sanft gegen den, welcher Schuld daran war, besonders wenn sie es mehrmals gesagt, ja darum gebeten hatte. Die meisten der Domestiquen, welche allein unter allen Menschen die beste Zeit um Gröben hatten, sich so manches herausnehmen konnten, und sich selbst mehr als zu gut versorgten, waren ohne ihren Herrn treu zu sein, recht gern um ihn, und hingen lieber ihm, als meiner Schwester an, welche das nemliche nicht gut heißen konnte, was ihr Gemahl durchgehn ließ; sie rächten sich also an ihr, und machten ihr Verdruß über Verdruß! – Es begreift sich kaum, welche schwere Rolle die gute Frau, deren Herz so gut und treu ist, die zwar ihre Schwachheiten, aber auch eine Menge lobenswürdiger Eigenschaften besitzt, zu spielen hatte!

Der König, welcher meines Schwagers Verdienste kannte, und von seiner schwachen Gesundheit Nachricht hatte, gab ihm aus der gnädigsten Absicht die Rolle beim Kriegsdepartement; er sollte da mehr Ruhe genießen, als er bei den Geschäften des Regiments und der Inspektion hatte, besonders bei Cavallerie, wo die Bewegung des Reitens für einen kränklichen Mann zu heftig ist. Ich habe gesagt, daß mein Schwager Kenntnisse von allem hatte, und sich in jedes Fach finden konnte; allein da nun sein Geist durch die körperlichen Leiden geschwächt war, mußte er nur in der Rutine eines alten Soldaten bleiben, die viel umfassenden Geschäfte eines Chefs des Kriegsdepartements erforderten einen gesunden Kopf, der sich mit ruhigem Blut und heiterer Laune hineinstudieren konnte. Gröben kam mit dem Vorsatz nach Berlin, dem König treu zu dienen, ihm Nutzen zu schaffen; er brachte seine ganze rüde Ehrlichkeit, seine Liebe zu Geschäften, aber keine Sachkennt-

niß

niß mit; er fühlte dies, je mehr er in seine neuen Obliegenheiten einschauete, und es vermehrte seinen Mißmuth. Er hatte auch eine Menge Leute unter sich, die er alle hören mußte; viele davon verkannte er, und nicht eben die besten sufflirten ihn. Sie wußtens einzukleiden, daß er sie für sehr gute, für brauchbare, verständige, redliche Menschen hielt, und nun glaubte er ihnen oft zum Nachtheil der bessern, zu seinem eignen Nachtheil. Denn verschiedenemal setzte er sich Urtheilen aus, die er wahrlich nicht verdiente. Nie habe ich einen Mann gekannt, der weniger eignes Interesse, mehr Eifer für das Beste des Königs und des Staats besessen hätte! Er kam, weil er aus böser Laune, oder durch Ohrenbläser hier und da einen Gegenstand, der es nicht verdiente, kränkte und anfeindete, bei diesem in Verdacht eines bösen Herzens, und auch darinn geschah ihm unrecht; denn er war von Natur gut, haßte die Chikane, schätzte die Rechtschaffenen,

nen, so daß er jeden solchen herzlich gern fort, und nicht zurückgeholfen hätte; aber es war ein Unglück für die, so mit ihm in Verbindung standen, daß er sich zu leicht einnehmen ließ, und war dies einmal geschehn, dann unerbittlicher Gegner ward. Seine Gründe waren immer in so fern lobenswürdig, daß er Unredlichkeit, Bevortheilung, schiefe Absichten anfeindete; allein er glaubte nur Leuten, die ihm nicht schmeichelten, – damit kam niemand bei ihm aus, – sondern nach seiner Weise sprechen, und den ehrlichen Mann spielen konnten, zu viel, und untersuchte nichts.

Dieser Mann mit so viel Verdiensten, einem so guten Font, und dem allzugroßen Schatten, welcher immer stärker ward, und zuletzt das herrliche Gemälde ganz entstellte, starb vor 2 Jahren, und wohl ihm! Gott kannte auch ihn. Er prüft den Willen, und betrachtet gewiß die Schwachheiten der Menschheit nicht wie wir, die ih-

ihnen selbst unterworfen sind. Indem ich die Fortdauer unsers bessern Theils als unläugbar annehme, stelle ich mir den Geist meines Schwagers jetzt frei von Schlacken und Schwachheit nur mit seiner großen Anlage und seiner Redlichkeit geziert, als einen herrlichen Geist vor.

Auf seinem Sterbebette, wo er viel litt, war die Gegenwart meiner Schwester, ihre Zusprache und Tröstungen durch die Religion, sein einziges und letztes Glück. Da kam seine ganze Liebe zu ihr zurück, da dankte er ihr für ihre Geduld und ihre Treue, und dies war ihr um so mehr Ersatz, um so größere Linderung ihrer Betrübniß, da sie sich keiner böslichen Handlung gegen ihn bewußt war, und vieles Leiden in ihrem Hause stille ertragen hatte: da so manche liebe Frau öffentlich darüber klagt, und jede Mitschwester davon unterhält. Sie wich, wenn es zu weit ging, zuweilen aus, und er gab zu solchen Erholungsreisen

gern seine Einwilligung, weil er einsam sein wollte; doch allemal mußte sie die zweite Tochter, die er hinterlassen hat, welche ihn immer aufheiterte, und seine einzige Freude war, zu Hause lassen. Indessen lange durfte meine Schwester auch nicht wegbleiben; seine Sehnsucht berief sie bald wieder heim, und es ward ihm dann recht wohl, sie im Hause zu wissen. Er war, bis zur nächsten übeln Laune heiter, scherzhaft und gefällig.

So hätte ich denn also durch diese ausführliche Biographie den Theil meiner Leser, welche meine Schwester und ihren verstorbenen Mann kannten, und beide sehr verschiedentlich beurtheilt haben, auch über diese beide Personen ganz nach der Wahrheit unterrichtet, und ich bin froh, daß ichs bei dieser Gelegenheit thun konnte. Ich habe keinem geschmeichelt, meine Schwester, welche viel mit mir getragen, viel auch durch mich gelitten hat, hätte darum

im-

immer kein Recht auf falsches Lob von mir. Alles, was ihr schuldig sein könnte, wäre Stillschweigen über ihre Fehler, wenn sie solche an sich hätte, die uns entehren, oder verächtlich machen. Was ich also hier von ihr sage, kann als aufrichtig und wahr gelten.

Mein Schwager hat mich, wie sie weiterhin hören werden, in den letzten Jahren seines Lebens nicht begünstigt, vielmehr empfindlich gekränkt; allein, seine böse Laune thats. Er glaubte Recht dazu zu haben; wenn das war, konnte er, wie ich schon gesagt habe, Menschen verfolgen. War man mit ihm verwandt, so änderte das in der Sache nichts, als daß er ärger aufgebracht war; ich dürfte aber, wenn ich auch Ursach gehabt hätte, mich über ihn zu beschweren, doch nicht undankbar gegen ihn sein, denn er war der Versorger meiner Mutter, und hat auch meinen Kindern viel Gutes erzeigt; die letzten waren in seinem

Haus

Hause immer so gut wie im väterlichen. Also waren verschiedene Beleidigungen, die er mir zufügte, dadurch schon ausgeglichen. Indem ich ihn nun noch dazu so genau kannte, und wußte, aus welchem Grunde alles kam, war ich nicht einmal zur Zeit, da er gegen mich handelte, sehr böse auf ihn, geschweige, daß ich jetzt noch zürnen könnte.

So wie ich ihn kannte, unerbittlich, wenn er gegen jemand eingenommen war, aber auch Freund und Beförderer des Guten und Nützlichen, baute ich also wegen des Fortganges mit dem Seidenflachs neue Hoffnung auf ihn, als er nach Berlin berufen ward. Wir waren in Schlesien oft sehr gespannt gewesen, und dann wieder gute Freunde geworden. Was mich betraf, so schätzte ich den Murrkopf viel zu hoch, als daß ich mich beleidigt finden sollte, wenn mir bekannt ward, daß er einmal tüchtig auf mich geschimpft hatte. Ich war froh,

ihn

ihn wieder freundschaftlich gegen mich zu sehn, und wußte denn auch, daß es sein Ernst war. – In Berlin war er kaum angekommen, so zeigte ich ihm meinen Seidenflachs, wovon ich schon im voraus eine Parthie recht schön zubereitet hatte. Das schöne Product hatte ganz seinen Beifall, er rief mehrmals aus: das ist vortreflich, das muß durch Cultur viel schöner werden. Ich kam hoch aus Bret bei ihm über meine Erfindung, die so nützlich werden könnte. „Ja, „ja, Schwägerinn, sagte er, hier könnten „sie mit Ehren etwas verdienen, und ich „will gewiß das Meinige zur Beförderung „der Sache thun!“ Ich sahe wol ein, daß der Schritt, den ich mit dem Bande gethan hatte, nicht nach seinem Sinn sein würde, und beschloß, ihm, wenn er bei guter Laune sein würde, den gewagten Versuch in guter Einkleidung vorzutragen, damit er es nicht von andern zuerst erführe, wo er, wie ich mußte, einen gewaltigen Lärm machen würde. Es gehörte aber

ei-

eine ruhige Stunde dazu, in der wir ungestört sprechen konnten, und diese fand ich die ersten Tage nicht, denn alles, was zu seinen verschiednen Fächern der Geschäfte gehörte, drängte sich zu ihm, hatte zu fragen, zu berichten, sich zu melden. Wir wurden so lange immer unterbrochen, bis schicklicher Weise kein Mensch mehr kommen konnte; dann war es aber auch Zeit, entweder zu Mittag oder zu Abend zu speisen, wo ich wieder nicht allein mit der Familie war, oder es war Zeit für mich nach Hause zu gehen. So gingen mehr als 2 Wochen hin; ich war indessen weit entfernt, meines Fabrikats wieder zu gedenken; denn ich wollte ihn nicht eher daran erinnern, bis ich gebeichtet hätte, dann konnte er mit dem Minister Werther, und mit wem er wollte, von der Sache sprechen. Ueberhaupt hatte er jetzt meines Erachtens mit seinen eignen Angelegenheiten zu viel zu thun; es war billig, daß ich noch einige Zeit vorbei ließ, ehe ich mit meinen Absichten wieder kam.

Al-

Allein Gröben hatte von selbst, vielleicht indem er mich doch sahe, daran gedacht, und wie ich denke, mit dem Minister Werther davon gesprochen, vielleicht aber auch, daß ihm ein anderer vom Fabrikencollegio in den Wurf kam, den er zuvörderst davon unterhielt, und dieser hatte für gut befunden, ihm zu hinterbringen, was wegen des Bandes vorgefallen war, welches der Herr füglich hätte unterlassen können, da ich doch schon die Vergünstigung hatte, neue Versuche zu machen. Nicht unterrichtet von dieser Ueberlieferung kam ich zu meiner Schwester und fand ihren Mann bei ihr, der im größten Eifer auf und abging. Sein Betragen gegen mich, so verschieden von dem des vorigen Tages, belehrte mich zwar nicht gleich, daß der Grimm in seinem Gesicht mich anging: aber da er mir, als ich ihn grüßte, kaum dankte, und sogleich das Zimmer verließ, ahndete ich, daß die Bangigkeit, welche den ganzen Morgen mir das Herz schwer gemacht hatte, nicht

umsonst gewesen war, sondern hier wieder eine Unannemlichkeit für mich vorhanden sei. Meine Schwester gab mir nun hiervon Gewißheit, indem sie mir erzählte, was ihr Mann erfahren, und wie ers aufgenommen hätte. Jetzt war die Hoffnung auf seine Unterstützung verschwunden; denn ihn zu besänftigen oder durch Zergliederung der Sache und der Absicht aufs neue dafür zu gewinnen, war unmöglich; er hatte schon der Schwester erklärt, daß er schlechterdings nichts weiter damit zu thun haben wollte. Ich war also wieder ohne Beistand mit meinem Vorhaben, welches ich demohnerachtet noch eine Weile unterhielt, und sogar einiges an das Fabrikencollegium einschickte, wofür ich eine kleine Prämie erhielt; an weitere Unterstützung war aber nicht zu denken, weshalb ich endlich die Sache aufgab, besonders weil mir von einer andern Seite Hoffnung entgegen lachte.

XI.

Es ist immer Vortheil für die hülfsbedürftigen Mitglieder einer Familie, wenn ein naher Anverwandter in einigen Ansehen ist. Ohne daß er die Seinigen durch Ungerechtigkeiten an andern begünstigen oder sie durch Hülfe seiner Gewalt auf eine unerlaubte Art bereichern darf, kann er ihnen nachhelfen, und schon als Verwandte eines solchen Mannes entgehn sie der gänzlichen Unterdrückung. Gröben war nun wol nicht der Mann, welcher sich vorzugsweise für die Seinigen verwendete, wenn es nicht auf die natürlichste Art geschehen konnte; und es nur einen Augenblick das Ansehn der Partheilichkeit hatte; zudem hatte ichs wieder bei ihm verdorben. Aber schon, daß ich viel in seinem Hause war, und dadurch wieder in mehrere und größere Bekanntschaften kam, war ein Vortheil für mich. Meine Schwester, die immer an meinem Ergehn Antheil genommen, und mir mein Schicksal zu erleichtern gesucht hatte, that was sie kon-

konnte, um mich in mehrere Behaglichkeit zu setzen, und glaubte auch, mir wesentlichere Dienste leisten zu können. Sie hatte Augusten mit nach Berlin gebracht. (Charlotte war bei meinem ältesten Sohn, der um diese Zeit heirathete, geblieben.) Meine Schwester also ließ sich nebst jener an den Höfen Berlins präsentiren, die sie nun frequentirten. Es war zu vermuthen, das Vorhaben werde gelingen, bei einer dieser Gelegenheiten, den König um Hülfe für mich und meine Kinder, die er einst versprochen hatte, bitten zu können. Und warum sollten wir nicht hoffen, daß er endlich sein Wort erfüllen werde, da der Monarch so viel Beweise des größten Bedürfnisses hatte, und da er so gütig war? Ich hatte kein Verdienst um den Staat, welches mich zu einer Unterstützung von Seiten des Königs berechtigt hätte; mein verstorbener Mann, mit welchem Eifer er diente, that nichts als seine Pflicht, und lebte nicht bis zu einem Rang, wo er sich

mit

mit seinem Diensteifer, und seinen Talenten hätte besonders nützlich machen können. Ich hatte Pension vom König; dies war alles, was ich verlangen konnte, und mehr als der hochselige König gethan hatte, unter welchem mein Mann eigentlich diente. Allein ein königlicher Versprecher kann ja Wort halten, es kommt nur aufs Erinnern an; wenn dieses mit guter Art geschehen kann, so fehlt es auch nicht, da hingegen man es einen großen Fürsten, bei der Menge von Gegenständen, die ihr Glück von ihm erwarten, und bei dem Strohm von Geschäften, der bis an den Thron hinan beständig fortläuft, am wenigsten verargen kann, wenn er ein mehr entferntes Individuum vergißt. Aber nehmen sie hundert Leute vom Rang, welche Vermögen und Einkünfte die Menge haben, so werden vielleicht nur 2 oder 3 darunter sein, die zu uneigennützig, zu eigensinnig oder zu großmüthig sind, um das Versprechen eines Fürsten, wenns nicht gleich vollzogen wird,

nicht.

nicht, auf welche Art es sei, wieder in Erinnerung zu bringen. Ich hätte an der Stelle eines solchen vielleicht unter die mindere Anzahl gehört, die so etwas der Vergessenheit überläßt, denn nie hatte ich Anlage zu Sammlung großer Schätze, und war nie geldsüchtig. Allein als Witwe, die noch unversorgte Kinder hatte, als Schuldnerin vieler Menschen, die beständig um Bezahlung schrien, war es natürlich, für die ersten zu sorgen, und noch mehr die größte Pflicht, Kräfte und Bemühung anzustrengen, um die Letzten zu befriedigen, war mir also gar nicht zu verdenken, daß, da nichts anders glücken wollte, nirgends eine Aussicht war, ich Mittel dazu vom König erbitten wollte; dies mochte nun durch mich, meine Schwester oder meine Tochter, welche beide jetzt mehr Gelegenheit dazu hatten, geschehn. Und warum sollten eben wir die Hoffnung sinken lassen, daß der König etwas thun werde, da er so manche andere aus freier Gnade in Wohlstand versetzt

setzt hatte, und daß auch oft um eines ehrlichen Mannes willen, dem er wohlwollte; so that er vielleicht um meines Schwagers willen, wenn seine Frau, auch um meines verstorbenen Mannes willen, etwas, wenn seine Tochter darum gebeten hätte. Mir schien dies jetzt nicht fehlen zu können; daher war ich sehr fröhlich, begann wieder vollen Geschmack an viel Umgang zu finden, und schwang mich nach und nach mehr in Gesellschaften von gutem Ton und vom Rang, obwol ich wegen der dazu erforderlichen Ausgaben nicht mehr daran denken konnte, an den Hof zu gehn, so herzlich gern ichs gethan hätte.

Sie wissen ja mein damaliges System; nach demselben hatte ich auch beschlossen, nicht mehr so peinlich eingezogen zu leben, sondern jede Freude, die ich nur haben konnte, mit zu genießen. Vielleicht, dachte ich, gelingt es mir auf diese Art weit eher, indem sich meine Bekanntschaften erweitern,

und

und die Connexions vermehren, ist es möglicher, ja wahrscheinlicher dadurch einen oder mehrere Wege zum Wohlstand zu finden. Ich habe, dachte ich, bisher nichts gewonnen, daß ich in einem Winkel karg und elend lebte; vielleicht sind ich Freunde, und es ist immer eine Stufe zum Glück mehr erstiegen, wenn man diese hat. So raisonnirte ich mit mir und hatte besonders, was den letzten Punkt betrift, ganz recht, nur daß ich mich in der Erwartung irrte, für mich nützliche Freunde zu finden, da in der großen Welt nur Leute dergleichen haben, die wieder nützlich sind. Zudem konnten meine Connexions doch der Lage nach nicht ins Weite und nicht ununterbrochen fortgehn, und wenn die Lage es zugelassen hätte, so fehlte mir es immer am Wesentlichen, um mich durch, und endlich in die Höhe zu winden d. h. an Politik, welches Mangels ich mich, wie sie sich erinnern werden, schon mehrmals angeklagt habe. Herzlich wohl wollte ich jetzt zwar wieder der ganzen

Welt

Welt, und viele der Berliner Großen und Edlen, besonders unter den Damen, gefielen mir ausnehmend; ich hätte, wäre ich ganz und gar in ihre Zirkel gerathen, ihnen das auf die treuherzigste Weise gesagt, aber den feinen und einschmeichelnden Ton hätte ich nie gelernt – einem Gegenstand Schmeicheleien zu sagen, der mir mißfiel, ihn zu lobpreisen, indem ich das Gegentheil gedacht hätte, dies hätte ich nie gelernt! – Bei alledem glaube ich nicht, daß ich in Berlin gehaßt war, wenigstens legte ich's nicht darauf an, und bekam auch hin und her Beweise von Beifall.

Der vorzüglichste Wunsch also war, durch meine Verwandten etwas von dem König zu erlangen; sie wollten hierum nicht gleich bitten, sondern die Gelegenheit dazu absehn. Auch in dieser Rücksicht schien es mir besser mit einigem Anstand zu leben, und nicht unter die Geschöpfe zu gehören, die niemand kennt. Wir hatten indessen

auf einen Fürsprecher bei dem König gedacht, welcher so redlich war, unser Wort bei ihm zu führen. Durch diesen erfuhren wir: daß der Monarch nicht abgeneigt sei, uns zu helfen, und sicherlich wäre es geschehen, wenn Meister Urian, der nun einmal seinen Zahn auf mich gewetzt hatte, nicht zuletzt alle Spänchen von Unbehutsamkeit, Mißverständnissen und weiß der Himmel welchen Sataneleien zusammenraffte, um ein Feuer daraus anzuzünden, an welchem alle und die letzten Hoffnungen verbrannten.

Graf Schlippenbach ein Jugendfreund meines seligen Mannes und meines Schwagers, weil auch er Soldat gewesen war, fand sich, da der letzte in Berlin war, auch bei uns ein. Vorher hatte er nichts von meinem dortigen Aufenthalt gewußt, jetzt freute er sich, die Witwe eines einst so geschätzten Freundes wiederzusehen, und das erste, was er that, war, daß er mir einige Zimmer in seinem Hause anbot. Er

selbst

selbst war damals wenig in der Stadt, sondern meist auf seinen großen Gütern; ich kam also wieder in ein bequemeres und weitläuftigeres Logis, welches mir nichts kostete; nun aber mußte ich doch eigne Bedienung haben, die sich denn auch in der Person, welche mir bei Bereitung des Flachses beigestanden hatte, bald fand. Henriette, die sich, wie sie hoffte, dem Zeitpunkt nahe sah, wo ihre mir erwiesene Dienste belohnt werden würden, stand mir jetzt nebst ihrem Mann treulich bei, und obwohl ich keine großen Ausgaben machte, so war doch schon mehr erforderlich, als vorher. Ich mußte, wenn eins sein sollte, auch das andere, was dazu gehörte, nicht unterlassen; folglich war eine kleine anständige Garderobe nöthig. Ich möblirte mich nicht auf eigne Kosten, sondern durch gemiethete Möbeln, die man in Berlin in Menge und für sehr mäßigen Preis haben kann. Jetzt fand sich zuweilen Gesellschaft von sehr gutem Ton bei mir zusammen;

diese aber ging immer ohne erhebliche Kosten ab, und gab ich hin und her ein kleines Abendbrod, so war es den Umständen einer Witwe von meiner Verfassung doch angemessen, mir aber machte es große Freude, einen kleinen auserlesenen Zirkel bei mir und diesen animirt zu sehn.

Ich gestehe, daß ich schon wieder zu viel auf Hofnung that, aber nie schien sie mir gegründeter als jetzt, da wir so nahe an der Quelle saßen; denn wiederhole ich's auch, daß ich absichtlich handelte, und endlich ist es nach meiner Erziehung, nach meiner ehemaligen Art zu leben und bei meiner Neigung zu guten Gesellschaften, ja wol verzeihlich, daß ich mich jetzt, da sich mein Schicksal aufzuheitern schien, ein wenig aus der Verborgenheit hervorwagte. Doch ich handelte mit möglichster Behutsamkeit, und gab nur für das allernöthigste Geld aus; immer noch fiel es mir nicht ein, durch einen nur gemäßigten Luxus zu glänzen.

Mein

Mein Anzug war nichts als anständig und etwa nach gutem Geschmack gewählt, sonst aber sehr einfach. An Möbeln suchte ich mir die, welche der Möbleur für den wohlfeilsten Preis vermiethen konnte.

So dünkte ich mich also auf dem Wege zur Ruhe und einigen Wohlstand; aber mitten in den besten Erwartungen mußte ich wieder ein großes Herzeleid erleben: meinen Wilhelm ließ ich, als zuletzt von ihm die Rede war, in Küstrin beim Depos des Herzogs Friedrich von Braunschweig; auch habe ich gesagt, wie ihm der Herzog versprochen hatte, daß er bald Offizier sein sollte. Da dies nicht sobald geschah, als er sichs eingebildet hatte, gerieth er auf einen verwegenen Einfall. Zur Ausführung desselben kam er auf Urlaub nach Berlin, den er nicht würde erhalten haben, wenn er seinem Hauptmann nicht ein Schreiben von meinem Schwager gebracht hätte,

das

das er, der Himmel weiß von wem schreiben ließ, in welchem um diesen Urlaub für ihn gebeten war. Er kam also bei uns an. Die Antwort des Hauptmanns hatte er sich geben lassen, um sie an seinen Onele zu bestellen, also konnte er sie zurückbehalten, und so wußten wir nicht, welcher List er sich bedient hatte, um seinen Wunsch nach Berlin zu gehn, zu erreichen. Er war mit einer gewissen Eleganz doch in einer Art Uniform gekleidet, und betrug sich vortreflich. Wir alle mußten Gefallen an ihm haben, und mein Schwager, der ihn seit dem 10ten Jahre nicht gesehn hatte, freute sich seines guten Wuchses und seiner ganzen hübschen Figur, freute sich auch seiner, da er sich mit ihm in Unterhaltung setzte; denn Wilhelm konnte, wenn er es darauf anlegte, Beifall erwerben. Er sagte uns, daß er Offizier oder dazu vielmehr in Vorschlag und hieher gegangen sei, um das Nöthige zu seiner Equipage zu besorgen. Wir alle ließen uns täuschen und ich machte

Anstallt zum Vorschuß auf sein bestimmtes Equipagengeld, wo er denn sehr geschäftig daran war, seine Equipage zu bestellen; so schien es mir; auch versprach er mir, alles Bestellte sehn zu lassen. Ich hatte indessen doch Unruhe, daß er viel von dem Gelde verjubeln möchte, und wartete von einem Tag zum andern auf die Sachen, die er bestellt zu haben vorgab, eben so sehnlich auf die Zeit, wo sein Urlaub um sein würde, da er seiner Aussage nach wieder nach Küstrin zurückmüsse, wohin sein Patent geschickt würde. Diese Zeit kam endlich: mit der größten Ernsthaftigkeit bat er mich, die Montirungsstücke, wenn sie kommen würden, in Empfang zu nehmen, und nahm am Abend vor seiner Abreise von uns allen Abschied. Acht Tage vergingen, ohne eine Nachricht von ihm; alsdenn kam ein Schreiben von seinem Hauptmann aus Küstrin an meinen Schwager, in welchem der erste anfragte, ob es mit seiner Bewilligung geschähe, daß mein

Sohn

Sohn so lange über Urlaub wegbliebe, und er etwa Rücksprache mit dem Herzog darüber genommen hätte? In welchem Fall er es aber gewiß nicht billigen würde, daß der junge Mensch ihm, seinem Hauptmann nichts davon meldete. Mein Schwager überschickte mir diesen Brief, und sie können denken, wie ich erschrack! Noch fiel ich nicht auf das schlimmste; ich glaubte, ihm sei auf dem Wege ein Unglück zugestossen. Das nöthigste schien mir, auf den Positations nachfragen zu lassen, und da dies zunächst in Berlin geschah, erfuhr ich, daß zu der Zeit seiner Abreise kein Mensch unter seinem Namen mit der Küstriner Post abgegangen, hingegen wieß es sich nach weiterer Nachfrage aus, daß er unter einem fremden Namen mit der Post ins Niedersächsische weggereist sei. Wir alle waren bestürzt, und ich aufs neue tief gebeugt; ich wußte jetzt nicht, wie die Sache anzufangen sei, um die öffentlichste Beschämung für diesen verlornen Menschen zu verhüten.

Mein

Mein Schwager wollte und konnte nichts in der Sache thun, was auch jetzt erfolgen würde; er war äußerst aufgebracht; wir alle begriffen jetzt nicht, wie wir ihm so aufs Wort glauben konnten, da es nun klar ward, daß von dem falschen Brief an den Capitain bis auf die Ernennung zum Offizier alles Finte war. Gütiger als Gröben war der Herzog. Sobald ihn der Hauptmann den Vorfall gemeldet hatte, schickte er einen seiner Adjutanten zu mir, und ließ mich fragen, ob ich etwa seinen Aufenthalt wüßte? In welchem Fall ich ihn nur gleich zurückberufen sollte, so würde die Sache weiter nicht untersucht werden. Ich überzeugte den Offizier aufs genaueste von meiner Unwissenheit, sagte die Sache ganz, wie sie war, und ließ den Herzog bitten, seine gnädigen schonenden Gesinnungen noch einige Zeit beizubehalten, ob mein Sohn vielleicht an mich schreiben würde. Dies geschah nach etwa 4 Wochen; er berichtete mir, daß er in Hamburg sei, und

nicht

nicht gesonnen wäre, länger als Junker zu dienen; wollte man ihn zum Offizier ernennen, so wäre er bereit, ungezwungen und als ein freier Mann wieder zu kommen; wenn man aber Anstallt machen sollte, ihn als Arrestant wiederzuholen, um ihn in seinen vorigen Posten einzusperren, so würde er ins Dänische gehn. Zugleich meldete er mir, daß er an 80 Rthlr. Schulden hätte, die er gern ehrlich bezahlen wollte. Er bäte mich seine Gesinnungen und Entschlüsse gehörigen Orts zu melden, und ihn als Mutter in Zeiten zu benachrichtigen, was man beschließen würde. Diesen vermessenen Brief schickte ich augenblicklich zum Herzog, und bat ihn, jetzt nach seiner Einsicht zu disponiren. Bald darauf kam ein Adjutant und sagte mir: daß der Herzog sogleich an den Residenten in Hamburg schreiben und ihn bitten wollte, für seine Schulden und das benöthigte Reisegeld zu sorgen; beides würde ich nun freilich bezahlen müssen, welches er den Residenten

ver-

versichern wollte; zugleich wollte er ihm auftragen, meinem Sohn zuzureden, daß er bald abreisen und ohne etwas zu befürchten nach Berlin zurückgehn möchte, wo sichs nach seinen Wünschen schon fügen würde. Das nemliche sollte ich meinem Sohn selbst schreiben und ihn ganz sicher machen; es würde dann, wenn er käme, freilich nicht ohne Arrest abgehn, allein wenn er sich übrigens gut bezeigte, sollte er sehr bald Offizier sein; denn es schien, als ob der unüberlegte feuervolle junge Mensch seine ausschweifenden Streiche alle aus übertriebner Ehrliebe machte. So gnädig urtheilte der Herzog; es ist nachahmungswürdig und rühmlich, einen jungen Menschen so lange als möglich durch Schonung und großmüthige Behandlung zurückzurufen; bleibts doch, wenn dies nicht fruchten will, immer noch Zeit, ihn von einer andern Seite zu behandeln.

Wilhelm kam ganz dreist und unbesorgt an. Es war in dem Thore, wo er

ein-

einpaßiren mußte, bestellt, daß ihm der Offizier von der Wache ankündigen sollte, er möchte sich sogleich zu dem Regiments-Adjutanten des Herzog Friedrichschen Regiments begeben. Auch dies that er ohne Verzug. Dieser Adjutant sagte mir nachher: er sei mit einer so sichern Miene und festen Schritt bei ihm eingetreten, als ob er vollauf Recht hätte. Auch das wunderte ihn nicht, daß dieser ihn in Arrest schickte; etwas von der Art hatte er sich versehn. Aber er hatte nicht darauf gerechnet, daß sein Oncle als Chef des Kriegs-Departements die Sache nun urgiren und dorthin ziehn würde. Dies that aber mein Schwager und handelte ganz recht und weißlich. Einmal war ihm nachdrückliche Bestrafung für seine kühnen Streiche nöthig, und Gröben ging dabei um so ernsthafter zu Werke, da mein Sohn sein Neveu war, an dessen Besserung ihm gelegen sein mußte. Zugleich mußte dies ein Beispiel der Unpartheilichkeit geben, welche bei Leuten in Aem-

tern

tern nicht immer genau beobachtet wird. Ich war mit dem, was man über ihn verfügen würde, vollkommen zufrieden, und vermied es mit meinem Schwager darüber zu sprechen, um ihn mit keinem Worte Verdacht zu geben, daß ich für ihn bitten wollte; zur Schärfe hingegen brauchte ich ihn ohnehin nicht zu ermahnen.

Es ward beschlossen, daß er nach Preußen bei das Depos von dem von Gillertschen Regiment, welches in Königsberg steht, und zwar zu Fuße transportirt werden sollte, wo er in genaue Aufsicht genommen und erst nach vollkommnen Beweisen eines ruhigen Betragens als Fähndrich bei das Regiment selbst versetzt werden sollte. Das Herz wollte mir bei der Nachricht, daß Wilhelm eine solche Reise zu Fuß machen sollte, bluten; dies Einzige fand ich hart. Ich ließ mich aber gern darüber auslachen, als ich überlegte, daß der Bursche zu dieser Wanderung groß und stark genug sei, und

andere freiwillig, blos um ihre Kräfte zu messen, eben so weite Reisen unternommen hätten. Man brachte mir ihn, ehe es fortging, hin, um Abschied zu nehmen; allein ich wäre dieser Scene lieber überhoben gewesen. Meine Empfindung dabei war peinigend; herzliche Zärtlichkeit vermischte sich mit einer traurigen Ahndung, daß dieser Sohn sich nie in die gehörige Ordnung begeben würde, und leider! sie ist nur zu bald in Erfüllung gegangen. Beim Depos bezeigte er sich so gut, daß ich gern alles vergaß; das Geld nach Hamburg, so schwer mir's fiel, für nichts rechnete, und schon glaubte, ich hätte mich in meinem Sohn geirrt. Wohl fiel mir ein, daß er sich beim Depos in Küstrin auch still verhalten hätte, bis ihm die Zeit zu lange ward; daher schrieb ich ihm sehr oft und bat ihn um Gottes willen, sein Glück nicht durch neue Streiche zu verscherzen, sondern geduldig auszuharren.

Man

Man dachte eher an ihn, als ich es selbst vermuthete; etwa 4 Monate nach seinem Transport ins Königreich ward er Fähndrich bei dem schönen Regiment von Gillert. Nun war ihm wohl. In einer großen Stadt, wie Königsberg, konnte er nach seinem Penchant leben, und leider! er lebte darnach, bis er, um Geld zu seinen übertriebenen Ausgaben zusammen zu bringen, allerhand Wege einschlug, welche er im Braus der Leidenschaften als das ansehn konnte, was sie waren. Auch dort wollte man ihn conserviren; er fand überall Beifall, und verscherzte ihn wieder, bis es endlich dahin kam, daß er den Dienst quittirte.

Das ist nun die Geschichte meines jüngsten Sohns; ich weiß jetzt wenig von ihm; aber beständig ist er meinem Herzen gegenwärtig. Ihn haben Leidenschaften und ein unruhiges Blut unfähig gemacht, irgend eine Laufbahn gehörig fortzugehn.

Irr-

Irrte sich irgend das Glück, indem es ihn für einen andern hielt, (denn zuweilen ist es so wie die Liebe blind,) und würfe ihn einen Geldregen zu, so wäre er einer von den besten Menschen; da dies nicht zu erwarten steht, so kann ich nichts als ihn der Vorsehung empfehlen. Ich bin immer aufs neue betrübt, ihn zum irrenden Menschen, sich selbst und andern lästig, ein unnützes Mitglied der Gesellschaft geboren zu haben, wenn ich an meinen bessern Sohn denke, und an so viel verdienstvolle Söhne anderer Eltern, die sich nützlich machen, oft durch sich selbst empor heben, und zu Ehren stellen, oder doch sicher zu Versorgung kommen. Doch warum sollte ich ganz an ihm verzagen? Er hat nun die brausenden Jahre fast vorbei; es fehlt ihm nicht an Verstande, sein Herz ist gut, und Gelegenheiten giebts genug in der Welt, etwas zu unternehmen, welches Stätigkeit giebt, nützlich macht, und Leben hinbringen hilft. Nichts, was dem ehrlichen Mann ansteht,

ist verächtlich. Vielleicht kann ich noch einst mein Auge mit dem tröstenden Bewußtsein schliessen, daß auch er gerettet ist.

Sie sehn, mein Freund, daß ich viele harte Leiden von der Art, wie sie das Herz am meisten angreifen, erfahren habe, welche noch nicht ganz geendigt sind, wie ich denn wegen meiner ältesten Tochter noch so manches zu erzählen habe, was ich gern verschwiege, wenn es nicht in meine Geschichte gehörte. Wahr ists, ich bin nicht die Einzige unter den Eltern, welche Herzeleid an Kindern erleben; dies trift oft die würdigsten Leute, und das ganz ohne ihr Verschulden. Allein mir ist es doch unendlich kränkend, da ich es der Anlage nach von 2 Kindern, die mir jetzt so viel Kummer machen, nicht vermuthete. Zwar hatten beide mehr Unstätigkeit und stärkere Leidenschaften, als meine übrigen Kinder; allein beide waren auch weder von der Natur noch von Menschen versäumt, und ver-

scherzten jedes Glück, wozu sie durch ruhiges und regelmäßiges Betragen gelangen konnten, weil es nicht immer sogleich nach ihrem Sinn gehen wollte, und weil sie sich zu sehr ihren Neigungen überließen. Sie geben einen Beweis, daß Kinder oft Neigungen besitzen, die ihren Eltern ganz fremd sind. Ich habe ihnen den Vater meiner Kinder geschildert, und nach allem, was ich von mir selbst bekannt, werden sie zwar so manchen wichtigen Fehler, aber nichts von Abneigung zur Ruhe und Ordnung, von ungeduldiger Begierde, mein Schicksal, wenn es nur ruhig und leidlich war, zu verbessern, gesehen haben; viel weniger, daß ich ohne Ueberlegung, blos aus Leidenschaft oder Unmuth mich noch unglücklicher hätte machen sollen, als ich war. In jüngern Jahren ging mein Leichtsinn einzig und allein gegen meinen eignen Vortheil, aber ich handelte überall nach Pflicht und Ehre. Denn begegnete mir, was tausend Menschen begegnet, d. h. ich rechnete nicht,

wie

wie ich sollte, und gerieth dadurch in Unordnung. Was ich alles that, um wieder in Ordnung zu kommen, habe ich gesagt; ich mußte hernach aufs neue in Schulden fallen, was ich alsdenn vornahm, geschahe, um mir wieder aufzuhelfen, mich herauszureißen und einem jeden das Seinige wieder zu geben. Aber meine älteste Tochter und der jüngste Sohn wütheten in den Jahren, wo einst ihre Mutter mit einem mäßigen Schicksal vergnügt ohne Ansprüche auf das, was nicht sein konnte, war, und dabei ein wenig Plage gern vorwillen nahm, gegen sich selbst, betrübten und beugten mich unendlich.

Daß, nebst so viel ausgestandenen Widerwärtigkeiten, dieser traurigste Theil meines Schicksals meine Gesundheit endlich gänzlich untergraben hat, daß auch meine Seele ächte Fröhlichkeit nicht mehr fassen kann, ist nun wohl sehr natürlich; aber zu der Zeit, wo ich mit meiner Geschichte in

Berlin stehn blieb, war dies so weit noch nicht. Damals hatte ich, wie sie sich erinnern werden, eine große Hoffnung auf den König, und wiegte mich in den angenommenen Grundsatz „es muß gehn, wie „es auch wolle, nur fortgerückt und rechts „und links aufgeschaut, bis Frau Fortuna „in Wurf kommt, und man sie mit Ge„walt an sich ziehn kann. Es ist nichts „Religion als Worterfüllung, als jedem „zu geben, was ihm gehört, und so viele „meiner Nebenmenschen als ich kann mit „zu beglücken, nützlich zu sein, wie es mög„lich ist, und zugleich für ein ruhiges und „vergnügtes Leben für sich selbst zu sorgen. „Hierzu muß man arbeiten, und jedes „Mittel ergreifen." Diese Grundsätze, nach denen es mir in meinem Wahn gelingen mußte, und auch wenigstens auf eine Zeitlang gelungen wäre, wenn ich sie auszuüben verstanden hätte, setzten mich in die beste Laune, auch den Vorfall mit meinem Sohn überwand ich; ich wünschte nur,

daß

daß er sich nicht anuiren möchte, bis er Offizier wäre, und ich mein Schicksal verbessert hätte, dann wollte ich ihn schon so unterstützen, daß er mit Lust dienen sollte.

Graf Schlippenbach vermiethete sein ganzes Haus zusammen; ich mußte also die Zimmer abgeben, und auf eine andere Wohnung denken. Jetzt war es nicht schicklich, wieder eine einzelne Stube zu nehmen, ich hatte mich einmal aufs bessere eingerichtet. Lange suchte ich nach etlichen Zimmern; da ich sie nicht fand, nahm ich eine ganze Etage unter den Linden, beschloß aber, mir um einige Fräulein aus der Provinz Mühe zu geben, welche in Berlin erzogen werden sollten, und ich in Pension nehmen wollte; so hülfe dies denn die Miethe übertragen: ich könnte anständig leben, und hätte doch eine nützliche und ehrenvolle Beschäftigung dabei. Schon that ich mir auf die fleißige Ausbildung meiner Fräuleins, die ich so sorgfältig und sittlich als möglich erziehn,

und

und in die edelsten Gesellschaften einführen wollte, viel zu gute. Ich machte dieses Vornehmen einigen Herren bekannt, welche ausgebreitete Bekanntschaften hatten; sie billigten es, und versprachen, mir in demselben behülflich zu sein.

Indessen ich darauf hoffte, gingen verschiedene Monate hin, und nun ereignete sich etwas, welches meinen Entschluß wieder verändern mußte.

Die Gräfin, welche mich nach Berlin begleitet und dann nach Schlesien zurückgegangen war, hatte sich wieder an den erstgenannten Orte eingefunden, und war lange dort, ohne daß ich etwas von ihrem Dasein wußte. Zu der Zeit, als ich unter den Linden wohnte, hielt sie sich in Scharlottenburg auf, und war wieder in einer mitleidungswürdigen Verstandesverfassung. Ein unglückliches Temperament, welches der Aermsten angeboren war, hatte die meiste Schuld an ihren Wahnwitz, der sie

von

von einem Ort zum andern trieb. Seit lange unterhielt sie eine starke Leidenschaft für eine hohe Person, und hielt sich deswegen in Scharlottenburg auf; die Nähe, in der sie mit dem geliebten Gegenstand war, hatte diese Leidenschaft sehr vermehrt. Mit ihr ereignete sich das Andenken an ihren ehemaligen Wohlstand, an ihr Vermögen, wovon noch ein großer Theil in den Händen ihres Mannes war; sie wollte es haben, glaubte in ihrer Schwärmerei, der König müßte stracks ihr dazu helfen, und würde es, wenn sie ihn nur spräche. Diese doppelten Ursachen trieben sie dahin, daß sie den Monarchen überfiel, und das ganz in der Art einer wahnwitzigen Person. Sie ward in ihre Wohnung zurückgebracht, aber dem König jammerte ihr Zustand, auch wollte er die Verdienste des Vaters noch an der Tochter belohnen. Er wünschte sie in Aufsicht zu bringen, bis bestimmt wäre, was für sie zu thun sei; und da dem Herrn einfiel, daß sie unsere Bekannte von Schle-

sien

sien aus sei, schickte er den folgenden Tag den Obristlieutenant, welchen ich bald nach meiner Ankunft in mein Interesse zu ziehen gesucht hatte, und der jetzt Obrister war, zu meiner Schwester, damit er mit ihr darüber sprechen möchte. Diese sagte dem Obristen, daß ich mich gewiß der Sorge für sie um des Königs willen gern unterziehn würde, welches jener auch für das beste hielt. Ich übernahm diesen Auftrag recht gern und fuhr selbst nach Scharlottenburg, um die Gräfin abzuholen; allein ich fand sie nicht mehr. Ihre Wirthin sagte mir, daß sie den vorigen Abend weggegangen sei, um, wie sie gesagt, bei einer guten Freundin in Berlin zu bleiben. Nun schickte ich in Berlin umher, ja ich ließ den Präsidenten der Stadt ersuchen, durch die Polizei-Inspektoren in allen Vierteln nach ihr fragen zu lassen, weil der König sich ihrer annehmen wollte. Sie war nicht zu finden; allein nach ohngefehr 3 Tagen bekam ich von dem Präsidenten der Stadt

Nach-

Nachricht; daß man die Unglückliche in betrübter Verfassung von Potzdam herüber in die Charität gebracht hätte. Ich sendete sogleich hin, zu sehen, in welchen Umständen ihr Anzug wäre, und da erfuhr ich, daß sie völlig unbekleidet auf Matratzen läge. Unverzüglich nahm ich nun alles, was zur Kleidung vom Kopf bis zu den Füssen gehörte, und fuhr in die Charität, wo ich die Thränen über ihren Zustand nicht zurückhalten konnte. Sie war ganz ausser sich; demohngeachtet kannte sie mich sogleich, wollte sich aber nicht eben sobald darein ergeben, sich anziehn zu lassen, und mich zu begleiten, indem ihr vorkam, als läge sie auf Befehl des Königs in diesem Bette, welcher sie mit großem Pomp da abholen, und in ein herrliches Palais würde bringen lassen. Hier war nun nichts anders zu thun, als mich in ihre Fantasie zu finden; also sagte ich ihr, daß ich eben auf des Königs Befehl handelte, welches sich freilich so verhielt; ich mußte aber hinzusetzen, daß

ich

ich sie in ihr bestimmtes Palais abholte. Wohl war diese Gesandschaft nicht so recht nach ihrem Sinn, weil sie keine Hofcavaliers sah, und kein Train von Bedienten dabei war; doch endlich that die alte Bekanntschaft auch das ihrige, und so ließ sie sich kleiden und fuhr recht gelassen mit mir nach Hause. Meine Zimmer waren zum Glück neugemalt und ganz gut möblirt. Ich führte sie durch zwei, und gab ihr das dritte und Beste ein. Es gefiel ihr; sie nahm es für den Aufenthalt an, den ihr der König bestimmt hätte, und nun fragte sie mich: ob ich zu ihrer Oberhofmeisterinn ernannt sei, und ob der König nicht bald einen Cavalier schicken würde, sie becomplimentiren zu lassen? Beides bejahte ich; indessen mußte sich mein Bedienter und meine Jungfer als ihre Domestiken vorstellen. Dies war nöthig; denn schon fielen ihr verschiedene Zweifel ein. Sie fragte mich, auf eine heftige Art, ob sie wirklich nach dem Willen des Königs hier sei, warum

er

er ihr nicht schöne Kleider, Erfrischungen und einen Kammerherrn schickte? Ihre großen schwarzen Augen begannen fürchterlich umherzurollen; ich sah den Augenblick, wo sie wüthend werden, und davon zu laufen, versuchen würde, wollte ihr doch aber nicht Gewalt anthun lassen, weil sie ohnehin beklagenswürdig genug war, und die Striemen der Mißhandlung zu Potzdam, (wo man sie nicht für das, was sie war, halten wollte) noch an sich trug. Für Erfrischungen hatte ich, als sie fragte, schon gesorgt. Zu meiner größten Freude kam der Hofmarschall B. N.; diesen bat ich, sie im Namen des Königs zu überreichen. Er war so gefällig, die Rolle, die ich ihm gab, zu übernehmen, und meine arme Gräfin fand sich sehr geschmeichelt, ja völlig besänftigt. Es blieb nun dabei, daß Hofmarschall N. ihr Hofcavalier sei, der sie täglich besuchen, und nach ihren Befehlen fragen würde, auch gab sie ihm so fort Aufträge an den König. Der Baron ver-

sprach

sprach mir, seine Rolle bis dahin, wo wir sie wieder zur Vernunft hätten, fortzuspielen, und hielt auch Wort, indem er täglich kam, mich zu unterstützen. Es fanden sich noch verschiedene Cavaliers und andere Mannspersonen meiner Bekanntschaft; alle flocht ich in diese Behandlungsart mit ihr ein, und sie standen mir treulich bei. Ich sorgte, sobald sie im Hause war, für eine Wächterin, welche sie uns die Nacht beobachten half; auch meine Jungfer mußte denn das ihrige zur Acht auf sie beitragen. Aller guten Behandlung und schönen Vorspiegelungen ungeachtet ward sie die erste Nacht so wüthend, daß sie uns alle verjagte. Ich hatte nicht nur den Bedienten, sondern auch den Hauswirth nöthig, um sie zu bezwingen, welches doch endlich die Mannspersonen weniger durch Drohung als durch gütliche Vorstellungen thaten.

Als diese schwere Nacht vorüber war, ließ sie sich kleiden und versprach mir mit

vie-

vielen Schmeichelein, sich ruhig zu verhalten, und mir in allem zu folgen; ja sie klagte mir ihren Jammerstand so rührend, daß ich mit ihr weinte. Wir speiseten sehr vernünftig zusammen, und einige ihrer sogenannten Hofcavaliers mit uns; nachdem das Essen und der Kaffe vorbei war, gab sie ihnen wieder Aufträge, die sie zu besorgen versprachen. Ich hatte die vorige Nacht wenig geschlafen, und warf mich, da die Herren weg waren, sie sich aber in ihrem Zimmer unter Aufsicht befand, ein wenig aufs Bette. Bald aber kam sie, und bat, daß ich ihr erlauben möchte, sich zu mir zu legen und auch ein halbes Stündchen zu schlafen. Sie war so sanft in Mienen und Ausdrücken, daß ich unrecht zu thun glaubte, wenn ich es ihr abschlüge, und nicht vielmehr jede, also auch diese Gelegenheit ergrif, um sie durch Gegenbeweise von Liebe und Zutrauen zu gewinnen. Ich machte Platz; sie schlang ihren Arm um mich, und wir schliefen, wie es schien, beide

de ein, aber in der That befand sich das nur von meiner Seite so. Denn als ich recht sanft schlummerte, weckte mich die Gräfin mit einer so derben Ohrfeige, daß die Haut mir auf allen den Stellen, wo ihre Finger gewesen waren, abging. So im Schlafe überfallen zu werden, ist etwas überraschend; ich glaube gar, daß ich ein wenig schrie: denn meine Jungfer kam hereingestürzt, zu sehen, was mir begegnet war. Die Gräfin fürchtete Strafe, und bat ängstlich um Vergebung, indem sie betheurte, es habe ihr was geträumt. Während sie aber das sagte, hielt sie mir beide Hände mit solcher Kraft, daß ein starker Mann nicht fester anfassen könnte. Ich versicherte ihr, daß ihr nichts wiederfahren sollte, sie möchte mich nur loslassen, welches aber nur mit Hülfe der Jungfer geschah. Es wäre kindisch oder hämisch gewesen, wenn ich diese Ohrfeige hätte rächen wollen; allein ich nahm mir vor, mich nichts mehr so auszusetzen. Meine

Zei-

Zeichen der 5 Finger gereichten mir zu vielem Scherz; ich ließ mich von einigen über diesen Vorfall beklagen, von andern brav auslachen.

Hofrath Mursinna, welchen ich gleich am Morgen nach ihrer Ankunft rufen ließ, übernahm nun ihre Gesundheitspflege, und ich besorgte die Mittel, die er vorschrieb. So ward auch alles, was er nöthig glaubte, ausgeübt. In der That bewies der Hofrath, daß er ein erfahrner Arzt sei; die Art, wie er diese Hirnkranke behandelte, schlug vollkommen an, und was ich durch meine Verfahrungsart mit ihr thun konnte, geschahe nicht aus Gewinnsucht, sondern aus wirklichen Mitleiden und Pflichtgefühl. Sie kam bald dahin, daß sie nicht mehr ganz für unklug gelten konnte; ihre Vernunft war so weit zurückgekommen, daß wir die Hofcavaliers und Ambassaden vom König nicht mehr nöthig hatten. Aber Gesellschaft bat ich ihr fast täglich; sie hatte

zu

zu den Leuten, welche ich ihr anfänglich präsentirt, einmal Vertrauen gewonnen, und war immer am ruhigsten, oft sehr heiter, im besten Verstande, wenn sie zugegen waren. Ich fuhr mit ihr spaziren, oder ließ sie in Begleitung fahren. Meine Garderobe war nicht groß, dennoch theilte ich sie mit ihr. Zwar hatte der Obriste, dem der König den Auftrag gegeben, uns sie zu empfehlen, den Tag, nachdem ich sie mir geholt, im Namen des Königs vor der Hand 10 Friedrichsdor geschickt, um das nöthigste für sie zu besorgen; allein es fanden sich einige ihrer Gläubiger ein, namentlich die Wirthin aus Scharlottenburg, welche die kleinen Summen, die sie zu bekommen hatten, verlangten, folglich reichte es nur eben noch, einige ihrer versetzten Sachen, von deren Aufenthalt die gewesene Wirthin wußte, einzulösen. Ich konnte ihr nichts Neues kaufen, und diese Kleider waren durch allerhand Einfälle, wie sie Personen dieser Art haben, bald verdorben, folglich mußten

sie

sie ersetzt werden, d. h. ich gab her, was ich konnte. Als ihre Ideen wieder der Vernunft mehr gemäß waren, d. h. als sie begrif, diese Wohnung sei nicht ihr Pallais, ich nicht ihre Oberhofmeisterin, begann sie sich in Correspondenz zuvörderst mit dem König, dann mit andern Fürsten zu setzen. Ich war genöthigt, ihr täglich viele Bogen Papier und alles, was weiter zur Expedition einer weitläuftigen Correspondenz gehört, zu geben, und konnte ihr das nicht verweigern, weil man ihr, um sie nicht wieder auf den alten Fleck zu bringen, eine Beschäftigung nach ihrer Art lassen mußte. Die Briefe an den König übernahm mein Bedienter mit dem Befehl, sie dem König sogleich hinzubringen; sie sah dann, wenn er ging, zum Fenster hinaus, ob er auch den rechten Weg einschlüge. So mußte er des Tages etlichemal umsonst weggehn, einige Zeit wegbleiben, dann irgend eine Antwort bringen, die sie beruhigte, und man mit etwas veränderten Um-

ständen immer nach ihren Wünschen einrichtete. Diese Briefe las ich nun freilich insgeheim durch, theilte sie auch meinen Bekannten mit, die alle neugierig darauf waren, und das würde ja wohl überall geschehn sein. Erst aus ihnen sahe man, wie traurig es noch in ihrem Kopfe aussah, welches man außerdem nicht hätte glauben sollen. Wenn ich sie z. B. beim Morgengruß oder beim Essen ziemlich vernünftig fand, und mich so wie andere über ihre richtigen Antworten und Gespräche freute, so ließ sie hingegen in den Briefen, welche sie dazwischen schrieb, den größten Unsinn aus, zeigte ungemäßigte, unartige Begierden, aber auch immer Wuth auf Personen, denen sie doch recht freundlich begegnete. So klagte sie mich beständig beim König an, und nannte mich immer die Hexe. Auch über andere, die ihr von ungefehr durch etwas mißfallen hatten, klagte sie in diesen Briefen, und bat um ihre Bestrafung. Man wußte oft selbst nicht, was man aus diesem Geschmiere,

so

so verschieden von ihrem übrigen Betragen, machen sollte. Hofrath Mutsinna meinte, daß wir schon gewonnen hätten, indem sie nicht mehr in Raserei verfiele, und ihre irren Ideen vor uns zu verheimlichen wüßte. Sie würden sich nach und nach auch legen, wo nicht ganz verlieren, und er hatte recht.

XII.

Die Patientin ward dem äußern nach fast täglich gelassener, allein noch lange trug sie das, was in ihrem Kopfe vorging, in Briefen, meist an fürstliche Personen über. Da sie die gehofften Antworten und Verfügungen des Königs lange umsonst erwartet hatte, ward sie auch auf ihn böse, schrieb nun an andere Monarchen und trug sich ihnen an. Denn es war einmal fixe Idee bei ihr geworden, eine große Fürstin zu werden. Als sie unter andern einige Briefe an den Kaiser Joseph geschrieben hatte, die ihrer Meinung nach richtig abgegangen waren, vertraute sie mir einst,

daß der Kaiser einen eignen Gesandten abschicken werde, sie dem König abfordern zu lassen; wollte dieser sie denn nicht weglassen, so würde er selbst an der Spitze einer Arme kommen, und dann sie im Triumph fortführen. Dies sagte sie in einem so ruhigen Ton, daß man es für Wahrheit hätte halten können, und handelte in allem übrigen ganz wie vernünftige Menschen. Dennoch war sie immer in gehöriger Aufsicht; kaum ließ ich sie, ohne daß sie von jemand beobachtet ward, in die hintern Zimmer gehn, wo doch meine Leute waren.

Aller dieser guten Anstalten ohnerachtet wußte sie uns doch alle zu hintergehn, und davon zu schlüpfen. Ich ließ vergebens überall umher suchen; allein den 4ten oder 5ten Tag kam sie von selbst wieder, und glaubte allen Vorwürfen, die ich ihr machen könnte, dadurch zuvor zu kommen, daß sie sagte, sie wäre auf Befehl ihrer Geister ver-

verreist, und an einem Orte gewesen, wo Ungeweihte nicht hindürften. Aus dem, was sie hernach meiner Jungfer und der Wächterin erzählte, ließ sich schließen, welchen heiligen Aufenthalt sie gehabt hatte, und daß sie den großen Fürsten, denen sie angehören wollte, auch untreu werden, und mit geringern Erdensöhnen vorwillen nehmen könnte: wenn aber, was sie sagte, auch bloßes Vorgeben war, so zeigte es doch von ihrem guten Willen dazu. – Die Unglückliche war aber mehr zu beklagen als zu verspotten. – Wo sie sich eigentlich aufgehalten hatte, ließ sich nicht erfahren, weil sie sich in ihren Erzählungen nicht gleich blieb. Sie mußte sich indessen nicht als eine Person, mit der es nicht richtig war, betragen haben, weil sie nicht wie in Potzdam schlimm behandelt worden, und auch, da sie wieder kam, sehr ruhig war. Ich bat sie, sich waschen und rein anziehn zu lassen, aber sie meinte, ihre Geister würden sie waschen; so lange es diesen beliebte,

müß-

mußte sie so bleiben, wie sie wäre. Der Mittag kam den Tag nach ihrer Wiederkunft heran, und noch lag sie in der nemlichen Verfassung auf dem Bette; es half kein Bitten, sich zu reinigen und zu kleiden. Da ich nun einige Personen zum Essen hatte, und es nicht schicklich gewesen wäre, sie so wie sie war, ihren ansehnlichen schwarzen Haar-Segen um den Kopf her und ins Gesicht hängend, an den Tisch zu lassen, so ließ ich ihr ein Tischchen an ihrem Bette decken, welches sie ruhig geschehen ließ. Sie rief einen von den anwesenden Herren, als wir uns in dem Zimmer, welches an das ihrige stieß, schon gesetzt hatten. Er ging zu ihr hinein, und gleich darauf schickte ich ihr einen Teller mit Suppe, welchen sie, da ihn der Bediente hingesetzt hatte, diesem an den Kopf warf. Alle Suppe flog also auf seine Livere; auch der dabeistehende Herr bekam eine Portion auf seine Kleider. Der zerbrechende Teller, das Zurückspringen und Lautwerden der Mannspersonen und

ihr

ihr eigner Lärm trieb uns alle vom Tisch auf. Sie war aufgestanden und sagte: „so „muß man einer Gräfin, eines so gro„ßen Mannes Tochter nicht begegnen, ich „gehöre an den Tisch, und das oben an“. Wir suchten ihr begreiflich zu machen, daß sich niemand Vernünftiges in einem solchen Aufzug zu Tische begäbe, besonders wenn mehrere mitspeiseten, und ich setzte hinzu: du solltest dich selbst schämen, da du so schmuzig bist, und dir alle Haare um den Kopf hängen. Meine Haare sind heilige Haare, schrie sie, rannte fort, und setzte sich an den Tisch, hob sich eine Schüssel hin, hing den Kopf drüber her, tauchte die Haare hinein und rieb sie in der Schüssel umher. Dieser boshafte Streich verdroß mich. Ich sah, daß hier Schärfe sein mußte, ergrif sie also bei dieser Haarfülle, und ertheilte ihr ein paar Ohrfeigen, welches wohl jedes an meinem Platz gethan hätte. Dies ist das einzigemal, wo ich ihr auf eine so rauhe Art begegnete. Es

half

half auch, denn in der That müssen solche Personen zuweilen mit Schärfe behandelt werden. Vielleicht wäre es ohnerachtet der verdorbenen Livere meines Bedienten und des zerbrochenen Tellers nicht geschehn; denn sie hatte mir schon mehr Schaden gemacht; wenn sie mir diese Schüssel, auf die ich mich gefreut hatte, nicht verdorben hätte. – So kommt unser Ego überall ins Spiel. – Nach der erhaltenen Züchtigung ging sie ganz bescheiden in ihr Zimmer, und ließ mich eine Viertelstunde darauf um etwas Essen bitten, welches ich ihr mit der Bedingung schickte, daß sie sich hernach waschen und anziehn möchte; und auch dies geschah. Die Ohrfeigen reueten mich nicht, da ich sobald gute Wirkung davon sah, wiewohl ich in der Folge Ursach hatte, es, wo nicht zu bereuen, doch als den Anlaß zu falschen Aufbürdungen anzusehn. Wir fanden uns darein, eine Schüssel weniger zu haben, und meine arme Gräfin stellte sich nach einigen Stunden gereinigt, gekleis

kleidet und frisiert bei uns ein. Seit diesem Tage hatte ich nie mehr Ursache, ihr etwas zu verweisen; sie führte sich auf, wie man es von der vernünftigsten Person nur erwarten kann, war gefällig, ja so gar schmeichelhaft gegen mich. Ich bewunderte ihre Verstellung; denn die Briefe, welche sie nun wieder an den König schrieb, enthielten große Klagen über mich. In allen gedachte sie der Ohrfeigen, deren Zahl sie immer vermehrte, so daß zuletzt 8 Paar daraus wurden. Die Briefe wurden endlich nicht mehr an den Bedienten gegeben; ich vermuthete, daß ihr eins von den Leuten verrathen hatte, wo sie eigentlich abgegeben würden, denn sie schrieb wie zuvor, nur that sie es heimlicher, und wendete sich nicht mehr an den König. Uibrigens handelte sie wieder Simpathie, wie ehemals, wozu ich ihr alles, was sie verlangte, holen ließ. Wir fuhren zusammen spazieren, speisten oft allein, und ich konnte mich dann und wann ganz vernünftig mit ihr un-

unterhalten. Zuweilen zeigte sie eine große Schwermuth, vergoß Thränen über ihr unglückliches Schicksal, und wiederholte die Begebenheiten ihrer glücklichen und trüben Tage mit einer bewunderungswürdigen Gedächtnißtreue, mischte auch Reflections ein, die ganz von der Gegewart der Vernunft zeigten. In solchen Stunden hatte ich das größte Mitleid mit ihr, ich redete ihr zu, machte ihr Hoffnung zu bessern Zeiten, und ergriff dann die Gelegenheit, ihr gelinde Vorstellungen über die Einfälle zu machen, welche ihr so oft das Ansehen einer tollen Person gäben, da es ihr doch nicht am Verstande fehlte. Für toll wollte sie nicht gehalten sein; also nahm sie sich vor, solche Sachen zu unterlassen, fiel mir um den Hals und dankte mir für die redliche Meinung, gelobte auch in allem zu folgen. Auf so gutem Fuß waren wir einige Zeit, und ich that ihr jeden Gefallen, der ihr unschädlich war, ließ es ihr an nichts, was sie brauchte, fehlen. Auf einmal

ward

ward ich gewahr, daß sie entweder durch ihre Wächterin oder durch ein anderes meiner Leute bisher Briefe an einige Herren vom Hof des Königs bestellt hatte, worzu sich diese Boten wegen verschiedener Umstände bereden liessen. Der König hatte, das war leicht einzusehen, nicht die Absicht, mir diese Person auf dem Halse oder mich die Unkosten tragen zu lassen. Allein ein halbes Jahr war bereits verflossen, ohne daß ich etwas bekam oder vernahm, was ich bekommen sollte. Das machte mich nicht ungeduldig, vielmehr überzeugte ich mich, daß der Monarch den Auftrag zu meinem Besten gegeben, daß er sich bei dieser Gelegenheit meiner überhaupt annehmen würde. Dies glaubten andere mit mir; daher hatte ich bei etlichen guten Leuten Credit, besonders half mir ein würdiger Mann, den ich aus Schlesien schon kannte, und der, weil er Kinder und ein geringes Vermögen hatte, selbst nichts entbehren konnte, sehr oft mit Geld, damit ich es nicht von andern

dern auf hohe Bedingungen suchen sollte. Was er aber gab, ward um alte Schulden zu bezahlen angewendrt, und so mußte ich ihn für die jetzigen Bedürfnisse entweder immer aufs frische abfordern, oder es doch von andern borgen, und darneben die Bedürfnisse auf Credit nehmen. Ich hatte jetzt nichts überflüßiges. Den Bedienten konnte ich, ehe die Gräfin zu mir kam, freilich entbehren: allein er vertrat zugleich die Stelle des Friseurs, und ich wollte junge Fräuleins in Pension nehmen. Da ich hernach diese unruhige Person hatte, war er sehr nöthig, weil so viel Aufsicht erforderlich war. Oft also fehlte es bei mir an Gelde; ich konnte meiner Jungfer, welcher ich wegen der Plage, die sie mit der Gräfin hatte, 50 Rthlr. apart ausbedung, hierauf noch nichts, der Wächterin nie das Gehörige, viel weniger Belohnung, und auch dem Bedienten das versprochene Douceur, wenn er sich in die Kranke schikken würde, nicht geben; auch durfte ich

nicht

nicht einem von ihnen geben, wenn ich sie nicht alle befriedigen konnte, weil sonst gleich Revolte entstanden wäre. Dies alles sollte noch kommen, wenn ich Geld vom König erhielt. Aber Leuten dieser Art wird die Zeit bald lang, sie wollen Belohnung ihrer Mühe sehn, und nehmen nicht lange mit dem bloßen Versprechen vorlieb. Indem es bekannt war, daß sich der König der Gräfin annahm, glaubten sie also ohne Zweifel (ich konnte nie dahinter kommen, welches von ihnen) die Herren, an welche sich diese wandte, würden es dahin bringen, daß sie wenigstens etwas Geld bekäme, wovon sie ihnen denn mitzutheilen versprach; sie hatten neben bei Verdacht, daß ich schon etwas bekommen hätte, und es ihnen verheimlichte. Ich hatte, als die Gräfin etwa 3 Monate bei mir war, einmal an den König geschrieben, von dem jetzigen Betragen meiner Anvertrauten Bericht gegeben, und angefragt, wie etwa Sr. Majestät ferner über sie disponieren würden?

Und

Und ich that dies in der sehr natürlichen Meinung, er habe die ganze Sache aus der Acht gelassen. Die königliche Antwort besagte, daß sich der Monarch schon noch darüber erklären würde, und ich mich noch einige Zeit gedulden sollte. Mir war diese Antwort sehr lieb; ich sahe, der König hatte nichts vergessen, und freute mich, seine Befehle auszurichten, die ein großer Fürst und am wenigsten dieser gute König umsonst verlangt. Diese Antwort des Königs beruhigte alle, welchen daran gelegen war, daß ich bald Geld bekäme, zunächst meine Leute, auf wenige Zeit; da es sich aber hernach verzog, wurden sie ungeduldig und glaubten endlich, daß mir schon Zahlung worden wäre, welches einige ungünstige Leute, die vielleicht in den Wahn standen, daß ich ohne ihr Wissen schon so manches erhalten hätte, und dies übelnahmen, bestätigten. Diese Sage, welche mir ohnehin Unruhe genug und viele unnöthige Betheuerungen kostete, hatte also eins von

den

den Leuten, die um die Gräfin und mich zu thun hatten, bewogen, ihr in Ablieferung der Briefe an die Behörden zu Willen zu sein. Was sie in denselben alles geklagt und erzählt haben mochte, ist mir anders nicht als durch die Folge, und die mir aufgebürteten Beschuldigungen, wie schlecht, ja unbarmherzig ich sie behandelte, bekannt worden. Seitdem sie sich nun auf eine so geheime Art Protection zu erwerben gewußt hatte, hörte ich täglich Dinge, denen ich doch nicht sonderlichen Glauben beimessen konnte, weil es mir unmöglich schien, daß gutdenkende und vernünftige Menschen so handeln, sich auf diese Art mit einer Person einlassen konnten, die als überspannt im Kopf bekannt war. Man sagte mir, es fänden sich des Nachts Männer oder Herren zu Pferde unter ihrem Fenster ein, die sie sprechen wollten. Die Wächterin war 1 oder 2 mal ans Fenster gegangen, da die Reiter jene mit Namen gerufen; und sie mußte wohl nicht zu den Unterrich-

te-

teten gehören, denn sie hatte die Herren weggewiesen, weil die Gräfin schlief; diese hatte sich denn zwar am Fenster eingefunden, aber jene, welche eine dritte Person nicht zum Zeugen haben wollten, eilten davon. So erzählte es mir die Wächterin selbst; ich glaubte aber, daß es Leute gewesen wären, die ihren Spott mit ihr treiben wollten, und will es auch noch nicht anders glauben; zwar wäre auch dies nicht unrecht gewesen, aber doch noch nicht so schlimm, als wenn man verrätherische Absichten gegen mich dabei gehabt hätte, da ich eine solche Verfolgung nicht verdiente. Einst bekam sie in meiner Gegenwart einen Brief von einem gewissen Herrn: als sie ihn entsiegelte, fand sie ein leeres Papier, worüber sie ein frohlockendes Gelächter anhob, und ausrief: Dies ist das versprochene Zeichen; nun weiß ich, woran ich bin! Dabei gab sie mir einen Seitenblick, den die klügste Person nicht mit mehr Ausdruck bewaffnen konnte, wenn sie sagen wollte: man weiß dich zu

hin-

hintergehen. Ich achtete auch dieses nicht, hielts für Wirkung ihrer Einbildung, daß dies weisse Papier von guter Bedeutung für sie sein sollte, und halte es auch noch für möglich. Endlich bekam ich in einer Woche zwei Beweise, daß die Gräfin feiner sei als ich, und von meiner Unachtsamkeit allen möglichen Gebrauch zu machen verstanden hatte.

Das erste, was einlief, war ein Brief von ihrem Curator aus Schlesien, in welchem mich derselbe ermahnte, ihr eine gewisse Summe nicht länger vorzuenthalten, er müßte sich als ihr Curator der Sache annehmen, und könnte ihr den Beistand, um den sie ihn gebeten hätte, nicht verweigern. Nun war ich ihr eigentlich nie etwas schuldig worden, vielmehr ward mir, als sie von Berlin nach Breslau zurückging, von dort her berichtet: sie habe verschiedene meiner zurückgelassenen Effecten veräussert, die, wenn sie auch nicht von großem Werth

waren, doch etwas betrugen. Hatte sie also auf unsrer gemeinschaftlichen Reise, oder da sie bei mir war, etwas mehr hergegeben, als auf sie kam, welches mir jetzt nicht mehr erinnerlich und weit wahrscheinlicher eine bloße Einbildung als Wirklichkeit ist, so wußte sie sich dort zu entschädigen. Und jetzt war sie so lange bei mir; ich unterhielt sie in allem, ohne etwas dafür zu haben, ja ich hatte ihr auch immer baar Geld in kleinen Summen gegeben, wie mußte mir also dieser Brief auffallen! Oft hörte ich, daß sie den Leuten erzählte, ich sei ihr so viel Hundert, zuweilen etwas mehr, endlich 1000 Rthlr. schuldig. Doch dies konnte mich nicht verdrüßen, da sie von mehrern, ja von ihrem sehr redlichen und selbst reichen Curator zu fordern haben wollte, welches alles sie auch mir erzählte. Aber von diesem gemahnt, ja gewissermaßen bedroht zu werden, und das eben jetzt, da ich so viel Plage und Ausgabe mit ihr hatte, dies konnte mir doch nicht gleichgültig sein. Ich

über-

überlegte endlich, daß sie unmöglich in ihrer jetzt gewohnten Art, sondern ganz vernünftig müßte geschrieben und vermuthlich versichert haben, daß ich bereits vom König viel für sie empfangen hätte, so daß der ehrliche Mann dadurch getäuscht worden wäre. Daher antwortete ich ihm, wie ich mußte, um ihn den Irrthum zu benehmen, und alles war nun hierüber gesagt. Fast unbegreiflich war es aber, wie diese Frau so schnell von der Handlung einer hirnkranken Person zu einer ganz überdachten eilen und wieder so abwechseln konnte. Sie schrieb einen Antragsbrief an irgend einen Fürsten und behauptete darin die abentheuerlichsten Begebenheiten, die sich schon zwischen demselben und ihr zugetragen hätten; gleich darauf aber oder den Augenblick vorher hatte sie, wie es sich immer nachher auswies, ein jämmerliches Klagschreiben, eine Bitte um Beistand ausgefertigt, in welcher sie sich klug und natürlich ausdrückte.

Einen zweiten Beweis hiervon erhielt ich, da meine Antwort an ihren Curator kaum weg war. Eine Commißion vom Kammergerichte erschien, welche mir ein Schreiben der Gräfin an dasselbe präsentirte, in dem sie mich erst wiederrechtlicher Einkerkerung und dann barbarischer Behandlung wegen verklagte. Die Herren nahmen die Sache sehr ernsthaft, und das mußten sie freilich; einer von ihnen begab sich in das Zimmer der Gräfin, der andere vernahm, was ich zu sagen hatte. Beide sahen nun, wie die Sache zusammenhing, und ärgerten sich, daß sie dieselbe mit dem Ernst einer gegründeten Klage hatten behandeln müssen. Sie statteten Bericht ab, und nun war auch dies vorbei, d. h. beim Kammergericht, nicht aber eben so bei der ganzen Stadt, wo sogleich Gerede in Menge von den Trübsalen umher ging, welche die Gräfin bei mir auszustehn hätte. Meine Schwester, verschiedene meiner andern Freunde und Bekannten un-

terrichteten mich hiervon; man fand für nöthig, die Welt anders zu überzeugen; besonders war es um des Königs willen wesentlich, welcher es nicht anders als übel empfinden mußte, wenn er vernahm, daß ich eine unglückliche Person, die er mir anvertraut hatte, so übel behandelte. Alle, die bisher fast täglich bei mir gewesen waren, erboten sich, ein Zeugniß über mein Betragen gegen sie und meine Sorgfallt für sie auszustellen. Ich nahm es an, schickte es nun meiner Seits ans Kammergericht, und bat um eine zweite Commision zur genauesten Untersuchung. Der Großkanzler fand dies billig; er wollte aber, daß ich hierzu Spezialbefehl vom König suchen sollte. Dies that ich, aber man hatte schon den Monarchen zu sehr gegen mich eingenommen; ich bekam keine Antwort, und vermuthlich war es, wenn ihm meine Bitte vorgetragen wurde, sogar Schonung. Denn indem ihm ohne Zweifel von der harten Art, mit der ich der Gräfin begegnen

soll-

sollte, so manches erzählt worden war, wollte der König vielleicht nicht einmal ins Detail gehen, weil er glaubte, ich dächte die Commission zu täuschen, die Täuschung würde aber dennoch an den Tag kommen, und er genöthigt sein, mir seinen Unwillen darüber zu beweisen, welches er um meines Schwagers willen nicht gern wollte. So habe ich die Sache genommen, da ich dies Stillschweigen nicht anders auslegen konnte, indem in solchen Fällen das Gesuch gewährt wird.

Noch ist mirs unbegreiflich, wie man von den Beschwerden der Gräfin so viel Aufsehn in der Stadt machen konnte, da ihre Geschichten und ihre Umstände überall bekannt waren, da so viele Menschen von ausgebreiteter Bekanntschaft zu mir kamen, die es doch bezeugen und andern mittheilen konnten, wie in meinem Hause mit ihr umgegangen ward. Man hätte mir vielmehr vorwerfen können, daß ich ihr zu viel nachfä-

sähe, denn ich bewilligte alles, was sie verlangte, wenns nur unschädlich war; sie wollte ausfahren, und gleich ward ein Wagen geholt: ich konnte sie nicht allein fahren lassen, und nicht immer wollte sie begleitet sein, dies verdroß sie also. Ich ließ ihr ferner Freiheit, in welchem Zimmer sie sich aufhalten wollte, und wäre sie genauer in Acht genommen worden, so hätte sie nicht entwischen können. So aber blieb es immer bei unvermerkter Beobachtung, und ich ließ sie, wenn sie sich ruhig bezeigte, mit unter auf etliche Minuten oder länger sich selbst über, um sie, wie sie wünschte, als eine ganz vernünftige Person zu behandeln. Nie störte ich sie, wenn sie schrieb, sonst hätte sie nicht können so viel Briefe gegen mich verfertigen und abschicken. Um ihrentwillen sorgte ich am meisten für jemand zur Gesellschaft, und wenn meine genauern Bekannten sowol Damen als Mannspersonen, einige Stunden oder den Abend bei uns hinbrachten,

so

so war sie immer im Zirkel und jedes bestrebte sich, sie aufzuheitern. Aber ich hatte einigemal Gesellschaft, die nicht so unter die Hausfreunde gehörten. Einer meiner Bekannten, ein ältlicher reicher Mann wollte etwa, wenn er in Berlin war, einen Abend bei mir hinbringen. Es ist einem, sagte er, denn so wohl bei ihnen, daß man mit Verdruß weggeht; ich trage die Depence, bitten sie, wen sie wollen, für diesen oder für den folgenden Abend. Dies war nun einem Bekannten und Familienfreund von beinahe 30 Jahren her, der eine so kleine Ausgabe nicht ansehn durfte, nicht abzuschlagen. Ich weigerte mich also nicht, weil ich gern Gesellschaft hatte, und so entstand mit unter ein kleiner Zirkel, bei welchem ausser meine Schwester und Tochter, fremdere Personen von Beträchtlichkeit, Gelehrte u. s. w. waren. Bei solchen konnte ich nun freilich die Gräfin in ihren damaligen Umständen nicht einführen; die Damen besonders würden das empfunden haben; auch

er-

erforderte es die Schonung gegen die erste, sie lieber zu entfernen. Allein sie hatte denn bei andern meiner Bekannten von sehr guter Extraction auch eine kleine Fete; dorthin schickte ich sie, oder die guten Leute kamen selbst, baten sie, und nahmen sie dann mit. Man wird diese Behutsamkeit billig finden müssen, doch nun sollte es Geringschätzung sein, so wie jene sehr nützlichen Ohrfeigen, bis zu Mißhandlungen, die ihr immerfort wiederfahren wären, vermehrt wurden. Indessen, wer mich nur einigermaßen kannte, glaubte nichts von alle dem, wenn er auch nicht eigne Ueberzeugung vom Gegentheil genommen hatte; denn es mußte ihnen bekannt sein, daß ich nicht fähig bin, Personen, die mit mir leben müssen, zu quälen; solche, die ihren gesunden Verstand haben, können mich nur alsdenn aufbringen, wenn ich sie geflissentlich schlimm handeln sehe, und doch sind meine Aufwallungen vorübergehend, sehr leicht bin ich wieder versöhnt. Wie sollte ich nun eine solche

Per-

Person durch Härte noch unglücklicher gemacht haben?

Den Theil, welchen die Gräfin an allen diesen Beschuldigungen hatte, verzieh ich sehr gern. Sie wollte ganz ihre Freiheit haben, in allem von sich abhängen, und bald verreisen, bald allein und zu Fuße ausgehn. Ich durfte das nicht gestatten, und sie ergrimmte auf mich. Nach der kleinen Züchtigung fürchtete sie sich, diesen Grimm auszulassen, also handelte sie insgeheim und wollte sich rächen, wozu sie denn alles, was andere zum Mitleid auffordern konnte, ersann. Sie war, wie sie aus allem ersehen werden, der Vernunft nicht völlig beraubt, nur in gewissen Punkten handelte sie in Wahnwitz, und es verdroß sie, wenn man dies als Wahnwitz betrachtete. Daher war sie immer böse, und nahm alle List, deren solche Personen vorzüglich fähig sind, zusammen, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, da sie ihrer Meinung

nach

nach unbillig behandelt ward, und sich in Freiheit zu setzen, indem sie sich unrechtmäßiger Weise von mir eingeschränkt glaubte.

Wie es aber möglich war, daß gewisse Personen, ihr glauben oder sich stellen konnten, als glaubten sie ihr, wie man in geheime Unterhaltungen mit ihr treten und sie zum Werkzeug machen konnte, den König gegen mich einzunehmen, begreifen sie, ein schlichtehrlicher Mann, wol nicht. Auch ich konnte es weder denken, noch begreifen, wie viel Beweise man mir auch davon gab, und noch kann ich es denen nicht zutrauen, welche man mir als im Bund mit der Gräfin namentlich bekannt machte; ich hatte doch alle diese Personen nie beleidigt.

Doch man hinterbrachte ihnen vielleicht, daß ich nicht Hochachtung genug für sie hätte, und an diesem Geschwätz können kleine Anmerkungen Schuld sein, die ich über dies und jenes machte, die denn vermehrt und verbessert ihnen vorgetragen wur-

den,

den. So etwas sollte man mir nicht übel nehmen, da ich über mich selbst satirisire, wenn ich mir Stoff dazu gebe, und wie wenig ich auch Eigenliebe besitzen möchte, so kann ich mich doch unmöglich selbst hassen oder unendlich geringschätzen; folglich ists auch ein Beweis von Haß oder Bosheit, wenn ich etwa ein Wörtchen über auffallende Handlungen anderer sage. Man hört so manches, was Stoff dazu giebt; vieles davon reizt zum Aerger oder zum Spott, wenn man dabei fehlt, so geschieht es nur durch die Leichtigkeit dergleichen zu glauben, und so könnte auch ich wohl zu jener Zeit nicht ganz unschuldig gegen gewisse Personen erfunden worden sein. Aber einige davon waren meine Gegner, und kündigten sich mir schon als solche an, da ich nach Berlin kam; andere wurden es und handelten, wie mir hinterbracht ward, jetzt offenbar gegen mich. Es entstand zwischen mir und diesen Personen allen eine Art Schattenbefehdung, wobei ich bei weitem den Kürzern

zog, da sie mir, ich aber nicht ihnen schaden konnte. Dies hätte ich auch gern nicht thun wollen, wenn ich auch Macht und Ansehn dazu gehabt hätte, auch verlangte ich nichts, hätten sie mir nur halbes Leben gelassen.

Jetzt da alles vorbei ist, denke ich an jene Begebenheiten wie an eine Comödie zurück, bei der ich mir freilich als die Hauptperson vorkomme, (die aber eben nicht die Lacher auf ihrer Seite hatte,) welche bald zu viel hofft und sich damit sehr breit weiß, bald etwas versieht, wodurch sie alle Mitspieler auf den Hals bekommt, sich vertheidigen will, und dadurch nur ärger ins Gedränge kommt, die eigentlich nichts und doch andern im Wege ist, und zuletzt auch, weils nicht anders sein kann, herzlich gedemüthigt die Bühne verläßt, worauf sich von allen Seiten Spott, Lärm und Geschrei in Menge erhebt. – Nun! bin ich doch nicht die Einzige, welche so zum großen Theater hin-

hinaus gepocht worden ist; dies traf wichtigere Personen. Ich wünsche nur, daß sie alle wie ich die Nutzanwendung daraus ziehen mögen, lieber unbemerkt zu bleiben, als sich, nicht mit allem, was dazu nöthig ist, bewafnet dahin zu wagen, wo andere nicht gesonnen sind, sie hinzulassen.

Ich sage es noch einmal, daß ich nicht weiß, wer damals eigentlich gegen mich handelte; denn auf das, was mir erzählt ward, darf ich mich nicht als auf Wahrheit berufen; deshalb beschwere ich mich über keinen Menschen namentlich, nur weiß ich, daß ich Gegner hatte, viel leiden mußte, welches ich jetzt nicht durch ein hauptsächliches Versehen verdiente, und dadurch anstatt des gehofften Wohl- oder Ruhestandes nur noch unglücklicher ward. Doch ich habe allen so ganz verziehn, als sich nur verzeihen läßt, besonders einigen, welche sich vielleicht täuschen ließen und deshalb gegen mich handelten.

Nach

Nach den Briefen und gerichtlichen Untersuchungen, welche mir die Gräfin über den Hals schickte, wurden wir wieder gute Freunde, oder vielmehr wir blieben es. Denn sie hatte sich vor und während dieser Vorfälle freundlich gegen mich betragen, und ich reitzte sie nicht durch die kleinste Rache, änderte nicht das geringste in meiner Art, mit ihr umzugehn.

Ich war eben kränklich, als die kammergerichtliche Untersuchung ins Haus kam; ein wenig erschreckte mich die Sache doch, also wards etwas schlimmer. Meine Schwester fand nöthig, mir Augusten, die in ihrem Hause war, zur Pflege zu lassen, und die Gräfin schien dies sehr gern zu sehn; Auguste war ihren eigenen Jahren mehr gleich. Sie attachirte sich an sie, und jene entzog sich nicht, sondern spielte kleine Farcen zuweilen mit. So richtete sie ihr z. B. allerlei Sächelchen zum Gebrauch für die Simpathie ein, welches der armen Frau

viel

viel Freude machte. Sie hatte sich den Namen Sultane Fatme gegeben, und Auguste hieß Sultane Zemire, diese schlug vollkommen in den Scherz (dies war es jetzt, mehr als Wahnwitz) ein, und die Complimente unter den beiden Sultaninnen waren unendlich. Wir glaubten sie also auf den besten Fuß zu haben, und dachten es ruhig abzuwarten, bis der König ihrer und meiner gedenken würde. Immer noch bekam ich Winke von geheimen Verhandlungen zwischen der Gräfin und gewissen hinter der Gardine stehenden Leuten; man sagte mir, sie hätte Goldstücke bekommen, welche sie in ihre Kleider einnähte, so oft sie allein wäre. Was konnte ich aber gegen das alles thun? Sie schrieb wenig mehr, und geschah es, so fürchtete ich sie zu reitzen, wenn ich nach dem Inhalt fragte oder ihn untersuchte. Den Tag hindurch war sie in unserer Gesellschaft, und während der Nacht blieb die Frau bei ihr, welche ich vom Anfange gewählt hatte, und sie selbst gern als

Wäch-

Wächterin annahm, weil sie schon von ihr gekannt war. Wenn ich auch dieser nicht recht trauete, so war es doch nicht rathsam sie wegzulassen und eine andere zu nehmen, der ich auch nicht trauen konnte; sie in meinem Zimmer schlafen zu lassen, wäre eben so wenig rathsam gewesen; sie hätte es für eine neue Art von Sclaverei gehalten. Ich änderte jetzt weniger als jemals irgend etwas in dem Gewohnten, wenn sie es nicht selbst verlangte. Was das Geld betraf, so ging es mir im geringsten nichts an, wenn man ihr damit ein Geschenk hatte machen wollen, ohne es für mich mit zu bestimmen. Blos die möglichst trauliche Behandlung mußte sie meines Erachtens jetzt ruhig erhalten: ich hoffte es um so mehr, da sie täglich vernünftiger ward.

Eines Morgens gab ihr Auguste ein ganz neues sehr hübsches Deshabilier, welches ihr viel Freude verursachte. Sie zog es sogleich an, wir waren alle sehr vergnügt,

und während dem Mittagsessen unterhielt sie uns mit drolligen Geschichten aus dem Hause der Tante, bei der sie erzogen war, und aus dem Hause ihres zweiten Mannes. Wir tranken eben so vergnügt den Kaffe nach dem Essen zusammen; sie und Auguste setzten sich ans Fenster und wir alle plauderten. Ich hatte mein Quartier aufgesagt, und sprach von einigen andern, die ich in Vorschlag hätte, sie selbst nannte eins, welches sie mir wünschte, und machte die Eintheilung, wo ich, und wo sie in selbigem logieren sollte. Fast war es Abend, als sie aufstand und zur Thür hinaus durchs Vorzimmer ging, und zwar brach sie ein Gespräch ab, als fiel ihr etwas nothwendiges ein, welches sie nur bestellen und dann fortsprechen wollte. Wir warteten ihrer fast eine Viertelstunde, und dann noch nichts argwohnend ging Auguste oder ich, welches ich nicht mehr genau weiß, hinüber, um etwas zu bestellen. Meine Jungfer war einige Augenblicke vorher durch die äussere

Thür

Thür der Entree gekommen: sie sagte jetzt, daß sie die Thüren der hintern Zimmer und die Treppe nach dem Hof offen gefunden habe, (den Bedienten hatte ich weggeschickt) daß aber die Jungfer nicht in ihrer Stube war, als die Gräfin hinüber ging, wußte ich nicht. Das Ende der Sache war, daß meine Frau Gräfin durch diese Thür in den Hof und durch diese und der Hinterthür desselben entwichen war. Wie und von wem die Sache angelegt war, konnte ich errathen, aber nicht als gewisse Beschuldigung behaupten, weil ich nichts selbst gehört und gesehn hatte. Ich schickte den Bedienten, den ich zunächst habhaft werden konnte, ihr nach, allein sie war nicht zu finden, aber einige Tage darauf erfuhr ich, daß sie ganz wohlbehalten in gute Versorgung gebracht sei, wo sie meiner spottete und gräulich schimpfte.

Ich maßte mich über diesen ganz besondern Ausgang der Sache, den ich nicht

enträtzeln konnte, beruhigen, da es nun einmal geschehen war. Meine Pflicht hatte ich gethan, und daß ich Bezahlung für meine Auslagen vom König fordern durfte, daß ich sie erhalten würde, war gar nicht ungewiß. Doch die Hoffnung, welche ich ausserdem auf den Monarchen setzte, war um diese Zeit völlig und auf immer verschwunden, und nun hob sich die traurigste, die widrigste Epoque meines Lebens an. Jeder, dem ich schuldig war, schrie um Bezahlung, sowol in Breslau als in Berlin. Ich war um der Breslauer Gläubiger willen nach Berlin gegangen: so lange ich mich noch mit Hülfe tröstete, waren sie als die ältesten Bekannten, es vorzüglich, auf deren Zufriedenheit ich mich freute, wenn sie bezahlt werden würden, jetzt aber vergaß ich diese Entfernten über den Lärm, den die Berliner machten, welche anwesend waren. Ich schaffte nun den Bedienten ab, nahm ein kleines Quartier und schrieb an den König, indem ich meine Berechnung

der

der durch die Gräfin verursachten Kosten beilegte. Es sind mir zu viel Nebenumstände von der damaligen Zeit entfallen, also auch dieser, ob ich mich erst blos so meldete, und dann diese Berechnung verlangt ward, so viel ich mich aber erinnere, erhielt ich etwas Geld und dazu den Bescheid, daß ich liquidiren sollte, wie viel ich noch verlangte. Es giebt bei solchen Gelegenheiten eine Menge Rathgeber, so rieth man auch mir jetzt, alles auf's höchste zu spannen, weil ichs mit einem König zu thun hätte, und es ein jeder so machen würde. Hierzu aber konnte ich mich nicht entschließen. Was ich aufsetzte bestand mit der Wahrheit, ich hatte nichts aufgeschrieben, doch wußte ich das hauptsächlichste und meiste, kam also eigentlich in der Rechnung nicht zu kurz. Am niedrigsten kam mir der Rath vor, daß ich etwas für meine Plage fordern sollte; so nothwendig ichs brauchte, revoltirte mich doch der Gedanke, als Lohnwärterin aufzutreten. Um des Königs und selbst um der

unglücklichen Person willen nahm ich sie gern auf, that was ich an ihr und für sie thun mußte und konnte. Und wer hatte mir, als sie das erstemal bei mir war, etwas für die Mühe, die ich mir gab, sie in Ordnung und aus der Blame zu bringen, gegeben, oder von wem hatte ichs verlangt? Dies letztemal war sie freilich schlimmer; allein ich hielt es zwar für billig und nöthig, meinen Leuten Douceurs zu versprechen, daß sie die Mühe mit der Gräfin übernähmen, für mich selbst aber entehrend, so was für Geld zu thun. Wenn ich hoffte, indem sie mir anvertraut war, werde der König desto eher an mich denken, und mir die einst versprochene Hülfe angedeihen lassen, so war das nicht in dem Verstande, daß er mir für die übernommene Last große Summen geben würde, wie viel das auch hätte sein können, konnte es doch unmöglich das betragen, was ich brauchte, um in Ruhe zu kommen. Ich sahe die Sache blos als einen Beweis an, daß der

Kö-

König noch Zutrauen zu unsrer Familie hatte, und aus eben der freien Gnade, mit welcher er einst versprach, sich meiner anzunehmen, jetzt für mich sorgen würde. Auch wollte ich für die Schonung, womit der Monarch mich wegen des überschickten Bandes behandelt hatte, meinen Dank durch das treueste Verfahren mit der Gräfin beweisen, und jenen, wiewohl nicht übelgemeinten Fehler dadurch verbessern. Allein geheime Feinde, sie mochten es nun aus Mißverstand oder besondern Ursachen sein, wußten so zu maginiren, daß auch diese Hoffnung scheiterte, und der König, ohne daß ich es verdiente, über diese Geschichte wirkliche Ungnade auf mich warf.

Er hatte, da er glauben mußte, was ihm gesagt ward, und ich mich nicht verantworten konnte, weil ich ihn nicht sprach, völlig Ursache, böse zu sein. Ich muß einen Auftrag, der mir auch von Seiten einer Privatperson kommt, nicht übernehmen,

wenn

wenn er mir nicht ansteht; sobald ich mich aber desselben unterziehe, erfordert es die Rechtschaffenheit, daß ich alles thue, was zur Sache gehört, weil ich sonst das Vertrauen dessen, der mir den Auftrag gab, mißbrauche. Nochmehr ist man doch dem Fürsten schuldig, der uns Gebieter aber auch Wohlthäter ist; und ich hatte doch Pension vom König!

Diese Briefe werden dem Monarchen nicht zu Gesicht kommen, auch habe ich jetzt gar keine Hoffnung mehr, bei demselben irgend etwas zu erlangen, es ist also nicht die Sprache der Schmeichelei, sondern Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, wenn ich sage, der König hat gütiger an mir gehandelt, als es vielleicht ein ganz kleiner Herr bei der Meinung, die ihm beigebracht war, thun würde. Zwar könnte man mir einwenden, daß er sich der Sache besser erkundigen sollte, doch eigentlich war sie von zu weniger Beträchtlichkeit; er konnte

die

die Person, welche er versorgen wollte, anderwärts unterbringen, und noch war ihr ja kein Schade geschehen. Indessen schien ihr letztes Weggehen, welches ganz meiner Nachläßigkeit zugeschrieben ward, alles, was ihm vorgetragen war, zu beweisen. Er ließ mir also das Geforderte geben, und wollte nun von einer Frau, die so wenig Aufmerksamkeit auf das, was ihm gefallen konnte, hätte, nichts weiter wissen. Dies erfuhr ich bald. Denn ehe ich dies Geforderte vollends erhielt, mußte ich lange harren, und indem ich in Berlin auf allen Seiten bestürmt war, nach Potzdam gehn, wo sich der König befand.

Ehe ich dahin komme, will ich die Einleitung zu dem Kummer von Seiten meiner Tochter beginnen. Schon lange stand es ihr, welche Freiheit in ihren Handlungen haben wollte, und ihrer Meinung nach viel Unbehagliches in ihrer Tante Hause fand, nicht mehr an, in selbigem zu bleiben.

ben. Ich habe schon gesagt, daß meine Schwester, durch viel Hauskreuz dahin gebracht, nicht die beste Laune hatte, und diese denen, die um sie waren, zuweilen empfinden ließ. Mein Schwager machte, wie sie gehört haben, an seiner Seite nicht selten etwas Lärm, und es ist wahr, Auguste litte hin und her darunter. Aber Tante und Oncle hatten ihr doch von lange her sehr viel Gutes erzeigt, in Berlin kostete ihr Anzug viel: meine Schwester sorgte doch immerweg für sie und wünschte ihre Versorgung. Da dies aber nicht immer mit aller möglichen Freundlichkeit geschah, da sie sich nach dem Willen der Tante richten, sich also genieren mußte, so war sie, die das heftigste Temperament hatte, fast beständig aufgebracht.

Viele junge Mädchen müssen mit wunderlichen Müttern oder Tanten, ja oft ganz fremden Damen leben und sich peinlich nach ihnen richten: selten bringt das zwar gute

Früch-

Früchte; die Mädchen hegen eine gewisse Abneigung gegen diese Damen, hegen Widerspenstigkeit und immerwährenden innern Grimm, der denn auf Herz und Denkungsart Einfluß hat. Allein viele ertragen es doch, wissen sich in die Umstände zu fügen, hier etwas zu erschmeicheln, dort auszuweichen. So nicht Auguste, sie wollte entweder Recht haben, oder machte die Verzweifelte, wenn sie nachgeben mußte, und fühlte sich ganz unglücklich. Lange hatte ich ihr insgeheim zugeredet, und jede Vorstellung gemacht, um sie zu besänftigen, und mit ihrem Schicksale in meines Schwagers Hause zufrieden zu machen. Mine Schwester hatte die beste Gesinnung für sie; allein sie war zuweilen wunderlicher, als sie sein sollte, oft aber hatte sie Recht zu schmählen. Auguste ärgerte sich aber über die Ausputzer, der Fall mochte sein, welcher wollte; im ersten aber war sie so ausser sich, daß man glaubte, sie würde sich entleiben, wenn man ihr's zuließ; dies Betragen bitterte hinwie-

der die Tante immer mehr. Schon verschiedenemal hatte sie mir gesagt, daß sie nicht länger bei der Tante bleiben, sondern zu mir kommen würde, ehe ich es mich versähe. Ich stellte ihr vor, wie viel schlechter sie in allen Stücken daran sein, wie viel sie entbehren würde, und so brachte ich sie immer wieder zum Nachdenken. Jetzt war etwas vorgefallen, welches freilich auch sie, die ohnehin alles so heftig fühlen, äusserst kränken mußte. Dies betraf eine Sage, bei der sie unverschuldet litt; denn alles was sie sich dabei vorzuwerfen hatte, war unvorsichtige Willfahrung einer an sich unschuldigen Sache. Auch hierunter lag eine langangelegte Cabale, welche uns alle treffen sollte, und auch traf. Was Auguste beigetragen hatte, um diese Waffen zu reichen, brachte ihr freilich Verweise von mir und meiner Schwester, aber nicht ungestümme Begegnung zuwege; es kränkte uns. Doch auch meine Schwester überzeugt, daß man Augusten Unrecht that, behandelte sie schonend.

nend. Allein Auguste war durch diesen Zufall in eine Gemüthsverfassung gerathen, die hernach immer mehr zu ihrer Verschlimmerung und ihrem Unglück ausschlug. Bisher war sie gut, wenn es ihr einigermaßen nach Wunsche ging, oder wenn sie sich in fröhlicher Gesellschaft befand, war sie heiter und ein liebenswürdiges vollkommen unschuldiges Mädchen. Wahr ists, daß sie sehr bald und oft ohne Ueberlegung für eine Mannsperson eingenommen war, und das mit zu viel Lebhaftigkeit marquiren konnte: allein diese Neigung verlor sich eben so geschwind wieder; alles war nur flüchtiger Beifall und bisher ganz unschädlich. Eben so lebhaft war sie aber auch in der Freundschaft gegen Personen ihres Geschlechts, doch diese dauerte länger. Sie war gewiß die gefälligste, uneigennützigste Freundin gegen ihre Mitschwestern und überhaupt schnell bereit, Freude zu machen, Trost zu reichen, beizustehn, wo sie nur konnte und hinreichte. Nur ein Mann lebte, dem sie lange ergeben

blieb:

blieb: dieser Mann liebte auch sie; allein sie waren nicht für einander bestimmt, und so mußte sich viel zusammen vereinigen, um diese Personen zu entfernen, und zu erbittern.

Ein solches Schicksal ist auch bei der ruhigsten Gemüthsart nicht so leicht zu überstehn, geschweige bei der brausenden Auguste. Es kam viel zusammen, sie zu empören, und nie war es ihr in Hauptsachen eigentlich nach Wunsch gegangen. Dies alles hatte üble Wirkung, so wie bei meinem jüngsten Sohne; dieser Bruder und diese Schwester haben in der Gemüthsart viel ähnliches.

Als meine Schwester Augusten zu mir brachte, um mir bei meiner Krankheit beizustehn, und während derselben mit auf die Gräfin Acht zu haben, war dieses, wovon ich oben sprach, durch jene erwähnte Geschichte, wo sie nur unbehutsam gewesen war, und ihr darüber etwas von ganz anderm Sinn aufgebürdet war, bekannt worden

den, es gohr in ihrer Seele, sie empfand im Hause ihrer Tante alles doppelt übel, und wollte nicht mehr hin. Ich ging nach Potsdam; dahin konnte sie nicht mit, und der Nachfrage wegen war es nöthig, daß jemand in meiner Wohnung blieb, bis ich zurückkam. Also hatte auch meine Schwester nichts dagegen, daß sie bis dahin dort blieb. Ich ließ ihr meine Jungfer, und die Tante sorgte noch für eine solide Person, die zu ihrer Gesellschaft bei ihr bleiben sollte. Augustens böses Stündlein war aber gekommmen. Ihr Dämon hatte beschlossen, daß sie, die so viel Anspruch auf Glück und Unglück machen konnte, beides verscherzen sollte. Es ist geschehn. Doch sie hat Prüfungen erfahren, welche sie zurückgeführt haben. Ihre Blüthe ist dahin, und ihr Zustand klein; allein die Vorsehung, welche fehlerhafte Personen den Folgen ihrer Vergehungen überläßt, hat ihnen auch die Mittel, sich wieder herauszuziehn, nicht versagt; und so hoffe ich auch, daß meine arme Ver-

irrt

irrt gewesene Tochter, noch einst still und ruhig leben, von ihren Talenten Gebrauch machen, und dies von Natur gute Herz jetzt geläutert sich in bessern Handlungen und Grundsätzen, wie sie dieselben so gut kennt, zeigen wird.

Ich habe vorhin gesagt, daß ich genöthiget war, nach Potsdam zu gehen, weil die Leute, welche ich zu bezahlen hatte, auf Geld drangen. Ich glaubte, wenn ich in Person an dem Ort sein würde, wo ich es zu hoffen hatte, daß ich's eher durchsetzen würde, weil ich da mit denen, die mir dazu verhelfen konnten, selbst sprechen würde. Dort war ich länger als 6 Wochen, ohne etwas auszurichten, ward aber immer von den Herren, an die ich mich wandte, vertröstet. Meine Briefe an den König blieben ohne Antwort, welches sonst nie geschehen war; daraus erhellte nun, wie schlimm ich angeschrieben stand. Es schmerzte mich tief: ich hatte es nicht verdienet! So

von

von jeder Hoffnung entblößt, von allen Seiten angefochten, und dazu unverschuldeter Weise in übeln Verdacht bei dem Fürsten, der mir und den Meinigen einst gnädig war, dessen wohlwollendes Herz ich kannte, zu kommen – dies alles war fast unerträglich! Wie meine innere Verfassung damals eigentlich war, weiß ich nicht zu schildern; alte und neue Grundsätze lagen in einem Chaos durcheinander. Ich beschloß daher viel, und beschloß nichts, fast überließ ich mich einem blos vegetirenden Seelenzustand.

Meine Schwester weckte mich indessen durch fleißige Briefe aus diesem Schlummer, alle klagten über Augusten, die es ganz verdiente. Sie hatte die Dame, welche ihr diese gute Schwester zur Gesellschaft hingebracht, nicht lange behalten, indem sie die Sache so nahm, als wollte man ihr eine Hofmeisterin setzen. Dies stand ihr nicht an, sie wollte ganz ungehindert

nach ihrem Sinn handeln, sich nicht geniren, sich an nichts kehren, und in diesen schönen Gesinnungen ward sie durch eine Person, welche davon Nutzen ziehen wollte, bestärckt. Ich könnte auf diese Person schelten, wenn an ihr nicht so eine Art zu denken zu entschuldigen gewesen wäre; allein meine Tochter, die in ganz andern Grundsätzen erzogen war, die Ueberlegung genug haben konnte, Kenntniß von der Ehre eines jungen Mädchens und der Behutsamkeit, welche ein solches beobachten muß, bekommen hatte, war nicht zu entschuldigen, daß sie sich so übel berathen ließ. Die Tante hatte sie, als ich so lange aussen blieb, ermahnt, wieder zu ihr zu kommen; sie nahm die gütige Einladung nicht an, und dies alles erfuhr ich durch meine Schwester. Ich schrieb in der überredensten, ja in der schärfsten Art an meine Tochter, und stellte ihr vor, wie nahe sie daran sei, sich selbst unglücklich zu machen; wie sie sich denn, laut meinen gewissen Nachrichten, schon in die übelste Nachre-

rede gesetzt hätte, und bat sie, ihr Heil zu bedenken, und sich zur Tante zu begeben, wo sie Schutz und Anstand fände. Sie wußte sich in Ansehung dessen, was man sie beschuldigt hatte, gerecht, (denn noch hatte sie nichts gethan, als daß sie ohne Ueberlegung umhergeschweift war, welches aber zu übler Nachrede hinreichend ist), meine Briefe also hatten sie in den Zustand einer Verzweifelten versetzt. Ich ward durch andere gebeten, doch meine unschuldige Tochter nicht so zu kränken, indem sie in Thränen schwämme, und für Jammer über das Unrecht, welches ich ihr anthäte, krank wäre. Was die Rückehr in das Haus meines Schwagers betraf, so ward mir zur Antwort: dieser hätte geschworen, sie aus dem Hause zu werfen, wenn sie wieder hinkäme, also konnte ich meine Tochter einer solchen Begegnung nicht aussetzen wollen. Sehr möglich, daß Gröben dies einmal in der mürrischen Laune gesagt hatte; noch gewisser aber ist, daß er's da-

rum mit gethan. (Im folgenden das übrige.)

XIII.

Von sehr vielen Seiten war ich also mit Sorgen belastet, und die Erwartung der größten Verdrüßlichkeiten trat jetzt statt der Hoffnung ein. Bei alledem nun lag mir Auguste, welche sich so vielen zweideutigen Urtheilen aussetzte, doch vorzüglich am Herzen. Was man mir zu ihrer Vertheidigung schrieb, war nur wenig Trost für mich; denn daß sie bis zu wirklichen Vergehungen herabgesunken sei, glaubte ich ohnehin nicht; allein ich war auch überzeugt, daß sie unbehutsam handelte, und bösen Schein gäbe, weil es mir meine Schwester sonst nicht geschrieben hätte. Also konnte ich das, was ich ihr darüber schrieb, nicht bereuen, obwohl ich in den Augen derer, die sie vertheidigten, eine allzustrenge Mutter war, die ihrer unschuldigen Tochter großes Unrecht that.

In

In der Zeit, welche ich in Potzdam hinbrachte, um auf den Empfang des bewußten Geldes zu warten, fiel ich durch ein Ohngefehr auf die Idee, daß man die Landeswolle verbessern könnte. Sogleich ward das, was mir dazu tauglich schien, nebst ein wenig Wolle besorgt, und der Versuch gemacht. Er fiel im Kleinen sehr schön aus, und fertig war der Plan, hierdurch zu nützen und zu gewinnen. Ich schickte meine Pröbchen nach Berlin an den Ort, wo man darüber entscheiden konnte; sie wurden approbirt. Mir ward sogar versichert, daß damit etwas Gutes ausgerichtet werden könnte, und nun hoffte ich wieder auf's neue.

Sobald ich die Bezahlung wegen der Gräfin erhalten hatte, wurden diese etliche 100 Thaler nach Berlin geschickt und vertheilt. Ist man einige 1000 Rthlr. an mehrere schuldig, so zahlen sich 300 geschwind herum, und keines hat eigentlich

et-

etwas erhalten. So ging es auch hier, und ich selbst behielt nicht so viel, daß ich in Potzdam bezahlen konnte. Was ich dort, wo ich doch ohne Geld nicht wegkonnte, ausstand, übergeh ich, um die widerlichen Scenen nicht zu sehr zu häufen. Meine Schwester half mir endlich, und wo das, was sie thun konnte, (denn mein Schwager gab nichts her) nicht reichte, schaffte die mehrgedachte Henriette Rath, in deren Gedanken nichts Gewisseres war, als daß nun durch die Wolle das zu machen sein werde, was durch den Flachs nicht ging. Ich hatte ihr diese Hoffnung selbst in Kopf gesetzt, denn bei mir war sie ganz fest, und also theilte ich sie ihr in dieser Ueberzeugung mit. Nachdem also das Benöthigte, um in Potzdam zu bezahlen, da war, machte ich Richtigkeit, und ging wieder nach Berlin, wo ich zuerst den Versuch auf einen Privatmann begann, der eben die Proben gelobt hatte, und der ganz im Stande, auch der rechte Mann war, um die Sache anzuwen-

den

den und nützlich zu machen. Ich vertändelte mit den Proben, die ich für ihn machte, wozu er mir die Wolle gab, Zeit und Geld, welches Henriette schaffte; denn ich mußte Mittel zur Veredlung, Arbeiter zu dem Mechanischen haben – doch der reiche Mann bezahlte die angewandten Unkosten und die Mühe mit der veredelten Wolle, indem er sie zugleich für nichts erklärte. Ich wandte mich abermals an das Fabrikendepartement; von demselben ward ein Assessor, der ein recht guter Mann war, zur Untersuchung geschickt. Das Departement gab auch Wolle, um sie zu veredeln, (denn das Wort: kann man hier nicht brauchen, weil sich das Haar der Wolle nicht theilt, wogegen sie weicher und milder wird.) Ich nahm wieder Arbeiter, kaufte Mittel, das dazu gehörige Holz u. s. w. und gab hierzu mit einem Wort neues Geld aus. Der Commißionair des Departements war nicht nur bei allem zugegen, sondern ich entdeckte ihm auch ohne Heel die ganze Pro-

ze-

zedur, weil er ein ehrlicher Mann war, der für sich nicht Gebrauch davon machen wollte, und recht sehr wünschte, daß es gelingen möchte. – Rechtschaffne sehen das Bestreben bedrängter Personen sich aufzuhelfen, wenn dies besonders zum gemeinen Nutzen geschieht, nie ohne gute Wünsche an.

Ueberhaupt würden alle mir Beifall gegeben und mich sehr gelobpreist haben, wenn es entweder mit dem Flachs oder mit der Wolle gelungen wäre. Da dies nicht war, bin ich ohne Zweifel als eine leere Projectmacherin bezeichnet worden, und doch ist dies und jenes an sich gegründet.

Da meine Proben fertig waren, wurden 2 Altmeister von den Tuchmachern beordert, sie zu taxiren. Ein dritter, den ich, ehe sie dem Assessor, der die Untersuchung hatte, ins Haus geschickt wurde, zu mir rufen ließ, gab ihr einen sehr großen Werth. Er meinte, daß die eine Parthie der spanischen gleich käme, die bessere sie überträfe.

Bei-

Beides glaubte ich nicht gänzlich, doch meinte ich nun wenigstes damit bestehen zu können, weil ich dem Mann mit Fleiß auch nicht ein Glas Wein vorsetzte, geschweige ihm ein Douceur an Geld zu geben, vielmehr ihm beim Eintritt sagte „da ich ihn nicht bestechen wollte noch könnte, welches er als ein ehrlicher Mann auch nicht annehmen würde, so wollte ich auch nur von ihm als einem solchen die wahre Meinung über diese veredelte Wolle wissen; wenn er nun dennoch aus Höflichkeit zu viel sagte, so fand er sie doch sehr schön." Die beiden berufenen Altmeister urtheilten beim Assessor ganz anders: ich war zugegen, wie sie untersuchten; sie fanden die Wolle beinahe verschlimmert, und betrugen sich überhaupt so mürrisch, als ob ich ihnen was zu Leide gethan hätte. Dies war also abermals vorbei! Vielleicht hatte man Recht, es vorbei sein zu lassen, weil hier meine Einbildung dem grössern Verlangen, doch einmal nicht umsonst gearbeitet und Geld zugesetzt

zu

zu haben, sondern endlich den längst gewünschten Zweck, Nutzen zu stiften und in Ordnung zu kommen, zu gefällig war, und zu viel sahe. Vielleicht ist es wahr, daß man jetzt dort eine Fabrike errichtet hat, wo die Wolle wirklich veredelt wird. Wenn ich denn nur den ersten Gedanken hierzu gab, (denn vorhin existirte es nicht), so habe ich doch eine Art Genugthuung.

Seit ich wieder in Berlin war, konnte ich mich über das Betragen meiner Tochter nicht beschweren. Wir lebten zusammen sehr sparsam, und hatten wenig Veränderungen. Für mich war endlich die Zeit gekommen, wo ich mir keine Rückehr ins gesellschaftliche Leben wünschte, aber auch nicht besondere Empörungen des Herzens empfand. Schwankende Entschlüsse, die Uebung, meinen Kummer und die Obliegenheiten bei demselben bald von der, bald von jener Seite anzusehen, ja

das

das Bestreben, mich aus dem übeln Schicksal zu ziehen, alles war weg. Ich übersah jetzt, mit einer gewissen schlimmen Gelassenheit, meine Lebenszeit, die guten und bösen Perioden derselben; überrechnete, wie und wo ich hätte anders handeln können, und wo ich durch offenbare Wirkung meines Unglücks litt, wozu auch die Fatalität gehörte, meist Gegner und Verfolger zu haben. Hieraus entstand nun der Schluß: daß es mir einmal so beschieden wäre; weshalb es das beste sei, es stürmen, donnern und hageln zu lassen. –

Ja wohl hagelte es der Urtheile und Beschuldigungen in Menge! Sie kamen alle aus einer Quelle, und schlugen auf mich und die Meinigen in Berlin unbarmherzig los. Ich meines Orts aber kroch in mich selbst zusammen, und dachte nichts. Es war nicht Heldenmuth, der mich so gelassen machte; es war Dumpfheit des Gefühls, Betäubung der Vernunft; mein moralisches

Ich

Ich vegetirte nur. Nie habe ich eine einfältigere Rolle gespielt, als zu der Zeit: ich war nicht einmal etwas in den 4 Pfählen, wo ich hauste. Was Auguste wollte, was sie that, um uns fortzubringen, dem stimmte ich nicht bei, sondern ich sah zu. War eine Veränderung zu genießen und sie wollte oder konnte dabei sein, gut, ward ich auch dazu eingeladen, dann ging ich als ein beilaufendes Geschöpf mit, ohne dabei froh oder mißvergnügt zu sein. Auguste hatte sich unabhängig gemacht: sie wollte an so manches nicht denken, was sie hätte bedenken sollen; sie wollte sich entschädigen, zu allem den hatte sie ihre Rathgeber. Wenn ich einmal aus meiner Schlafsucht erwachte, um von Zurückhaltung etwas zu laleien, dann betheuerte sie mir, daß sie nicht gegen die Ehre sündigen würde, und das so heftig, daß ich wieder schwieg. Sie gefiel, sie war lebhaft und verzweifelte an ihrem Glück: um diese letzte Empfindung zu betäuben, coquettirte sie, und hatte eigentlich keinen

Zweck

Zweck dabei. Einige Zeit brachte sie sich in übeln Ruf, ohne ihn so ganz, wie er war, zu verdienen; denn es war nichts als flatterhafter Beifall bald an dieser, bald an jener Mannsperson; aber endlich liebte sie im Ernst, und da half keine Warnung, kein Bitten. Ich ward hintergangen. — Erlauben sie mir, daß ich über das, was leider! zu bekannt und zum Theil von feindlich Gesinnten, zum Theil von solchen, die es den andern nachsprachen, mit zur Last gelegt ward, schweige. Der Schmerz der Erinnerung dieser Begebenheit ist zu lebhaft. Auguste, das Mädchen voll Hoffnung zum Glück, fiel! Sie verwilderte sich stufenweis, bis ihr Unglück vollkommen war. Ich sollte ihre reuevollen Briefe aufgehoben haben, in welchen sie es mir gern gesteht, daß sie die Strafe ihres Ungehorsams an den treuen Vorstellungen der Mutter trägt, wo sie mich innigst bittet, ihr zu vergeben, um der Welt dadurch zu zeigen, wie unrecht sie mir that, wenn sie mich für so verrucht

hielt

hielt, zu dem freien Betragen meiner Tochter auch nur schweigen zu können. Diese Briefe würden auch ihrem Herzen, welches sich aus dem Verderben, in das es versunken war, durch Leiden geprüft, wieder erhoben hat, Ehre machen. Auguste war ausgelassen, zügellos; man hätte gesagt, daß sie nicht einen Augenblick versäumen wollte, um sich in Verachtung und Elend zu stürzen. Doch Auguste lebt, einst wird Gott, der, wie ich schon einmal sagte, seinen Geschöpfen, wenn sie auch ihre Leiden selbst verursachten, doch wieder Wege zur Ruhe und Wohlstand zeigt, auch ihr diese Wohlthat widerfahren lassen, und dann wird es ihr, die schon ihren Namen als Schriftstellerin bekannt gemacht hat, Pflicht und Ehre sein: die Verirrungen ihrer Jugend zur Warnung für andere jungen Mädchen zu gestehn und sie alle aufzufordern, lieber eine widrige zwangvolle Lage und fehlgeschlagene Hoffnungen in Geduld zu ertragen, als sich frei zu machen, und sich selbst

ei-

einer zu lebhaften Sinnlichkeit zu überlassen; wird sie auffordern, den Bitten und Vorstellungen guter Mütter, die ein zu weiches Herz haben, um strenge zu sein, Gehör zu geben und sich nicht von Leuten, deren Rahtschläge schon schlechte Grundsätze beweisen, zu unmoralischen Handlungen verleiten zu lassen.

Meine Tochter hatte sich in eine Verbindung eingelassen, die nicht solid sein konnte; doch in dem Wahn, daß sie es noch werden würde, machte sie sich unglücklich. Hier sollte die Sache, wie es oft geschieht, verheimlicht werden, und dann war sie wenigstens für den Ruf nicht so viel; aber dazu fehlten die Mittel. Sollte ich nun sie, die ohnehin unglücklich war, verstoßen, dadurch zu noch größern, noch tiefern Verderben, in welches sie alsdenn gewiß fiel, Anlaß gegeben haben? Ein jeder, der mehr überlegt als das, was in die Augen fällt, wird sagen, daß hier Gewissenspflicht vor alles übrige ging, was bei der

Sache

Sache zu bedenken sein konnte. Auch war ich eben um die Zeit ja nicht die einzige Mutter von großer Familie in Berlin oder doch in den dortigen Gegenden, die ihre öffentlich gefallene Tochter selbst in Pflege und Schutz nahm. Gern wäre auch ich mit ihr von Berlin weggeeilt; allein ich war gebunden. – Das Unwetter, wie es noch nie meinen Scheitel getroffen hatte, stürmte eben jetzt aufs heftigste. Ich leerte einen vielfach vermischten Leidenskelch bis auf den letzten Tropfen! – Aber da war auch meine Vernunft dem Sinken so nahe, daß verschiedene gute Menschen, die es sahen, es für Pflicht hielten, mir beizustehn.

Zu eben der Zeit, wo ich ganz zu Boden lag, hatte Henriette, die ich nun ihrem Schicksal überlassen mußte, das unerwartete Unglück, ihren noch sehr jungen Mann zu verlieren. Er starb im Auslande, wohin er in den Diensten eines großen Mannes mitgegangen war. Lebte er, so half ihm sein Metier so gut fort, daß er seine

Fa-

Familie nicht nur versorgen, sondern auch was ich nicht zu leisten vermochte, indessen tragen konnte. Eben lag das Weltall mit allem seinen Jammer mir auf der Seele, und schien sie erdrücken zu wollen, als sie mit dem Brief, der diese Todespost enthielt, bei mir eintrat. Nur ein neuer Transport von Schrecken ist in einer Lage, wie die meinige war, nöthig, um sich aus dem traurigen sinnlosen Hinbrüten zu ermannen. Dies also geschah hier: was ich hörte, war neuer Zuwachs meines Kummers; doch ich verbarg wegen der Verwikkelungen, in die ich mit dieser Familie oder vielmehr sie mit mir gerathen war, was ich in dieser Hinsicht fühlte, und bemühte mich, die Witwe durch den Trost auf bessere Zeiten aufzurichten, obgleich in meinem eignen Herzen nicht der geringste Glaube daran war.

So ein zusammengesetzter Klumpen Kummer und Leiden von jeder Art, hatte

noch nie auf mir gelegen! Damals war erst der Anfang der Bedrückungen, welche die königliche Familie in Frankreich erlitt, und doch überwogen sie nach dem Verhältniß des so viel höhern Standes und des Aufschauens einer ganzen Welt meine Widerwärtigkeiten schon um vieles. Dies trug denn auch mehr als alles zu meiner Fassung bei. Denn ich überlegte, daß, wenn das Schicksal einen großen König, den Enkel so vieler andern großen Monarchen, und eine Kaiserstochter so verfolgte, da dieses vor wenig Zeit noch unmöglich geschienen hatte, es bei mir noch weit natürlicher sei, und ich mich nicht beschweren dürfte. Die schreckliche Katastrophe ihrer Hinrichtung, die Mißhandlungen, welche der Königin widerfuhren, brachten mich hernach völlig von der Einbildung zurück, daß ich ausser gewöhnlich viel gelitten hätte, weil mir nichts Aehnliches begegnete. Sie war zwar es nicht allein, die weit mehr des Unglücks erfuhr, als ich kennen lernte; indessen

sen da ich mit Schmerz, Verunglimpfung nnd überhaupt einem gänzlichen Mißgeschick kämpfte, hat wohl keine Seele das größere Maaß, was dieser Fürstin zugetheilt war, lebhafter mit empfunden, als ich.

Unter der großen Anzahl von Leidenden, die jemals lebten und vielleicht noch leben, erfuhren Tausende noch ein strengeres Schicksal. Die Meisten davon litten wahrscheinlich so wie ich nicht ganz ohne eigne Schuld, so auch (weil ich einmal von dem König und der Königin von Frankreich sprach) diese nicht. Aber wer trägt nicht auf irgend eine Art zu seinen Fatalitäten bei? Keine Seele bemerkt dergleichen Fehler, so lange das Glück den Fehlenden deckt, oder sie werden übersehn, und bemäntelt; wenn das Glück weicht, weiß ein jeder hundertmal mehr als wahr ist.

Nachdem ich nach der Rückkunft von Potzdam ein Jahr lang unter immer neuen Stürmen gelebt, und wie ich schon gesagt,

die meiste Zeit nur im Schlummer der Seele fühlte, und mechanisch handelte, trat etwas Ruhe ein. Es war aber eigentlich nur unachtsames Hinwerfen des Balls, mit welchem das Unglück so lange und emsig gespielt hatte, daß es ihn nun überdrüßig war, und des Aufhebens nicht mehr werth hielt. Doch dieser Ruhepunkt brachte weit mehr Gefühl in meine Seele; ich könnte sagen, daß sich der Geist, der ganz niedergedrückt war, wieder erhoben hätte, wenn das bei dem mehrern Gefühl meiner traurigen Lage und vieler tiefbeugenden Begebenheiten möglich gewesen wäre. Indessen sann ich doch jetzt auf einige Verbesserung meines Zustandes, und der Plan, Berlin zu verlassen, lag als Anfang derselben, mir sehr im Sinn, obwohl ich nicht eigentlich wußte, wohin ich mich wenden sollte. Nach Schlesien konnte ich jetzt aus vielen Gründen nicht hin; denn Augusten wollte ich nicht sich allein überlassen, und alle ihre Verwandten waren freilich nicht ohne Ursach auf sie

erzürnt. Ich war Mutter, und mußte mit ihr zusammen leben, um mir noch andere Verirrungen, in die sie verfallen wäre, nicht vorzuwerfen, wenn ich, wie die übrigen, sie ihrem Schicksal überließ.

Das Land, in dem ich das Dasein empfing und eine glückliche Jugend durchlebte, winkte meiner Einbildung am freundlichsten zu; dahin beschloß ich also mit Auguste zu gehn, sobald meine Geschäfte in Berlin beendigt wären. Ich wies statt aller Bezahlung meinen sämtlichen Gläubigern die königliche Pension an. Hätten sie in meinem Herzen lesen können, wie tief es mich schmerzte, nur dies thun zu können, wie ich von allen vereitelten Hoffnungen keiner so jammernd nachsahe, als der, sie alle ehrlich bezahlen zu können: sicher würden sie mich nicht gehaßt oder geschmäht haben, wie ich beides erfahren habe, sondern sie hätten mich beklagt.

Wie viel Uebel, wie manches nie zu verbessernde Unglück würde nicht erfolgt sein, wenn die zerrütteten Finanzen nicht thäten! Einzelne Personen nehmen sich oft aus Verzweifelung darüber das Leben, oder begingen sonst ein Verbrechen. Die besten, die talentvollsten Menschen wurden dadurch unbrauchbar, und erschienen als schlechte Gegenstände. Ganze Familien geriethen in Elend und Verachtung; Kinder, welche nützliche Mitglieder des Staats, rechtschaffne Leute hätten werden können, wurden in der Erziehung versäumt, in der Welt herumgestoßen und Vagabonden. Ganze Reiche geriethen durch Unordnung in den Finanzen in Verwirrung. Das lebende Beispiel davon ist Franckreich, wo sie die Revolution herbeiführte, und so vielen Menschen das Leben kostete. Wie dergleichen traurige Begebenheiten zu verhüten sind, ist eine Aufgabe für weise und redliche Staatsmänner. Ich komme aber zu dem Unglück einer zerrütteten Lage bei Privat-

per-

personen zurück. – O, wer lehrt unter diesen den Theil des Menschengeschlechts, dem es nicht natürliche Gabe ist, zunächst der flüchtigen Jugend, die Kunst einzutheilen, behutsam zu sein, und immer nach den Umständen hauszuhalten! Es würde der beste, der größte Segen sein, womit dasselbe ausgesteuert werden könnte. Und möchte doch ein höheres Wesen denen, welche Fallenden noch zu rechter Zeit aufhelfen können, so milde Güte, so viel ächte Wohlthätigkeit einflößen, daß sie es nur hier und da, nur wo es leicht wäre, thäten, so würden doch so schlimmere Fälle weniger sein. Unglück lehrt viel Böses. Das alte Sprichwort: Noth kennt kein Gebot, beweist sich nur zu oft! Wer also einem in Unordnung gerathenen Menschen hilft, hält nicht selten seine Ehrlichkeit und Ehrliebe im Entfliehn auf, und erhält ihm also das kostbarste Gut, einen unbescholtenen Namen, den man auch, ohne schlecht gehandelt zu haben oder handeln zu wollen, bei einer

derangirten Lage solchen retten kann, wenn nicht durch gute Zufälle alles auf einmal gehoben wird. Die Welt unterscheidet nie Wollen vom Können; man urtheilt nach dem Schein, und wer unter den Menschen kann auch Herzen prüfen? Nur unsre nähern Bekannten können sich von dem Gehalt desselben durch langen Umgang überzeugen; und das ist doch immer nur ein sehr kleiner Theil des Publikums. Demnach ist es ohne Widerspruch die größeste unter allen Erdenlasten, in einer so bedrängten, so martervollen Lage zu sein. Mangel und Armuth ist schwer zu tragen, doch wenn die dürftige Mahlzeit, welche der Fleiß, ja der Schweiß des Armen erringt, nun vor ihm steht, wenn er mit Vertrauen auf die alles versorgende Vorsehung, daß er nie des Nöthigen mangeln werde, ihn genießt: so kann er sich dessen als eines Gutes freuen, woran kein Mensch Anspruch hat, und er beneidet in diesen Stunden des errungenen Genusses seine glücklichern

Mit-

Mitbrüder nicht; auch kann er die Stunden der Ruhe, die ihm gegönnt sind, ungestört genießen. Aber was gehörte wohl dem Verschuldeten von dem Wenigen, was ihm wird? Muß er nicht immer sich selbst, wenn es auch die Gläubiger nicht thäten, den Vorwurf machen, daß er auch zu den nothwendigsten Bedürfnissen, die er sich mit Mühe anschafft, kein Recht habe, so lange er Leute, die ihm Geld anvertrauten, zu befriedigen hat? Dennoch muß er leben, muß für sich selbst sorgen, so viel es sich thun läßt. Und dann, wie verfolgt, wie verkannt ist ein solcher bei diesen Umständen! Also flieht ihn die Ruhe auf ewig. Was unternähme man nicht alles gern, um sich das Nöthige zu verschaffen, um seine Pflicht zu erfüllen, und sich von dieser Quaal zu befreien? Gewiß alles, was nicht Verbrechen ist. –

Ohnlängst ward in einer Gesellschaft, in der ich mich befand, von Beraubung der Gräber gesprochen, jemand der Anwesenden äuf-

serte die Meinung, daß er's nicht ganz für Unrecht hielt, und ich pflichtete ihm bei, weil es mit meinem eignen längst gefällten Urtheil hierüber zusammenstimmte. Im Eifer der Ueberzeugung sagte ich, daß ich selbst helfen wollte, einen Sarg zu berauben, wo auf den Uiberresten des gewesenen Menschen, Juwelen und Perlen ruhten. Wie es schien, hatte ich mich zu stark ausgedrückt (welches so mit unter mein Fehler ist), denn einige machten besondere Mienen bei diesem Beweis meiner Offenherzigkeit, die überhaupt immer zu wenig zurückhaltend bleiben wird. Das Gespräch nahm durch Anlaß eine andere Wendung; ich konnte also meine zu lebhafte Aeusserung nicht durch die gehörige Auseinandersetzung entschuldigen. Da mirs aber im Sinn liegt, und hieher paßt, will ich sie beifügen: Es ist längst für Unsinn oder doch für Schwachheit erklärt, dem Verstorbenen Dinge von Werth mit ins Grab zu geben, und ich sage noch mehr, es ist strafbar! Wenn es der Todte selbst verlangt haben

soll.

sollte, so geschahe es aus Eitelkeit oder Geitz, und man ist nicht gehalten, seine schlimmen Leidenschaften noch da er die Welt verlassen hat, zu befriedigen. In den vergangenen Zeiten geschah' dies aus Furcht, daß der verstorbene wiederkommen und für die Nichterfüllung seines Willens Rechenschaft fordern würde; jetzt, da man über solchen Aberglauben weg ist, sollte man mir wohl um so mehr Recht geben. Weil wir leben, sind wir ohne das Benöthigte zum Auskommen geplagte Geschöpfe, und um das liebe leidige Geld giebts unter Mond das meiste Leiden; sobald uns aber Bruder Dürr die Hand gereicht hat, treten wir aus allen Verbindungen mit Menschen und den Dingen in der Welt, haben keine Bedürfnisse mehr, und können von allem, was die Lebenden nöthig haben, nicht mehr Gebrauch machen. War es nun nicht immer höchst Unrecht, dem Letzten etwas zu entziehen, um es mit zu begraben? Man muß es in Erwägung der dunkeln Zeiten unsrer Väter diesen verzeihen; jetzt

aber

aber ist es nicht mehr verzeihlich, und sehr erlaubt wäre es, die Fehler dadurch zu verbessern, daß man mitbegrabene Kostbarkeiten, wo man sie entdeckt, herausnehmen, um sie zum Besten darbender Menschen anzuwenden. Hierzu hat nun freilich die Habsucht einzelner Personen kein Recht, es müßte von Seiten der Besitzer des Raums, wo dergleichen entdeckt würde, oder von Seiten der Obrigkeit geschehn. Allein wenn ich einen Familienvater, der mit den Seinigen im nagendsten Elend lebt, wenn ich einen mit Schulden Belasteten über der Plünderung eines Grabes, welches Gold und Schmuck enthielt, anträfe, ich würde schweigend vorüber gehn und ihm Glück zu seinem Fund wünschen. Eben so hätte ich mich vielleicht selbst zu der That bequemt, ohne mir ein Bedenken zu machen, wenn sich mir die Gelegenheit bot, und ich dadurch Frieden und Dank der Menschen, die an mich zu fordern hatten, und alle nicht zu den Reichen gehörten, hätte erwerben können. Ich hätte dies zu den in der

Er-

Erde verborgenen Schätzen gerechnet, die doch keiner, der sie findet, liegen lassen wird, und die keinen gehören, als denen sie der Zufall entdeckt.

Dies ist meine Meinung hierüber, die ich öffentlich äussere. Niemand hat Anspruch an dem Gute eines Lebenden, wenn er sich auch nur eines Theils dessen bemächtigt, so sündigt er nicht nur gegen die Ehre, sondern begeht ein Verbrechen; aber kein Todter hat hingegen Anspruch an dem, was nur Lebendige brauchen können; und es ist kein Verbrechen, höchstens Herausnahme, die aber, wenn wir von einzelnen Personen, die es thun, sprechen, nur den Bedrängten zu vergeben wäre, indem sie so was als Rettung ergriffen. Sie werden nach alle dem doch wohl leicht muthmaßen, daß ich nie Gräber und Särge öfnen würde, und es so wie jeder, der das ehrt, was bürgerliche Ordnung befiehlt, für unerlaubt halte, wenn das von jemand im Bezirk der Grüfte oder Gräber, welche Familien gehören,

ge-

geschieht, oder woran eine ganze Gesellschaft Theil hat. Allein, käme ich von ungefehr in irgend ein veraltertes Gewölbe, wo ein einzelner vergeßner Sarg mit Kostbarkeiten versehn sich mir zeigte, wie schnell würde ich sie zusammen raffen, und damit zum Vorschein kommen. Brauchte ich selbst nichts mehr, so lebten andere Arme und Bedrängte, die ich damit erfreuen könnte. Ich fragte dann einen Verschuldeten aus, der es redlich meinte, gern seine Ehre, seinen guten Namen retten, seinen Gläubigern das Ihrige wiedergeben wollte, und weil er's nicht könnte, höchst traurig wäre.

„Es versammelten sich, heißts in der Bibel, zu David alle, die in Schulden und (folglich) betrübtes Herzens waren. Also von den ältesten Zeiten an gab es solche Verfolgte in Menge, die es vermuthlich auch mit unter aus Unvorsichtigkeit und Vertrauen auf eitle Aussichten, die aber alle von Glück verlassen waren. Ja wohl ist

man dann betrübtes Herzes, welches kein Fünklein reiner Freude einläßt. Man betäubt sich zuweilen selbst, man vergißt sich auf Minuten oder Stunden; aber die Last, die auf dem Herzen, und sich in diesen Intervallen zu heben scheint, sinkt bald mit doppelter Schwere auf dasselbe zurück. Zuweilen lacht man, äussert fröhliche Laune, indem finsterer Gram in uns verborgen ist. Dieses ist nun wol bei mir, die sich so schlecht verstellen kann, wenig der Fall; ich handelte immer am klügsten mit meinem Kummer allein zu bleiben, und keinen Menschen damit zur Last zu fallen.

Seit einigen Jahren ist mir zuweilen ein wenig Freude worden, die für mich mehr ist, als der größte Glücksfall bei den Günstlingen Fortunens. Ich habe mehr Ruhe oder Stillstand meiner Widerwärtigkeiten; ich habe Segen meines Fleisses genossen, und denke noch einst meine vorzüglichen Wünsche mehr erfüllt zu sehn.

Also war ich oft in kleinen Zirkeln guter Menschen, und wie oft im Kreis ihrer verehrungswürdigen Familie – recht sehr vergnügt. Wohl haben sich neue Ursachen zu herben Kummer gefunden; der größte betrift Augustens Schicksal und nebst ihm ist das alte Leiden noch nicht vorbei. Aber man wird ja alles gewohnt. Auch ich trage jetzt mit mehr Stärke, und bin zufrieden; wenn ich im Dornenwalde, den ich durchzupilgern bestimmt bin, einige der Reiser theilen kann, um wieder ein paar Schritte vorwärts gehn zu können. Wenn denn die Dornen gleich allemal ritzen, ja nun ich bin den größten Schmerz dieser Art gewohnt. Sobald er nur etwas gestillt ist, und es meine Verrichtungen zulassen, suche ich menschlichen Umgang; denn ganz isolirt zu leben, ist mir nicht möglich. Ich bin freilich nicht mehr für die Gesellschaft, was ich ehemals war; man muß mir viel Steifheit, Zerstreuung, mit unter eine saure Miene verzeihen; man muß übersehn, daß

ich beinahe jedes Restchen von Welten verloren habe, und da ich immer ziemlich natürlich war, jetzt ganz, nicht eben schöne Natur bin, wobei ich nun wol nicht sehr gefallen kann. Doch man übersiehts vielleicht bei meinen jetzigen Jahren mehr, als wenn ich noch die Obliegenheit der Jugend, sich liebenswürdig und gefällig zu machen, hätte.

Nur ein lachendes Schicksal bildet zu angenehmen Mitgliedern der Gesellschaft, das Unglück aber, welches seine Beute der zuvorkommenden Achtung beraubt, die zur Wiedervergeltung aufmuntert, entwöhnt sehr schnell von der guten Facon, wodurch man allgemein gefällt. Das Zurücksetzen der lieben Menschenschaar, wenn man nicht brilliant, nicht in den Connexions der großen Welt ist, empört immer ein wenig, man mag darüber noch so sehr mit sich raisonnieren und sich unaufhörlich bedeuten, daß es nun einmal nicht anders ist, immer in der Welt

so war, und man mit uns keine Ausnahme machen wird. Der Stand, die Erziehung, das ehemalige Ansehen und ein wenig inneres Gefühl von dem, was man auch ohne umstrahlenden Glanz fordern kann, dies alles läßt uns die Versäumung noch mehr empfinden. Was mich betrift, so bekenne ichs zu meiner eignen Beschämung, zum Beweis, daß ich noch Schwachheiten genug besitze, und es mit meiner Philosophie nicht sonderlich viel sagen will: daß ich seit meinen widrigen Schicksal oft mit mir zu kämpfen hatte, wenn ich gestissentliche Hinansetzung bemerkte; gemeiniglich war ich dann wieder steif und mürrisch, wie sehr ich mich auch zwingen wollte, es nicht zu sein. Oft wars auch bloßer Verdacht, daß man mich beleidigen wollte, der mich vielleicht beleidigend machte; auch dieser Zug von Hipochondrie floß aus meinem so sehr traurigem Schicksal. – Es ist Beweis des Stolzes, werden sie vielleicht denken, und dann nicht ganz Unrecht haben,

doch

doch ich habe ja keine zu großen Forderungen. Ich selbst liebe das Zeremoniell und den Zwang nicht; wie sollte ich es von andern verlangen? Wo ichs finde, kann ich nicht froh sein; ganz vergnügt und zufrieden bin ich hingegen unter Freunden, wo gegenseitiges Zutrauen und herzliches Wohlmeinen uns sämtlich als zu einer Familie gehörig, wozu wir Menschen uns eigentlich alle bekennen sollten, darstellt. (Ich bin jetzt so glücklich, Freunde dieser Art zu haben, und gehöre ihnen allen ganz zu, von welchem Rang oder Stand sie sein mögen.) Indessen eine gewisse Aufmerksamkeit, eine Achtung, die nicht im gezwungenen Zeremoniell besteht, sind wir alle einander schuldig; ein jeder, der nur einige Delicatesse besitzt, fühlt, in was sie sich äussert. Ich mögte sie keinen, wer es sei, versagen, nie mache ich einen solchen Fehler, wenn es nicht irgend aus Zerstreuung geschieht, bemerke ich dies zu spät, dann bin ich nicht wenig unzufrieden mit

mir, aber eben so unzufrieden im nemlichen Fall auch mit andern.

In ausgebreitete Bekanntschaft und große Zirkel würde ich mich, wenn sich auch meine Tage aufs vortheilhafteste ändern sollten, nie wieder einlassen; ich liebe die Menschen überhaupt, gönne ihnen alle ihre Freuden, und verdenke es keinem, wenn er sie nach seinem Sinn genießt; aber ich würde nie mehr Antheil daran nehmen. Die Stimmung meiner Seele und der Weltton gehn gar zu weit von einander ab. Eigentlich war ich nie so ganz damit zufrieden; immer ärgerte michs, daß nur jedes da war, um mehr gesehn, mehr geehrt zu werden als andere; daß sich eins über das andere aufhielt, und die nähern Bekannten sich nicht eifriger suchten als bei solchen Gelegenheiten, um ihre Herzen über die Personen, die ihnen mißfielen, gegen einander auszuschütten. Aber ich liebte das Vergnügen, welches sich bei solchen Gelegen-

genheiten doch auch findet, zu sehr, um mich das in demselben stöhren zu lassen; ja ich machte wohl auch, ohne dabei etwas übels zu denken, die Weise mit, besonders wenn ein witziger Einfall anzubringen war. Jetzt ist mir das alles unerträglich, so wie das Schaale, das Frivole, der überlaute Schnickschnack, welches an einem Matador besonders weiblichen Geschlechts bewundert, belacht, nachgeahmt wird, indeß in eben diesem Zirkel ein verdienstvolles Weib oder Mädchen sitzt, voll edler Gesinnung und Würde, welches vernachläßigt wird, weil sie die oder jene eitle, dürftige Vorzüge nicht besitzt. Ich kann die Airs, die man sich auf Geld, Amtswürde, Wissenschaft, Schönheit oder sonst einen entweder zufälligen oder durch Glück und natürliches Talent erhaltenen Vortheil gibt, nicht mehr ertragen. Es verdrüßt mich, daß jede Parthie Menschen den Stolz der andern tadelt, weil er ihren eignen Stolz beleidigt, mit einem Wort, die Thorheiten meiner

Ne-

Nebenmenschen und der Egoismus, der überall und bei jeder Gelegenheit das große Wort führt, der besonders so die Denkungsart verdirbt, ist mir unerträglich. Doch das war schon bei mehr hypochondrischen Personen der Fall, und wenn sie alle, die an diesem Uebel leiden, wie ich denke, so vermehrt sich ihre üble Laune dadurch noch mehr, daß sie an sich selbst eine Menge Thorheiten bemerken; denn so geht es mir.

Dies ist also jetzt meine Seelenschilderung. Sie hat, so wie das Kupfer vor dem zweiten Theil meines Lebens noch gewisse Züge von dem Bilde meiner Jugend, welches dem ersten Theil vorgesetzt ist; enthält auch noch einige Aehnlichkeit mit meiner ehemaligen Denkungsart, aber eben wie der Fall bei diesen Kupfern ist, fällt jetzt alles hart, und wie ich selbst finde, sehr mißfällig aus.

In Ansehung der Religionsgrundsätze habe ich schon gesagt, daß ich in jene Zeit zurückgegangen bin, wo ich das Bestreben, dem Herrn unsers Lebens und unsrer Schicksale durch ein unbescholtenes Herz und guten Willen zu gefallen, für die vornehmste Pflicht gegen uns selbst hielt; wo ich überzeugt war, daß seine Vorsehung unsre Begebenheiten lenkt, daß es, welch Leiden auch über uns ergehen möge, unrecht ist, sich ohne alle Rücksicht helfen zu wollen, daß die öftere Erhebung des Herzens zu Gott, die öftere Beiwohnung des Gottesdienstes nothwendig und wohlthuend ist; wenn hingegen ein langweiliges Gebet, wodurch man dem Allweisen und Allwissenden entweder Vorschriften macht, was er für uns thun soll, oder ihn von jedem Theil der Noth, die uns drückt unterrichtet, lächerlich ist. Ferner zähle ich ein äußeres Heiligthum zu den Grimassen, die mir immer mißfielen; so wie hingegen das Bestreben so vieler, ganz ohne Religion scheinen zu wollen, (immer

mer schlimm für sie, wenn sie es wirklich sind) mir klägliche Schwachheit scheint. Ich bin von meiner Fortdauer überzeugt, trotz des tausendmal wiederholten Ausspruchs, daß sie sich nicht beweisen läßt. Wodurch meine Ueberzeugung gegründet ist, habe ich ihnen, wie mich dünkt, schon gesagt. Viele Ueberlegungen trugen dazu bei; eine der vorzüglichsten will ich hier beifügen; sie stimmt auch mit dem Urtheil so manches Redlichen überein: Gott kennt mein Herz, ich selbst weiß, daß es immer gut und gefühlvoll war, und noch so ist. Ich hatte beständig den besten Willen, liebte und verehrte die Tugend, haßte das Laster, und wünschte nichts so sehr, als nützlich sein zu können. Aber das konnte nie geschehn, vielmehr kam es dahin, daß andere meiner Nebenmenschen, daß viel gute Leute durch mich litten. Ich hatte die meiste Zeit meines Lebens ein trauriges Schicksal. Meine Freudenstunden wurden immer durch Jahre voll des bittersten Grams bestraft, könnte

ich

zu sagen. Ich trug hierzu viel bei; aber nie aus schlechten Trieben, und was litt ich nicht dafür! Wie verkannt ward ich nicht! Sollte ich nun also mit meinem Tode aufhören, keine Gelegenheit mehr finden, thätig im Guten zu sein, auf andere Art zu verbessern, was Leichtsinn und menschliche Thorheit in mir verdarb, sollte nie in einem bessern Lichte gesehn werden, nie reine, ungetrübte Freuden in Vereinigung mit guten Wesen genießen; dann hätte mir Gott Gefühl und Begriff von eigentlicher Würde und Bestimmung unsers Geistes umsonst, ja zur Quaal gegeben? Das läßt sich von ihm, diesem liebenden und gerechten Wesen, nicht denken. Gott muß durchaus Wahrheit lieben; Täuschung wäre es aber, wenn er uns Wunsch, Begriff und Instinkt von mehr Vollkommenheiten gegeben hätte, und nach einem mühe- und leidevollen Leben blieben wir dem Nichts auf ewig überlassen. Ich habe ein besseres Vertrauen zu Gott, und hoffe, es soll mich nicht trügen.

Al-

Also sind es nicht ängstliche Vorstellungen der Zukunft, noch Ungeduld über das Entbehren dessen, was so viel andere geniessen, welches mich so oft übellaunig macht; es ist der Eindruck, den langanhaltende Widerwärtigkeiten auf mein Herz gemacht haben. Sie untergruben auch meine Gesundheit, die schon lange schwach war und es immer mehr ward: auch von dieser Seite ist mir ein neues und wahrscheinlich nie zu hebendes Leiden zugestoßen. Mein ehemaliger Gast, jener reumatische Schmerz hat das Quartier verändert, aber sich völlig einheimisch gemacht. Ich weiß lange keinen Tag mehr, der schmerzenfrei für mich hingegangen wäre, und nichts ist gewisser, als daß es so vielleicht bis in ein sehr spätes Alter fortgehn wird, da die Umstände nicht auf einen nahen Tod zu deuten scheinen; doch oft ändert sich das geschwind. So traurig aber die Aussicht ist, noch viel Jahre dulden zu müssen, so ist sie mir doch nicht zuwider, weil ich da

wohl

wohl auch noch wirken und erleben kann, daß alles berichtigt ist, was ich zu berichtigen noch auf mir habe; wenn sich nur der Geist im Kamf mit der Krankheit des Körpers noch stets wie bisher, gut hält, und wenn auch etwas ermattet, doch immer wieder hervortritt. Ist dies, so hoffe ich, daß so manches mir nach und nach noch gelingen soll, und daß ich auch in guten Intervallen noch oft in Gesellschaft einiger geliebter Personen ein frohes Stündchen genießen werde. Ich lasse den Schmerz und Mißtrauen zu Hause.

XIV.

Im Vorigen gerieth ich so sehr ins Raisonnieren, daß ich jetzt nachsehn mußte, wo ich in meiner Geschichte geblieben war. Ich sehe daß ich von meiner Absicht, Berlin zu verlassen, sprach; von da an also fahre ich fort.

Leipzig war der Ort in meinem Vaterlande, wo ich am meisten hinstrebte. Auch in dieser Stadt hatte ich in der Jugend, wenn auch nur jährlich ein oder zweimal auf der Messe vergnügte Tage zugebracht; daher lieh ich ihr noch immer die Heiterkeit, welche eine frohe Jugend allen Gegenständen ertheilt. Eben war es zur Meßzeit, als ich mit Augusten die Reise unternahm; es dünkte mir, daß ich in Leipzig die damaligen Freuden aufsuchen müßte; wenn dieser Wahn gleich so kindisch war, daß ich mich selbst darüber verlachen mußte, so verließ er mich doch nicht, und mein ganzes Wesen empfing beim Anblick der Stadt neues Leben. Doch dies geschah schon, als ich nur sächsisches Land erblickte; mein Herz öfnete sich da, und schlug froher.

O! die Vaterlandsliebe ist stark und mächtig, am mächtigsten dann, wann wir in demselben die Zeit der schönsten Jugend

unter lauter Frohsein zubrachten, und es dann auf lange Zeit verließen. Wir denken uns jene Zeit, wie das Leben in einem Elisium; nun ist das Land dies Elisium, und wie unwahrscheinlich es auch den Umständen nach sein mag, läßt die Einbildung doch den Glauben, wir werden das Ehemalige wieder finden, nicht ganz fahren. Anders mag es wohl sein, wenn man in diesem werthen Vaterlande auch gelitten hat, wenn uns ein übles Schicksal hinaus trieb. Dies war nun aber bei mir der Fall nicht; daher begrüßte ich Sachsen wie eine wohlthätige liebreiche Mutter, die mich in ihren Armen aufs zärtlichste und sorgfältigste gepflegt hatte, und wähnte, dies Glück wieder zu erlangen, wenn ich in diese Mutterarme zurückkehrte.

Ich legte den Weg von Wittenberg bis Leipzig in Wonnebetäubung zurück, rufte mir die frohen Scenen meiner Jugend herbei, und freute mich auf die Bekann-

kannten und Verwandten, die ich noch finden würde. Unter diesen Beschäftigungen meiner Gedanken, woran das Herz so süßen Antheil nahm, vergaß ich auf kurze Zeit die Menge meiner Leiden. Natürlich mußte meine Freude größer werden, als ich nun in Leipzig ankam; ich sahe die Stadt, wo ich als Mädchen mit mehrern meiner da versammelten Bekannten und Gespielinnen zuweilen fröhlich gewesen war, und war der Gegend, in der ich erwuchs, näher gekommen.

Dieser frohe Taumel währte jedoch nicht lange. Es gab eine gar zu große Ursach, zu meiner jetzt natürlichen Gemüthsstimmung zurückzukommen, und die rosenfarbenen Bilder des Traums gegen die wirklich lebenden finstern Gestalten zu verwechseln. Sie lag in dem Mangel an dem, was man zur Subsistenz an einem Ort braucht, wo man weder Bekannte noch Credit hat. Ganz ohne mit etwas versehn

zu

zu sein, traten wir die Reise nicht an; aber wie weit konnte das reichen? Unbekannt in Leipzig mußten wir das erste beste Quartier beziehn, was uns nachgewiesen ward, und das war wegen der Messe für unsere Umstände viel zu kostbar. Ich hatte es wohl in Berlin bedacht, daß deswegen die Wohnungen theurer als sonst in Leipzig sein würden; allein die Hoffnung trieb mich fort, ehemalige Freunde und Verwandte zu finden, welche mir vielleicht einen Aufenthalt unter sich vergönnen würden, wenn es auch nur ein räumliches Landhäuschen wär. Ich wollte keinem zur Last fallen; dadurch hätte ich mir selbst eine neue Bürde aufgeladen; denn es muß etwas trauriges sein, von der Gnade anderer zu leben, und sich an ihrem Tisch, ohne ihnen nöthig zu sein, zu ernähren. Ich gestehe, daß ich dies nicht könnte, und fürchterlich schreckt mich der Gedanke an, daß ich zur Fülle meiner Widerwärtigkeiten auch noch dies erfahren könnte, wenn ich, unfähig für

mich

mich selbst zu sorgen, das Leben noch tragen müßte! – Doch eine tröstende Ahndung sagt denn: nein, dies wird nie geschehn. Sie lispelt mir den Trost ins Herz, daß ich an der Gränze, der mir zugewogenen Trübsale sei, und sich, wie es auch kommen möge, mein Auge einst mit Dank gegen Gott schließen werde, daß er mir einen ruhigen Lebensabend beschieden hätte. – Nur Gott und Eltern geben uns gern, erhalten und ernähren ohne Widerwillen; Kindern ist das nemliche Pflicht gegen die Eltern, und doch möchte ich mich den Meinigen nicht aufbürden, wohl aber gern das Vergnügen genießen, sie zuweilen zu sehen, und wenn ichs bedürfte, Beistand von ihnen annehmen: aber wenn mir dies aus Nothwendigkeit noch so am leichtesten fiel, so würde es hingegen unaussprechliche Wonne für mich sein, wenn ich ihnen etwas geben, oder hinterlassen könnte. –

Bei diesen oben erwähnten Gesinnungen wären alle meine alten Freunde und Verwandte sicher gewesen, daß ich mich nicht bei Einem von ihnen einquartirt hätte; aber ich wollte, wie schon gesagt, Zuflucht in einem stillen Winkel meines Vaterlandes suchen, wo ich doch nicht ganz einsam wäre und da meine Feder, als das einzige wahrscheinliche Mittel, meinen Unterhalt zu erwerben, in Uebung setzen. Ich sah nicht, warum ich ehemalige Freunde und Verwandte nicht um Etwas zum Anfang dieser neuen Laufbahn bitten sollte, um es ihnen, wenn auch langsam doch nach und nach wieder zu geben? Dadurch würde ich die Ehre nicht beleidigt und mich verächtlich gemacht haben. Auch gestehe ich, daß es mein Zweck war, denn einen Plan mußte ich mir doch machen, und um ihn bald in Ausübung zu setzen, ging ich also zur Meßzeit nach Leipzig, wo ich nach meiner Meinung viele, von denen ich wußte, daß sie lebten, in der Nähe wohnten und

mich ehemals liebten, finden mußte. Ich hatte mich geirrt; keines von allen, nach denen ich fragte, war in der Stadt. Einige waren da gewesen, aber schon wieder weg.

Ich that, was noch nie geschehn war, und speiste mit Augusten in einer großen Auberge an der allgemeinen Tafel, um da vielleicht eine alte Bekanntschafft aufzufinden, wäre es endlich auch nur gewesen, um die Freude des Wiedersehns zu genießen. Aber auch dies schlug fehl, ob wir es gleich verschiedene Tage widerholten. Zur Erhaltung meines günstigen Vorurtheils für mein geliebtes Vaterland diente das nun eben nicht; denn in diesen Versammlungen sahe ich steifen Ernst auf allen Gesichtern, keines lachte den andern Neigung wieder zu lachen zu, die Unterhaltung war ernst und trocken, die meisten waren still wie das Grab. So sollte es meines Erachtens an einem Table d' Hotel nicht sein; da, meinte ich, speiste

man

man eben in so zahlreicher Gesellschaft, um während dieser dem Genuß geweihten Stunde auch das Vergnügen munterer Unterhaltung zu genießen. Aber freilich war auch das nur so eine dichterische Idee meines Kopfes; dies sah ich denn auch bald ein. Man speist denn nur, weil man speisen muß. Einige haben dabei den Kopf von ihren Geschäften voll, die der Mittag nur unterbrochen hat; andere sind schon im Geist beim Pharaotisch, und wieder andere haben vielleicht mit Speculations zu thun, oder mit einem geheimen Gram zu kämpfen. Die dabei befindlichen Damen sehn bei dem allen ihre Rechnung auf Witz, neue Geschichten nach ihrem Sinn, oder Gelegenheit zu Anmerkungen aller Art nicht befriedigt, und tragen die Miene der langen Weile. Dies ist nun wol das Bild aller öffentlichen Tischgesellschaften am Mittag. Es ist von dem ganz unterschieden, was man des Abends an eben den, besonders aber einigen ganz den geselligen Freuden gewidmeten Orten

findet. Dort treffen sich Freunde, man macht Parthie, man ist da, um ein Vergnügen zu genießen, jeder hat die Geschäfte des Tages vollbracht; dies schon giebt ihm gute Laune. Unbekannte werden bekannt, die Freude wird allgemein, und (um wieder dichterisch zu sprechen) die muthwilligen Herren huschen, indem man sie aus der Acht läßt, so schnell dahin, daß sich ein gewisses Staunen auf den Gesichtern zeigt, wenn die Glocke oder irgend eine hervorgezogene Uhr sagt, es sei spät.

Doch ehe ich weiter gehe, muß ich ihnen etwas erzählen, welches zwischen den unangenehmen Dingen, die ich mitzutheilen habe, wieder einmal zum Lachen reitzt, und einem Romanschreiber, der etwa diese Briefe liest, Stoff geben kann, eine so weit gedehnte comische Scene für sein Werk daraus zu erschaffen, als es seine Erfindungsgabe zuläßt.

Wie schon erwähnt, war es Speculation, welche mich und meine Tochter an die Wirthstafel führte, und sie schlug, was ehemalige Bekannte und Verwandte betraf, fehl. Auf sonst etwas raffinirten wir nicht; aber wir machten eine Bekanntschaft, bei welcher uns der Geist der Täuschung einen Herrn Puff von der Flichten zeigte, der uns die Verlegenheit, in welcher wir waren, ansähe, und sie mit der natürlichsten Großmuth von der Welt heben würde. Ein Mann, der nicht prächtig gekleidet war, dem man aber Wohlhabenheit ansahe, und der etwas Gerades, Gutwilliges an sich hatte, schien sein Augenmerk auf uns gerichtet zu haben. Er war gegen uns beide gleich freundlich, sehr gesprächig, und erkundigte sich, ohne den zudringenden Frager zu machen, wer wir wären, wo wir herkämen, ob wir nach Berlin zurückreisen würden, wo wir logirten? u. s. w. Wir waren ordentlich, aber nicht glänzend gekleidet; alle andere Damen am Tisch, auch

die

die im einfachsten Anzuge, übertrafen uns, und wir trugen noch dazu nicht eben heitere Mienen. In Erwägung dessen entstand in mir der Wahn, dieser liebe, gutherzige, ältliche Mann sähe uns die Noth an, und fühlte Mitleid: Auguste bildete sich das nemliche ein; wir theilten uns auf dem Rückweg nach unsrer nicht weit entlegenen Wohnung die gemachte Entdeckung mit, gingen am Abend desto lieber zu Tisch, setzten am folgenden Tage die Einbildung noch fort und waren eben so aufmerksam auf den Mann, als er es immermehr auf uns ward, wobei es denn bald zu einer Art Vertraulichkeit kam, welche sich am Ende des zweiten Tages von Seiten unsers vermeinten Helfers mit der Frage endigte: ob er uns morgen besuchen könnte? Mit der Versicherung, daß es uns höchst angenehm sein werde, ward sie beantwortet, und am darauf folgenden Vormittag erschien der gute Freund. Nach sehr wenig Umständen zog er einige Kästchen voll Juwelen und andere seltne Steine hervor, und versicherte,

daß

daß wenn wir so was einkaufen wollten, wie es doch ohne Zweifel geschehen werde, wir nirgends einen billigern und ehrlichern Handel machen könnten. Hier fielen wir aus den Wolken, und unser Mann that gleich darauf den nemlichen Fall, denn ich erklärte, daß wir dergleichen gar nicht nöthig hätten. Nachdem er uns erlaubt hatte, seine Pretiosen zu mustern, welches wir mit heimlichen Verdruß thaten, indem er sich vermuthlich auch über den Fehlschlag seiner Hoffnung ärgerte, empfahl er sich, und die zwei oder dreimal, wo wir noch zusammen speisten, war die Beflissenheit einander zu unterhalten, zwischen dem Juwelenhändler und uns rein verschwunden, ja ich glaube, wir waren uns gegenseitig böse, uns in dem, was ein Theil vom andern hoffte, betrogen zu haben; dieser Stoff gab uns nachher wenigstens Stoff, ein wenig zu lachen.

Ausser dem seriösen Ton aller übrigen am Wirthstisch, wovon ich weiter oben

sprach

sprach, fiel mir doch auch manche Aenderung in Leipzig auf, d. h. zur Meßzeit, (denn ausserdem war ich nie da gewesen) und das bewirkte nicht blos die Einbildung, welche alles nach dem Eindruck sehn wollte, den die Gemälde der Jugend zurückgelassen hatten. Im siebenjährigen Kriege war es eigentlich, wo ich zum Genuß des Lebens erst recht erwachte. Dies konnte an sich keine frohe Epoque genannt werden, und doch war alt und jung viel heiterer und geselliger. Der zur Meßzeit in Leipzig versammelte Adel freute sich besonders dieser Zusammenkunft; man sah' sich des Vormittags im Auerbachs Hofe, dort bewillkommte man sich, machte neue Bekanntschaften, kaufte einander theils zum Scherz kleine Geschenke, theils wurden sehr wichtige von Tanten, Onclen, Bräutigams, Schwägern u. s. w. ausgetheilt. Dann ward Parthie auf dem Abend in einem der Gärten, gemeiniglich in dem Apelschen Garten gemacht; da ward Picknick gehalten, und fast immer getanzt. Viele Eltern, die ihren Töchtern

Hoch-

Hochzeit auszurichten hatten, thaten dies zur Meßzeit in Leipzig, wo sie Verwandte und Bekannte antrafen, die sie dazu einluden. Dies alles fand ich geändert; Auerbachs Hof, in welchem ich die ersten Tage nicht erscheinen wollte, weil ich fürchtete, nebst Augusten unter der Menge schön geputzter Damen zu sehr abzustechen, ist meist leer, wenigstens wandelt man nur einzeln und ohne Prunk und Absicht Bekannte zu sehen, oder Bekanntschaften zu machen, da herum; auch giebt es keine geschlossenen Gesellschaften für die Abende. Der Adel kommt und geht bald wieder ab: ohne von einander zu wissen, oder sich da zusammen ergötzen zu wollen. Wenn ich etwa einige ganz große Häuser ausnehme, oder das Ohngefehr die andern zusammenbringt. Ueberhaupt sind die meisten so ernst, so in sich gekehrt, so wenig mittheilend, daß ich nicht weiß, ob die Zeiten seit einigen 30 Jahren schlechter sogar wie in jenem Krieg, oder der Adel in Sachsen philosophischer worden ist! Ich könnte nicht unwahr-

wahrscheinlich die Ursach des weniger Zusammenseins des Adels zur Meßzeit in dem gesunknen Adelstolz suchen, und das wäre denn eine schöne Quelle. Demnach hätten sie sich vielleicht mehr Freunde unter der edeln Classe von Leipzigs Bewohnern gemacht, bei denen sie sichs während ihres Hierseins zerstreuet wohl sein liessen, und also einander nicht aufzusuchen brauchten.

Meine Hoffnung, sogleich wie ich in Leipzig angekommen sein würde, Verwandte oder wenigstens alte Bekanntschaften zu finden, schlug also gänzlich fehl. Einige Verwandten zwar fand ich; dies sagte mir der Name, da ich ihn nennen hörte, und denn die nähern Umstände, als ich sie erforschte. Allein wir hatten uns sonst nie gekannt; es wäre unnütz gewesen, sie aufzusuchen, oder sie zu mir bitten zu lassen. Ich beschloß, in einem angesehenen Hause auf dem Lande, da die Messe vorbei war, Besuch zu geben, dessen Besitzerin meine

Ver-

Verwandte und noch dazu meine Jugendfreundin war. Also schrieb ich dahin, um mir und Augusten die Erlaubniß, hinkommen zu dürfen, auszubitten. Zwei Tage darnach kam Equipage uns abzuholen, und zugleich ein Schreiben voll warmer Freundschaft und froher Erwartung. Nicht wenig vergnügt ging ich des andern Morgens sehr früh ab, und auch Auguste war neu belebt, war so voll guter Vorsätze, daß ich schon sie als ein wiedergefundnes Gut betrachtete. Ich hatte ihr vorher eine kleine Exhortation gehalten. „Dies ist, sagte ich, die Gegend, dies sind die Verwandten, die ich nebst meinen Schwestern einst verließ, indem der beste Ruf von uns allen zurückblieb. Meine Eltern waren geschätzt und geliebt; hier mein Kind, mußt du uns allen und dir selbst Ehre machen, hier etablire den verlornen guten Namen wieder! Man vergiebt nur einen Fehltritt, vergiebt ihn aber um so eher, wenn die darauf folgende Aufführung unbescholten ist. Auguste war gerührt,

rührt, ihr Gefühl erwachte, sie weinte in denselben über ihre Verblendung, über so manche Widerwärtigkeit, die dazu Anlaß gegeben hatte, beschloß vorsichtiger zu sein und ihr leichtsinniges unüberlegtes Betragen abzulegen.

Wir hatten kaum den halben Weg zurückgelegt, als uns ein reitender Bote entgegen kam, der uns bat, für diesmal umzukehren, weil die gnädige Frau Nachricht bekommen hätte, daß einer ihrer Söhne in einer nicht weit entlegenen Stadt tödlich krank worden sei, so daß sie zu ihm hätte eilen müssen. Ich beschloß, nicht umzukehren, sondern sollends an Ort und Stelle zu fahren, und den Herrn, von dem uns der Bote sagte, er sei zu Hause, zu bitten, daß er uns den Nachmittag zu einem ehemaligen Nachbar und intimen Freund unsers Hauses sollte bringen lassen, wo wir bis zur Besserung des jungen Herrn oder bis zu Ausgang der Sache bleiben konnten, und,

und, wie ich nachher erfuhr, sehr gern gesehen worden wären.

Als wir in M. ankamen, schien der Herr Baron, ein Mann, der da, als er meine Cousine heirathete, von ausnehmend guter Laune und sehr mein Freund war, über unsre Ankunft vergnügt. Nur eine seiner Töchter war zugegen, die uns gleichfalls freundlich empfing. Ich erklärte, warum ich dennoch erschien; aber der Gedanke, den alten ehemaligen Nachbar zu besuchen, ward mir ausgeredet, und ich ließ mich gern davon abbringen, da der Baron mir sagte: der alte Herr sei so mürrisch, daß er seinen besten Freunden vor der Thür absagen ließ, und keinen Menschen, als der in sein Haus gehörte, mehr sprechen wollte. Daß er bei mir, die er so viele Jahre nicht gesehn und so zu sagen als eignes Kind hatte heranwachsen sehen, eine Ausnahme gemacht hätte, ward mir, wie schon gesagt, nachher bekannt, aber jetzt konn-

konnte ich das doch nicht errathen; der Mann war hoch in die Jahre; Alters-Schwachheit konnte ihn leicht so misantrop gemacht haben. Nun war es mir wirklich leid, nicht umgekehrt zu sein, da es ziemlich aufdringend aussahe. Doch die wirkliche Freude, die der Herr des Hauses zeigte, mich wieder und zugleich eine Tochter von mir zu sehn, die gütige ungezwungene freundliche Bewirthung ließ mich diese anscheinende Ungebühr bald vergessen. Freunde, die sich so lange nicht gesehen haben, sind unerschöpflich in Erzählung ihrer gegenseitigen Begebenheiten, und dies war auch der Baron und ich. Wir durchwanderten dabei am Nachmittag den großen Garten einigemal, indem unsre Töchter, die bald Freundschaft gemacht hatten, für sich wandelten, und hatten es kaum bemerkt, daß wir schon mehr als einmal herum waren. Ich läugne nicht, daß ich auf diesen redlichen Mann, den ich als guthmüthig und dienstfertig kannte, jetzt die Erfüllung meines Plans baute. Zwar

großen Vorschüssen durfte ich ihn nicht auffordern; denn obwohl sein Güter sehr ansehnlich sind, so theilen sich die Einkünfte derselben doch unter die vielen Mitglieder seiner Familie zu sehr, als daß Vorrath an Geld da sein könnte, wenigstens war es damals so, weil die meisten der Söhne noch unversorgt waren. Aber was brauchte ich auch viel, um mich in einer kleinen Wohnung auf dem Lande, entweder in M. oder nahe dabei einzurichten, und in Leipzig zu bezahlen, was ich die wenigen Wochen schuldig geworden war? Um denn auch nur ein paar Monate, so lange bis ich selbst und Auguste an ihrem Theile auch etwas erworben hätte, leben zu können, hatte ich höchstens 200 Rthlr. nöthig, die ich hernach in kleinen Posten zurückgezahlt hätte. Ich machte die letzte Nacht, die ich vor der Reise in Leipzig zubrachte, diesen Ueberschlag, und wollte, wenn ich meine Geschichte, die ich dem Baron vielleicht zu offenherzig erzählte, geendigt hätte, damit gegen ihn herausrücken. Aber was den Vorschuß betraf, so sah ich bald, daß es unnütz sein würde, diese Forderung

zu

zu thun; denn indem mir mein Vetter seine Begebenheiten auch weitläuftig mittheilte, war der Refrain jedes Abschnitts: der Thaler ist bei uns eingetheilt, und wir können und dürfen ihn nicht anders anwenden, als bestimmt ist. Das schreckte mich so ab, daß ich hingegen, wenn ich wieder von meinen bedrängten Umständen sprach, gleichfalls alle Minuten sagte, ich verlange aber nicht etwa was von ihnen. Doch der Vorsatz in die dortige Gegend aufs Land zu ziehn, war darum noch nicht gewichen, wenigstens konnte ich doch da wohlfeiler leben, und wenn ich borgen müßte, wäre es nicht so viel gewesen. Ich hatte allerlei Plane. In M. wohnen viel sehr bemittelte Lein- und Baumwollen-Weber, vielleicht dachte ich, läßt sich einer mit den Seidenflachs ein; Pröbchen davon hatte ich bei mir. Die Fräulein Cousine zeigte sie auch einem dieser Leute, der gut davon urtheilte. Doch was ich eigentlich wollte, das heißt, meine Hütte dort aufschlagen, behielt ich noch im Sinn, und sah bald ein, daß ich wohl daran gethan hatte.

Zwei

Zwei Täge vergingen uns in M . . recht froh. Wir waren einmal da, und von den Anwesenden der Familie gern gesehn; auch lernten wir noch zwei liebenswürdige Mitglieder derselben kennen, die denn auch so lange dort blieben, als wir. Auguste war innigst vergnügt; sie wollte alles, was ich wollte. Diese Familie und alles um sie her ganz reine Moralität bezeichnend, und doch voll Heiterkeit und Wohlwollen, behagte ihrem natürlichen Gefühl fürs Gute; sie sehnte sich immer unter diesen lieben Menschen zu sein. Sie hatte den Beifall des Barons; er wünschte ihr ein gutes Schicksal, und zeigte, daß er bereit sein würde, dazu beizutragen. Wegen dessen, was geschehen war, bedauerte er sie; denn ich hatte ihm nichts verheelt, weil sichs ja so leicht erfahren ließ, und ich immer der Meinung war, daß man Freunden, zu denen man Vertrauen hat, nicht halbe Confitenzen machen muß, wenn man ihre gute Meinung erhalten und behaupten will.

Wir saßen eben sehr vergnügt beisammen, und Auguste ward aufgefordert, uns auf dem Clavier was vorzuspielen, als abermals ein Eilbote und zwar aus der Stadt, wo der kranke Sohn und die beängstigte Mutter war, erschien. Die Frau Baronin war selbst gefährlich krank worden. Sie forderte verschiedene Sachen zu ihrer Bequemlichkeit, und noch eins der zurückgelassenen Mädchen zur Bedienung. Das gab nun große Bestürzung für den Gemahl und die Kinder; der Nachmittag verging also sehr traurig. Am Morgen brach der Baron selbst nach dem Ort auf, wo seine beiden Kranken waren, und wir konnten diesen Tag nicht fort, weil er die Pferde brauchte. Auch wollte er, daß wir bis zu seiner Rückkunft bleiben sollten, weil er hofte, es werde sich mit beiden Kranken bessern. Seine Absicht war, sie zu bereden, daß sie dann lieber mit ihm zurückkämmen, wo nicht, wollte er nach abgelegten Besuch den Abend doch gewiß zurückkommen. Noch war alles

sehr

sehr wahrscheinlich und auch vielleicht wirklich wahr. Ich bat indessen doch, es so zu verfügen, daß ich den folgenden Tag wieder nach Leipzig könnte, wofern der Baron auch diesen Abend nicht wiederkäme. Denn es ergab sich von selbst, daß es ganz unschicklich sein würde, in einem Hause, wo zwei abwesender Kranken wegen Verlegenheit und beständige Erwartung der Nachrichten von denselben herrschte, länger sitzen zu bleiben.

Nun aber kommt der Beweis, wie die Umstände auf Menschenherzen wirken, und sie gleich der Magnetnadel nach den kalten Norden richten, wenn die so gern gesehenen guten Freunde wittern lassen, daß sie Beistand bedürfen. Man wollte mir schon in M . . . stecken, daß es mit der Krankheit der Frau Baronin eine Finte wäre, die sie auf die Nachricht, wir wären nicht umgekehrt, sondern glücklich angekommen, ausgesonnen hätte; doch ich konnte das nicht glauben. Warum hätte sie sogleich die Equi-

page geschickt, und in ihrer Antwort so viel Freude, mich wieder zu sehn, bezeugt, und warum hätte man uns in M . . . so gern gesehn, und uns selbst vorgeschlagen, einige Tage dazubleiben, nachdem wir es uns einmal gefallen ließen, daß die Wirthin abwesend wäre? So viel Verstellung wäre überhaupt unnütz gewesen; also war, was mir gesagt ward, nicht wahrscheinlich. Anders aber war es, da der Baron seine Gemahlin gesprochen hatte, und dies erklärte sich sehr deutlich. Er kam den Abend wirklich aus der Stadt zurück, blieb aber bei einem Verwandten in der Nachbarschaft, und ließ wissen, daß er nicht weiter kommen könnte, weil er auch unpaß sei. Das hieß nun: Machet Freunde, daß ihr fortkommt! und wer das nicht gelesen hätte, müßte sehr verblendet gewesen sein. Ich hatte den andern Morgen schon abreisen wollen; der gute Mann hätte also diese Umstände nicht nöthig gehabt; aber er fürchtete vielleicht, ich möchte mich auf die

kleinste

kleinste Frage, ob ich fortwollte, erweichen lassen, noch zu bleiben, und diesem Unheil mußte er ausweichen. Ohne Zweifel hatte er alles, was ich ihm von meinen Fatalitäten erzählt, seiner Gemahlin mitgetheilt, und diese, welche, wie ich bald hernach erfuhr, die ängstlichste Frau und bedächtigste Wirthin im Lande geworden war, zitterte vor Verwandten, die ihr wohl gar einigen Beistand zumuthen konnten, und entsagte um diesen Preis dem Wiedersehn der einstigen Gespielin. Ihr Gemahl war ihr sehr ergeben, und das wegen so mancher Verdienste von Rechtswegen. Er hatte ihr also vermuthlich versprochen, uns nicht eine Stunde länger aufzuhalten, und da er seinem guten Herzen und seiner natürlichen Höflichkeit selbst nicht traute, kam er lieber gar nicht nach Hause. Wie so schnell schliessen sich Menschenherzen, wenn sie vorher den Freunden offen waren, sobald es nur scheint, daß Freundschaftsproben abzulegen sind. Ich, die so was nie erwog, würde mich an nichts gekehrt haben, wenn die Cousine an

meinem

meinem Platz und ich an dem ihrigen gewesen wäre. Froh, daß ich selbst eine Stäte gehabt hätte, bot ich ihr augenblicklich den Aufenthalt in derselben an, und freute mich, eine Person um mich zu haben, mit der ich einst so vertraut war. Oder wäre ich ein wenig vorsichtiger gewesen, (denn das Aufnehmen der Darbenden in unsre Hütten ist nicht allezeit rathsam) so hätte ich gesehn, was die Cousine verlangen könnte. Was sich etwa thun ließ, das hätte ich gethan, sie einige Wochen behalten, und es aufrichtig gesagt, daß dies wegen meiner eignen Familie nicht auf immer möglich wäre. Doch auch andere klügere Personen als ich würden so gehandelt haben; nur meine Cousine beschloß lieber ganz unartig zu sein, als sich mit einer Verwandtin, die nichts hatte, auf einen Augenblick länger einzulassen. Allein es war Krankheit der Seele, die sie so handeln ließ, nur Schade, daß ihr Gemahl sich auch der Unart theilhaftig machte, da er doch wußte, daß ich nicht um etwas zu verlangen da war, und ich

es

es ihm ohne Aufhören versichert hatte. Was ich im Sinn führte, konnte er nicht errathen; wegen der Art, wie ich die Hülfe verlangte, von der ich aber sogleich abstrahirte, als ich seine Demonstrations vernahm, darf ichs hier gestehn, daß ich diese Absicht hatte, wenn ich sie erreichen könnte. Die Gelegenheit, die Umstände dieses Besuchs hier anzuführen, war mir zu lieb, als daß ich sie unbenutzt vorbei lassen sollte. Ich hoffe, auch in diesem Hause wird man die Briefe, welche mein Leben enthalten, lesen, und da bin ich denn erfreut, Sie versichern zu können, waß ich damals hörte, sahe und empfand. Meine Cousine hat auch nie mehr ein Zeichen des Lebens von sich gegeben, als etwa bei Gelegenheit sagen zu lassen, daß es ihr leid gewesen wäre, mich bei meiner Anwesenheit in M . . . nicht sehen zu können, oder mich, wenn sie in Leipzig war, auf zwei Minuten zu besuchen. War es nicht eben, als hätte ich sie ausserordentlich beleidigt?

Wenn

Wenn ich aber dies alles hier sagen wollte, so ist es mir eben so angelegen, beizufügen, daß ich diese Schwachheit von Herzen verziehen habe, und die Verdienste der Familie, auf die ich mich schon in Berlin freute, zu schätzen weiß, obwohl ich um keinen Preiß auch nur auf eine Viertelstunde in M... einsprechen würde; Gerechtigkeit muß ich ihnen aber wiederfahren lassen. Hier sind unter andern Aeltern, welche das Glück haben, unter vielen Kindern kein einziges ausgeartetes rechnen zu dürfen, alle machen ihnen Freude und Ehre, und ich wünsche ihnen zu diesem Vorzug aufrichtig Glück! Uebrigens bedarf ich sie nicht, da mir die Vorsehung ihren Beistand nicht versagt hat, um bis hieher zu kommen. Allein eine festliche Begebenheit wäre es mir, wenn ich diesem Hause ja zu etwas gut sein könnte! — Doch eine solche Großmuth mag wohl eigentlich nur der subtilste Grad von Rache sein.

So war also mein erster Versuch auf alte Bekanntschaften, die ich blos als Stütze, mir ein wenig ins Trockne zu helfen, benutzen wollte, abgelaufen, und ich kehrte mit neuer Bestätigung der traurigen Wahrheit zurück, daß der vom Glück Verlassene nirgends willkommen ist.

In einer großen deutschen Stadt fand sich einst ein Mann ein, der viel Unglück erfahren hatte, und bei dem vornehmsten Geistlichen, der außer seiner beträchtlichen Amtseinnahme eignes Vermögen besaß, Beistand suchte. Der arme Fremdling klagte ihm seine Noth und jammerte über die Härte der Menschen, sogar derer, die sich sonst seine Freunde genannt, aber ihn jetzt kalt und kurz abgewiesen hätten. Der Prediger wollte diesen Anlaß nicht vorbei lassen, ohne eine Anmerkung zu machen, die aus der Religion genommen war und den Mann zugleich trösten sollte. „Ja, sagte er, so verschieden sind die Menschen von Gott;

wer

wer from ist, ist laut der Schrift angenehm, aber bei den Menschen heists: wer Geld hat ist uns angenehm.„ Ja wohl, versetzte jener; aber Ew. Hochwürden denken gewiß wie der, dessen Diener sie sind; demnach hoffe ich, daß sie mich nicht verstossen, sondern mir mit Rath und That beistehen werden. Ja, mein lieber Mann, antwortete der Hochwürdige Herr, ich kann nicht Herzen prüfen, wie Gott; auch wär's ein geistlicher Stolz von mir, wenn ich mich Ihm gleich rechnen wollte, so lange ich Mensch bin, muß ich schon wie diese denken; also kann ich ihm nicht dienen. Der Mann ging aus Verzweiflung unter einen Trupp Spitzbuben, und stahl sich reich. Als ein vornehmer Mann gekleidet, erschien er einst wieder bei dem Geistlichen, meldete sich als der Arme, der ihn einst um Beistand angesprochen hatte, zeigte ihm Geld und Kostbarkeiten und erinnerte jenes Gespräch. Wodurch sind sie, fragte der Prediger, welcher ausnehmend freundlich gegen ihn war, in diesen großen Wohlstand gekommen?

Wozu

Wozu ich ihnen von Herzen Glück wünsche! – Durch die verbotensten Wege, versetzte jener. Ich habe (ins Ohr) beträchtliche Räubereien begangen. – Der Geistliche fuhr zurück. Was wollen sie? sagte jener, haben sie mir nicht selbst gesagt, daß man bei Menschen nur mit Geld angenehm wäre und sie auch als Mensch so denken müßten? Ich wollte mich also bei ihnen insinuiren, und sie, die als ein Diener Gottes nicht wie Gott denken mögen, werden mir's auch nicht verargen, daß ich lieber reich als rechtschaffen bin.„ Der Geistliche soll nicht vermocht haben, dem Mann zu antworten oder aufzuhalten, welcher Abschied nahm und schnell davon sprengte. Ich verbürge diese Geschichte nicht; sie gehört aber so ziemlich in das Buch der Alltagsbegebenheiten. Die moralisch sein wollenden Menschen lehren selbst durch böse Beispiele des Nichtachtens ihrer dürftigen Mitbrüder und der Pflicht gegen dieselben, sich auf verbotenen Wegen zu helfen.

Doch

Doch dies ist es nicht, weswegen ich die eben angeführte Geschichte erzählte; nur das nirgend angenehm sein, wenn man in schlechter Verfassung ist, war zu der Zeit dabei auf mich anwendbar. Dem gemäß beschloß ich, in meinen Versuchen nicht weiter zu gehen, und alles, was ich sonst gekannt hatte, und mir verwand war, in Gottes Namen laufen zu lassen. Ich hielt Wort, so trübselig mir's ging; als ich aber einst in den hülfloseſten Umständen war, machte ich doch wieder einen Versuch und zwar auf einen ganz nahen Blutsverwandten, auf den Sohn meines so sehr geliebten, vortreflichen Oncels und Vormunds, der Vermögen und keine Familie hatte. Wir waren zusammen erwachsen, und hatten uns wie Geschwister geliebt. Ich wußte, daß er kränklich; zugleich überaus hypochondrisch war; dies hielt mich ab, ihn, mit dem ich in meiner Kindheit und ersten Jugend so viel Freude gemeinschaftlich genossen hatte, zu besuchen; auch konnte ich bei seiner

ner wunderlichen Laune nicht auf Unterstützung rechnen. Da aber, wie gesagt, die Noth einst so groß war, schrieb ich an ihn, und bat, er möchte mir doch 50 Thaler vorschießen, die ich lieber ihn als einen Fremden schuldig sein wollte, weil er mich doch mit der Bezahlung nicht drängen würde. Ich bekam Antwort und etwas so weniges, daß ich schon mit mir zu Rathe ging, ob ichs ihm nicht wieder schicken sollte, als ich die Nachricht seines Todes erhielt, wo mir denn von seiner Hinterlassenschaft, die in sehr viel Theile ging, so viel zukam, daß ich doch etwas aus meinem ganz trostlosen Zustande gerissen ward, obs gleich nicht weit reichte. Ich weiß nicht so recht, was ich ohne diesen Zufall angefangen hätte. Der Antrag an meinen Vetter und sein Tod trug sich später als ein Jahr nach meiner Ankunft in Leipzig zu, und diese Zeit muß ich recapituliren.

Auguste brach ihren Vorsatz, fein still und sittsam zu sein, ziemlich bald wieder; sie brachte sich auch in Leipzig in ein schlimmes Gerede. Wir lebten in beständigen Streit zusammen; denn ich war völlig erwacht und wollte Mutter und Hausrecht brauchen. Aber wenig richtete ich aus: ihr gefiehl's in Leipzig; sie überließ sich der Lustigkeit, und ich hatte nichts dagegen, wenn es nur ohne Nachtheil für ihren Ruf abging. Wir machten Bekanntschaften von Mannspersonen und Damen, die sämmtlich gute, liebe Leute waren. Einige waren uns nützlich und verdienten darum unsern Dank. Fremd wie wir waren, hatten wir ihren Beistand, besonders in der Absicht, Verleger zu finden, nöthig; denn wir wollten beide schreiben. Aber es war eben, als ob Auguste (um derenwillen man aus der ganz natürlichen Ursach das meiste that, weil Töchter mehr Anspruch auf die Artigkeit der Männer zu haben scheinen, als ihre Mütter) nicht blos Freunde haben könnte, als ob

sie

sie den Namen Liebhaber tragen müßten. Daran war sie selbst schuld, und das verdroß mich nicht wenig! Wie oft bat und beschwor ich sie nicht, die Idee fahren zu lassen, daß sie jedem männlichen Geschöpf, das ihr Beifall zeigte, Dankbarkeit bezeugen müsse, weil es nur von ihr abhing, durch kluges Betragen die Absicht, die der oder jener auf sie haben könnte, in Achtung und Freundschaft zu verwandeln, ohne daß es hierüber zur Sprache käme. Dies alles half nichts: gefiel ihr irgend eine Mannsperson, es sei durch eine hübsche Figur, durch gute Sitten, oder Laune, oder durch den Beweis eines guten Charackters, und sie sah', daß er verliebt war, fluchs ward auch sie es, und machte seinen Erklärungen schnelle Vorschritte. Die Mannspersonen, welche sich leicht hinreißen ließen, mit einem Mädchen, wie sie war, ein Bündniß einzugehen, wenn es auch 1000 Rücksichten verboten hätten, waren also wegen des Lärms, den es fort und fort in dieser Art

gab,

gab, nicht so zu tadeln, als sie selbst. Dieser Lärm mußte entstehen; denn nur kurze Zeit dauerte ihre Anhänglichkeit an einen solchen Freund, ein anderer war ihr bald lieber.

So ging es hier von Ostern bis fast zu Michael, und ich hatte nichts als Verdruß, welchen man im Hause sogar bemerkte, weil es oft unter uns zu ziemlich lautem Wortwechsel kam, besonders wenn wir des Abends die Vorfälle des Tages behandelten, die ich immer nicht nach meinem Geschmack fand. Ich hatte den Sommer durch für die Michaelismesse ein Werk geschrieben, und Auguste arbeitete ebenfalls an dem ersten Theil von Kolnar und Klärchen anfangs so emsig, daß ich alle Freude daran hatte. So lange die Lust zur Sache dauerte, arbeitete sie geschwind; allein anhaltend hinter einander konnte die Schwärmerin nicht sitzen. Sie hatte verschiedene Freundinnen bekommen, die sie liebten, und ich selbst muß ihr

die

die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie innig, treuherzig und angenehm für ihre Freundinnen war, und sich ihnen aufgeopfert hätte. Ich war froh, wenn ich sie so engagirt wußte; aber oft rollte sie unüberlegt auch mit Mannspersonen herum, und das machte, wie natürlich, Aufsehn. Ich war schon kränklich und wollte arbeiten; dennoch ging ich zuweilen mit, wenn ich die verabredete Promenade nur erfuhr, um sie doch nicht allein und den übeln Urtheilen ausgesetzt zu lassen.

Wie es auch sein mochte, und welchen harten Kampf ich mit ihr bestehen mußte, würde ich sie doch noch zu mehr Eingezogenheit bewogen haben, und ihr Schicksal hätte sich auf irgend eine Art gewendet, wenn das Unglück nicht einen jungen Mann von Berlin herführte, der dort unser Freund und Augustens Liebhaber war. Der junge Edelmann war allerdings liebenswürdig; er sah vollkommen gut aus, hatte feine Sit-

ten und Verstand, auch Hoffnungen für die Zukunft; es war also nichts gegen ihn einzuwenden. Allein es schien mir, da wir noch in Berlin waren, nicht, daß er es ernstlich meinte; meine Pflicht erforderte also, Augusten vor einer abermals unnützen und gefährlichen Verbindung zu warnen; auch gab sie dieser Warnung Gehör. Er war eben in Amtsverrichtungen abwesend, als wir abgingen, und ich sehr froh, daß diese Connexion aufhörte. Gegen den Herbst aber erschien der junge Herr auf einmal bei uns in Leipzig, und seine Erscheinung war mir nunmehr angenehm. Ich hielt ihn für gesetzt und ziemlich wohldenkend, wenigstens für einen Mann, der die Begriffe der Ehre kennt, welches ein jeder, der ihn sieht und zuhört, mit mir glauben wird, und daher war ich ihm in Grunde gewogen, hätte ihn gern zum Schwiegersohn angenommen, wenn er dies wirklich werden wollte. Daß er nun uns aufsuchte, dünkte mir das letzte zu beweisen. Auguste war eben ausge-

gegangen, um zum Ball, der den folgenden Tag in einem Hause unsrer Bekanntschaft sollte gehalten werden, etwas einzukaufen. Als sie kam und ihn sah, blieb sie vor Staunen oder Schrecken in der Thür stehen, welches den jungen Mann ein wenig verdroß. Aber, wenn diese widrige Aufwallung daher kam, daß sie ihn bereits vergessen hatte, und an die vergangene Neigung nicht erinnert sein wollte, so lebte diese hingegen noch denselben Tag in ihrer ganzen Stärke wieder auf. Das war ihr eben nicht zu verdenken. Denn ihr Freund war äußerst einnehmend, und besaß darneben eine Bescheidenheit, die auch mir an ihm gefiel. Er blieb einige Tage bei uns, welches mir selbst Vergnügen machte, da ich nun auf ihn als einen künftigen Sohn rechnete; denn schon am folgenden Tage erklärte er mir seine Wünsche, Augusten zu ehlichen und bat um meine Einwilligung, weil sie beide hierüber einig wären. Wie gern ich sie ertheilte, mögen sie selbst denken,

denn was konnte ich für einen angelegenern Wunsch haben, als die flüchtige Auguste endlich an einen vernünftigen Mann, wie dieser mir schien, verheirathet zu sehen. Er wußte ihre Begebenheiten; da er sich also daran nicht stossen, sondern doch seiner Neigung zu meiner Tochter folgen wollte, konnte ich um so sicherer sein, daß sie vergnügt mit ihm leben werde. (Immer behauptete ich, daß Auguste ihre allzulebhafte, unüberlegte Art zu handeln, völlig ablegen und noch ein braves Weib werden würde: denn sie hatte Anlage zur Häuslichkeit und Wirthschaft, hatte viel Gefühl für häusliche Glückseligkeit; es gab Stunden, wo sie sich ganz in der Würde eines edeln tugendhaftdenkenden Mädchens zeigen, und über das moralisch Schöne und Gute entzückt sein konnte.) Herr von B. wohnte dem vorhin erwähnten Balle mit uns bei, und da sowohl, als bei den übrigen Bekannten, die er bei uns sah und mit uns besuchte, stellte ich ihn als den Bräutigam meiner Tochter vor. Als

er

er Leipzig wieder verlassen hatte, erfolgte lange kein Schreiben an seine Braut; sie schrieb ihm endlich, und nun kam ein Brief, welcher 7 Bogen lang war, und im betrübtesten Ton von einer Menge Beschuldigungen handelte, die man in Berlin Augusten aufgebürdet hätte; er wünschte aber zu seiner eignen Ruhe nichts mehr, als daß sie unwahr sein möchten. Die ganze Sache war offenbar Vorwand.

Nun folgen wieder Umstände und Begebenheiten, die ich übergehe, weil mir die Erzählung derselben zu schwer fällt, und ich nicht einmal in der Intrigue, die hier gespielt ward, gehöriges Licht erhalten konnte. Eben so wenig weiß ich jetzt noch, wie gewisse Begebenheiten zusammen hingen.

Auguste wollte nun fort. Noch einmal war sie zurück ins Verderben gefallen. Sie handelte ganz für sich, und mit blutendem Herzen, mit der traurigen Ueberzeugung, daß diese dem Guten so empfängliche

und

und doch so leicht zu verführende Tochter das Maaß ihrer Verirrung füllen werde, daß ich ihr zu nichts mehr gut, sie aber mir schädlich sein könnte, ließ ich sie ungehindert abreisen, um, wie sie sagte, ihren Bräutigam die Grillen auszureden.

XV.

Henriette hatte uns nach Leipzig begleitet, weil es auch für sie triftige Ursachen gab, Berlin auf einige Zeit zu verlassen, wo sie von Gläubigern, die sie für andere zu befriedigen hatte, bestürmt war. Sie hatte bei noch einigen andern Gelder zu fordern, die sie von hier aus zur Zahlung anhalten wollte, um in Berlin wieder bezahlen zu können; indessen machte sie unsere Bedienung aus. Allein zu lange Zeit konnte und wollte sie sich nicht in Leipzig aufhalten; als Auguste nach Berlin zurückging, wünschte sie diese zu begleiten. Doch diese hatte ihre Ursachen, sie nicht mitzunehmen, und da sie, wie ich schon gesagt, nach eignem Willen han-

handelte, mußte die arme Henriette noch zurückbleiben. Nicht lange nachher ward sie krank; aber so krank, daß sie den ganzen Winter durch bettlägerich war. Ich konnte ihr bei sehr dürftigen Umständen wenig Pflege wenigstens nicht so viel geben, als sie, die auch gemüthskrank ward, verlangte. Dies machte denn kein geringes Hauskreuz; denn sie war immer von übler Laune. Demohnerachtet beklage ich mich nicht über sie; es war billig, mit ihr zu tragen, da sie eben das für mich that; ihr Unmuth war, da sie noch über alles an einem fremden Ort krank lag und die Mittel zu ihrer Genesung nie gehörig besorgt werden konnten, sehr verzeihlich. Allein auch mir ists zu verzeihen, daß ich, die es mit dem besten Willen nicht ändern konnte, oft darüber, und nicht eigentlich über sie, sondern über die immer neuen Plagen ungeduldig ward. Ich selbst war schon im Sommer kränklich gewesen; jetzt – denn ich mußte alles kosten – bekam ich noch dazu böse Augen, wovon ich nie-

etwas erfahren hatte, und mußte fast den ganzen Winter durch mit verbundenen Augen im Winkel sitzen, weil ich nicht das Tageslicht, weniger noch das Stubenlicht des Abends vertragen konnte. Bei diesen Umständen nun ließ sich nichts schreiben. Also hatte ich nun auch nichts als die Sorge, wo die Bedürfnisse herkommen sollten, welche doch durch diese Krankheiten vermehrt wurden. So lange meine Tochter zugegen gewesen war, hatten wir zu viel Aufgang für unsre Verfassung: sie wollte alles tragen helfen; aber da sie wegging, trug sie nichts, mußte für sich selbst sorgen. Indessen hatte sie doch vorher auch durch ihren Fleiß beigetragen; zu dem war ich wegen Vorschusses von ihrem wenigen väterlichen Erbtheil in ihrer Schuld.

Da sie weg war, zog ich mich ganz ins Kleine, und nahm statt der Zimmer, welche wir bisher bewohnt hatten, ein kleineres und wohlfeileres bei dem nemlichen Wirth, wo ich jezt noch bin. Dieser war

lan-

lange genug still gewesen, jetzt wollte er bezahlt sein, oder doch einen Anfang zur Bezahlung sehen, ward also unruhig, so wie auch der Speisewirth. Da gabs nun ein ganzes langes Jahr Noth und Angst in Menge. Die Unterstützung, welche während demselben von meinem Sohn und Schwiegersohn aus Schlesien erfolgte, bewahrte vor dem gänzlichen: Ohne Rath und Trost sein. Ich kann indessen doch versichern, daß mir all das Jammerleben in Leipzig auf mehr als eine Art erleichtert, wenigstens viel leichter als in Breslau und Berlin ward. Was erstlich die Leute betraf, denen ich für Kost und Wohnung schuldig war, so war es ihnen nicht zu verdenken, daß sie endlich nach Bezahlung fragten. Wir kamen als fremde Personen hier an, und sie trauten uns; ich erzählte ihnen zwar nicht von vielen Geldern, welche nachkommen würden; vielmehr ließ ich sie bald genug bemerken, daß ich nichts hätte, als was ich mir etwa durch Fleiß erwürbe, oder

was ich durch Beistand von meinen Kindern haben würde. Allein etwas hatten sie doch vom Anfang gehofft. Da sichs nun eben sobald entdeckte, daß sie sich geirrt hatten, muß ich ihre Geduld mit mir immer loben. Die Behandlungsart war doch (zur Ehre der Leipziger sei es gesagt!) viel gutmüthiger als bei meinen ersten Wirthen in Berlin. Zweitens durfte ich, wenn es gänzlich fehlte, mich an einige meiner erst seit so kurzer Zeit erhaltenen Freunde wenden, und wenn das, warum ich sie bat, gleich nicht viel betrug, so war es doch immer etwas, das sie selbst anwenden konnten. Aber nicht allein versagten sie mir dergleichen Vorschüsse nie, sondern thaten sie auf eine so edle, gefällige Art, daß ich diese Freundschaft um so höher schätzen mußte. Auch war ich sicher, nicht beschämt, noch gemahnt zu werden, bis ich selbst meine Pflicht erfüllen könnte. Sie schienen es zu fühlen, daß es schon ein hartes Leiden ist, dergleichen Schritte thun zu müssen, und wollten mich nicht durch unedles

les Betragen mehr kränken; meine Bekanntschaft hatte sich auch im Lande umher verbreitet, und ich habe viel schätzenswerthe Personen unter dem Adel gefunden, die ich aber seltner sehen kann, da es die Umstände nicht zulassen, daß ich auch nur kleine Reisen oft unternehme. Ich muß mich also an meine Freunde in Leipzig halten, wobei ich also recht sehr zufrieden sein kann.

Ich würde undanckbar sein, wenn ich die wohlwollende Gesinnung dieser guten Seelen hier zu rühmen vergäße, wenn ich überhaupt nicht bekennen wollte, daß sie mir die Zeit meines Hierseins so manche frohe Stunde bei sich vergönnt haben, daß ich die Quaalen, welche mich drückten, oft bei ihnen vergaß, und daß ich ihnen endlich auch das Wiederaufleben meines Geistes zu danken habe. Ohne zu schmeicheln kann ich sagen: Leipzig ist der Aufenthalt vieler guten und edeln Menschen; die Bildung der Sitten, so wie der Denkungsart

art ist bei den meisten schön. Ueberall in der Welt herscht Menschlichkeit, bei derselben eine Menge Schwachheiten und Fehler, also auch in Leipzig. Allein die höhere Classe, die Beispielgebenden unter den Gelehrten und Magistratspersonen sind (größtentheils) nicht schuld, wenn's hier und da übel hergeht, da sie selbst sich derjenigen Tugenden sowol im Hauestand als durch edle Thätigkeit befleißigen, die dem Ganzen zur Nachahmung und zum Nutzen dienen können. Auch ist schon viel gewonnen, daß auf eine gewisse Moralität gehalten wird, daß Zügellosigkeit und freie Sitten nicht geduldet werden; dadurch wird beides zurückgehalten, jeder nur unverdorbenen Seele Abneigung dafür und den Schlimmern Mäßigung beigebracht. Nie ward ich auch in Leipzig durch die Geringschätzung gekränkt, welche man, wo Glanz, oder wenigstens Wohlhabenheit fehlt, sonst gleich bei der Hand hat. Es ist wohl Schwachheit, sich dadurch gekränkt zu fühlen, doch ists auch verzeihlich.

Denn

Denn wer noch Gefühl hat, kann, wie seine Lage auch sein möge, eine gänzliche Geringschätzung nicht vertragen; wenn er's verträgt, ohne daß es ihn mißvergnügt macht, so hat er nie Ehrliebe gekannt. „Was geht es andern an, wenn jemand „nicht prächtig gekleidet ist, und herrlich „leben kann, müssen sie deshalb einen hohen „Ton gegen ihn annehmen und von oben „herab auf ihn sehn!" Oder es ist eine Person von Kummer und Leiden so niedergedrückt, daß sie nicht mehr den leichten muntern Ton der Gesellschaft, ja nicht einmal mehr Lust hat sich anständig zu kleiden, nicht daran denken kann, verdient das nicht eher Mitleid als Spott? Worzu kann nicht lang anhaltendes Unglück den Menschen machen, besonders wenn es so viel Zweige hat, und immer neue erwachsen! Nur der, welcher davon genau unterrichtet ist, beklagt ihn denn, und behandelt ihn mit Schonung. Dies habe ich an mehrern treflichen Menschen zu rühmen, und ich werde es nie vergessen,

so

so wenig als die freundschaftliche bescheidene Erinnerung einer lieben Frau, daß ich doch ein wenig mehr auf das äußerliche halten möchte, um keine Gelegenheit zum Spott zu geben. Diese Erinnerung brachte mich aus der gänzlichen Vergessenheit meiner selbst zurück; jetzt begriff ich, woher die kalte Begegnung kam, die mir mit unter von mehr fremden Personen wiederfahren war, worüber ich mich doch zuweilen ärgerte; ja ich fand selbst, daß man Recht dazu hatte, und beschloß, diesen Fehler, so viel als möglich sein würde, zu verbessern. Es ist Eitelkeit, beständig auf Putz zu denken, und unrecht bei einer ohnehin mißlichen Verfassung, die Verfassung, die Verlegenheit durch zugroße Ausgaben der Art zu vermehren: ich würde mich auch im besten Wohlstand besonders in den Jahren, wo ich jetzt bin, ganz einfach kleiden, und wenig Veränderungen haben. Allein unrecht ists auch hierüber gar zu sorglos zu sein. Es kommt freilich nicht auf das Kleid an, und der

Glanz

Glanz um eine Person giebt ihr in den Augen des Vernünftigen keinen vorzüglichen Werth, aber der Wohlstand muß auch von dieser Seite nicht beleidigt werden, sonst verliert man die Achtung.

Henriette erfuhr, indem sie noch immer krank war, daß sie ein für sie höchst wichtiges Kapital gänzlich verloren hätte, und nicht die geringste Hoffnung war vorhanden, daß sie je etwas wieder bekommen werde. Da gab es nun auf's neue schreckliche Scenen! Ich sann hin und her, wie ich ihr und mir helfen könnte, fragte mehrere um Rath, und da mir gesagt ward, daß ein gewisser K . . . sehr wohlthätig sei, machte ich einen Aufsatz von dem, was ich vorzutragen hatte, und reiste damit selbst hin. Den Aufsatz hielt ich für nöthig, weil sichs mündlich nicht so aus einander setzen ließ, wenn ich keine Rede halten wollte, meine Absicht vor dem K . . . zu sprechen, und ihn zu bitten, daß er dies durchlesen und denn mich bescheiden möchte, ob er seine

bekannte Güte auch auf mich erstrecken wollte? Diese Reise bekam mir sehr schlimm. Machen sie sich eine Idee von einem Blinden, der um sich her Feuer spürt, ihm entgehen will, und in eine weit größere Gluth springt. Die Behandlungen, welche mir an diesem Ort wiederfuhren, waren kränkender, als alle, die ich bisher erlebt hatte, und mußten mich schmerzen. Ich würde es der Reihe nach erzählen, und ein jeder müßte das Urtheil fällen, was ein ganz unpartheiischer Mensch, dem ich es sagte, über die Sache aussprach, und ich hier auch verschweigen will; aber einige, die zu dem Verdruß beitrugen, haben eingesehn, daß sie Unrecht hatten, und sind mir jetzt schätzbar; um ihrentwillen also unterdrücke ich diese Geschichte. Doch ich gestehe ihnen aufrichtig, daß ich sie nicht vergesse, und daß, wo nicht Widerwillen, doch empörende Empfindungen in mir entstehn, so oft ich an jenen Ort denke. Etwas muß ich zur Berichtigung der damaligen Auftritte thun, wie ichs auch ergreife; besonders vergeß ich ein gewis-

wisses kurzes Gespräch nicht, an dessen Ende ich so verplüft ward, daß ich erröthe, wenn ich daran denke. Es giebt aber gewisse Behandlungsarten, bei denen man die Geistesgegenwart verliert, weil sie zu stark sind; und überhaupt wer nicht zu dem Volk aus der Halle gehört, findet gegen ausserordentliche Beleidigungen keine Worte; da am wenigsten, wenn er sich bewußt ist, sie gar nicht zu verdienen.

Dies war nun der letzte große Sturm; forthin blieb es bei den längst gewohnten Unwettern, die fast ununterbrochen anhalten, und nur wenig Sonnblickchen fielen mitunter. Von Augustens Aufenthalt wußte ich beinahe ein Jahr kein Wort: es gab Ursachen, welche die genaueste Erkundigung nothwendig machten; allein sie waren umsonst. Endlich bekam ich Nachricht von ihr, und Gott wie traurig! Sie ist hintergangen, verlassen worden und hat die herbsten, die bittersten Leiden erfahren, die zum Theil noch anhal-

ten. Jetzt Frau und Mutter, jetzt voller guten Willen, und rechtschaffnen Gesinnungen, verdient sie, da ich wenig, ja nichts Wesentliches zu ihrer Erleichterung beitragen kann, doch mein ganzes Bedauern; das Bestreben, ihr beizustehen und die sehnlichsten Wünsche für ihr Wohl, welches dann auch meine Seele ohne Aufhören beschäftigt. Das, was der erhabene Menschenkenner Jesus von dem erfreuten Vater über die Rückkunft seines verlornen, einst widerspenstigen Sohnes, sagt, kann aller Eltern Gefühle in solchen Fällen gegen die Armseligkeiten der Klügler entschuldigen, welche behaupten, es sei Schwachheit, sich solcher Kinder anzunehmen, die sich vieler Fehler schuldig machten. O ihr, die ihr das sagt, kennt die Empfindungen eines Vater- und Mutterherzens nicht, oder wenn ihr selbst Eltern seid, so macht die Natur bei euch eine Ausnahme. Ich kenne zwei vorzügliche Wünsche meines Herzens: einer davon sehnt sich nach dem Glück, keinem in der ganzen mir

be-

bekannten Welt einen Thaler mehr schuldig zu sein; – der andere, und natürlicher Weise heißeste, schmachtet nach dem Wohlergehen meiner Kinder! fleht Gott um Beistand für meine Auguste, um Zurückführung meines Wilhelms an. In Erlangung dieser Wünsche liegen alle meine Ansprüche auf dieser Welt; ich verzage nicht daran, indem ich der Güte einer alles regierenden Vorsehung traue, von der ich auf den rauhen Wegen, die ich durchgehn mußte, doch oft Ueberzeugung erhielt. Indem mich dies zu diesen meinen besten Hoffnungen belebt, fühl' ich mich zu aller Thätigkeit ermuntert, welche nicht nur von der Möglichkeit, sondern auch von der Wahrscheinlichkeit einiges Erfolgs unterstützt ist, und da kann ich denn besonders in Gesellschaft herzlich froh sein.

Doch es kommen auch Stunden des Zweifels, die nicht wenig am Herzen nagen, und so manche liebe Nacht, wenn mich der äußere Schmerz auch schlafen ließ, diese

Erquickung der Natur nicht zulassen. Hiervon ahnden denn selten meine Freunde etwas, welche ich nicht gern durch Klagen belästigen will.

Viel habe ich zwar (das sehe ich ein,) überstanden. Ich geniesse etwas mehr Ruhe; hin und her blühte mir ein Blümchen und dies brach ich nun in meinem Vaterlande. Also kam das frohe Klopfen des Herzens, da ich dies liebe Land erblickte, doch von einer Ahndung her, die mich nicht getäuscht hat.

Dennoch ist mein Herz die mehreste Zeit von eingewurzelten Gram gepreßt, und ich leide körperlich sehr viel. Wenn es mir nicht zuweilen Bedürfniß wäre, auszugehn, besonders dahin, wo ich frohe und zufriedene Menschen finde, so würde ich jetzt am besten thun, mich für immer in mein Stübchen zu verschließen, und mein finsteres Gesicht nicht in ihre Mitte zu bringen; doch meist werde ich dadurch aufgeheitert. Es

ist

ist nöthig, höchst nöthig, mich den traurigen Betrachtungen, die sich mir, wenn der Schmerz von außen und der Gram im Herzen wühlet, aufdrängen, zu entreissen. Sie werden zu ganz schwarzen Bildern, und so viel, was sich der Vernunft durch Erfahrung darstellt, will denn behaupten, daß sie nicht bloße Schatten wären. Ich bestrebe mich in diesen Stunden, die Ueberzeugung eines zweiten Sinnes festzuhalten; ohne dasselbe reitzt mich alles, was sich mit mir und andern zuträgt, zur Empörung gegen das Schicksal des Menschen, dieses edelsten der Geschöpfe.

Wir können unter denselben nur einen Theil Glückliche, gegen 3 Theile Unglückliche zählen. Von dieser größern Anzahl winden sich zwei Theile durch Quaal, Kummer, oft Verfolgung und Angst von ihren Mitbrüdern verursacht hindurch bis ins Grab. Sie dienen diesen zur Erreichung ihrer Absichten, zur Befriedigung ihrer Leidenschaften,

ihres Eigensinns; Millionen leiden durch den Willen eines Einzigen. Der dritte Theil bereitet sich seine Leiden selbst: aber ist er darum weniger zu beklagen? Er fehlte, weil ihn Beispiel und rasches Blut dahin riß, oder weil er eine üble Lage verbessern wollte. Der Glückliche beging die nemlichen Fehler, begeht sie immerweg, versagt sich nichts, unternimmt auch wie jener vielmal was aufs Ohngefehr, und es fügen sich günstige Umstände, wodurch es gelingt. Die Welt lobt und erhebt, tadelt und verwirft nach dem Ausschlag einer Sache, und das wäre noch immer das kleinste aller Leiden, wenn es irgend ein Mittel gäbe, welches den Unglücklichen alle Verbindung mit dem Menschen entbehrlich machte; aber so bedarf er ihrer, ist jeder Vernachläßigung, der Geringschätzung, dem Spott, harten Begegnung und den übelsten Urtheilen ausgesezt. Das kürzeste, sich hiervon zu befreien, ist Selbstmord. Wenn die übeln Urtheile denn auch lauter und allgemeiner werden, so ist es doch nur auf kurze Zeit, und das arme

Opfer

Opfer eines anhaltenden Elends ist vergessen. Allein die philosophirende Vernunft erkennt den Selbstmord für Thorheit, und hat wichtige Gründe zu diesem Urtheil; die Religion erklärt ihn für Verbrechen. Ich muß also, um nicht Thor oder gar Verbrecher zu sein, mich dem Mangel, einer fortwährenden Krankheit, wobei ich mir wegen eben diesen Mangel kaum Erleichterung geben kann, ich muß mich den ganzen Heer der traurigen täglich aufs neue eintretenden Folgen meiner bedrängten Lage, immer in Erwartung der tausenderlei Uebel, die nicht fehlen können, aussetzen, bis ich ausgekämpft habe.

Ein neuangekündigtes Salzmannsches Werk, welches er den Himmel auf Erden betitelt, wäre wohl so unentbehrlich als ein Hauskalender für den größten Theil der Menschen, wenn das, was der Verfasser verspricht, Fassung, Zufriedenheit, ja sogar Glückseeligkeit in jeder Lage (denn außer dieser letzten kann es nicht Himmel

auf

auf Erden heißen,) daraus zu schöpfen ist. Ich werde mir das Werk anschaffen und eben das rathe ich jedem Leidenden, der Zuspruch nöthig hat, und doch zuverläßig, wo nicht alles, was er zu seiner Beruhigung bedarf, doch einige wichtige Gründe dazu finden wird. Auch ist man dem Verfasser für seine gute Absicht schon Dank schuldig; denn gute Absichten sind immer wohlthätiger Genuß für den an Trost Verarmten. Vielleicht ists eine seiner Vorstellungen, daß doch keiner so ganz, so anhaltend, ja so ununterbrochen unglücklich sei, nicht Freude genossen zu haben, oder sie noch hin und wieder, wenn auch im kleinen Maaß zu genieſſen; und er beweist dann ferner, daß die Erinnerung der genossenen Freuden immer wiederkommender Genuß, daß das kleine Maaß derselben, welches uns jetzt zuweilen zugemessen wird, für unser Gefühl weit mehr sei, als immer neues Glück ist. Dies ist unläugbar, und wäre allerdings schon Ursach, unser Murren gegen die Vorsehung zu tadeln, weil demnach nur wenige

sind,

sind, die sich für ganz versäumt rechnen können. Doch das gnügt mir nicht, um Gleichgewicht unter den Menschen zu finden. Denn wenn einer in vollen Strömen schöpft, was der andere nur tropfenweise erhascht, so mag ihm immer dieser Tropfen unaussprechlich süß dünken, er wird doch nur um destomehr Sehnsucht nach Sättigung erwecken, die jener Sohn des Glücks bis zum Ueberdruß, oder doch bis zur Gleichgültigkeit haben kann. Wenn ich mich ferner vergangner Wohltage erinnere, welches Vergnügens ich schon einst in diesen Briefen gedachte, so komme ich nach diesem frohen Andenken desto bedrückter über den Anblick des entgegengesetzten vor mir liegenden Jammers zurück. Nein, es giebt durchaus kein Argument, was mich, wenn mit dem Tod alles aufhört, von der Billigkeit in Austheilung der Menschen-Schicksale überzeugen kann. Immer finde ich diese Vertheilung ungerecht; sie zeigt entweder Partheilichkeit oder ein blindes Ohngefehr. Das letzte

denkt

denkt kein Mensch mit gesunden Begriffen; die erste kann nicht von Gott gedacht werden; also muß in seinem Plan mit uns eine Bestimmung liegen, die über dieses Leben hinweggeht. Die demüthige Einwendung der knechtischen Gottfürchter, oft wohl auch das Resultat eines tyrannischen Gemüths, daß er der Schöpfer sei, der uns eine Bestimmung geben könnte, welche er wollte und Herr sei, uns wieder zu vernichten, wenn die Zwecke mit uns erfüllt wären, empört mein Herz zu sehr, ich mag ihr keinen Augenblick aufmerksam nachdenken, und hätte längst gern schon mit dem Paulus gehadert, daß er irgendwo so was Aehnliches sagen konnte. Ich bin Mutter, und meine Kinder sind mir, wenn auch die Wirkung der Natur ohne meinen eigentlichen Vorsatz erfolgte, doch in sofern das Leben schuldig, daß ich sie nicht im Entstehen zu vernichten suchte; daß ich vielmehr jede Ungemächlichkeit ertrug und in allem, was ich that, für das Geschöpf unter meinem Herzen besorgt war,

war, es hernach sorgfältig pflegte und mich gern um seinetwillen vielen Unbequemlichkeiten unterwarf. Wenn ich aber diese Kinder so nicht behandelte, wenn ich auch hernach ihr Schicksal nur von meiner Willkühr abhängen ließ, sie zum Spielwerk meiner Grillen und Plane machte, ohne Rücksicht auf ihr eignes Behagen zu nehmen, und sie dann, wann sie mir zu nichts mehr gut sein könnten, unbekümmert laufen ließ – ich denke, ein jeder müßte mich eine bösartige, hartherzige Mutter nennen. Daß ich so nicht handle, sondern für meine Kinder thue, was ich kann; für sie sorge, um ihre Unglücksfälle mich bekümmern und gern das Unmögliche möglich machte, um sie in Zufriedenheit und dauerhaften Wohlstand zu setzen, das ist bei mir und mehr treuen Eltern Instinkt der Natur, zur Fortpflanzung und Erhaltung des Menschengeschlechts eingepflanzt, kann man wohl sagen, aber der ihn einpflanzte, muß diese Triebe der Liebe, des Erbarmens und der hinreichendsten Vorsorge für seine

Ge-

Geschöpfe selbst fähig sein, sie in noch vollkommnern Grad empfinden, weil bei ihm keine menschliche Leidenschaft sie unterbrechen kann.

Auch in dieser Hinsicht wiederhole ich, was ich schon im vorigen Briefe gesagt, daß unser letztes Ziel nicht nur bis ans Grab gesteckt sein kann, jenseits ist ganz gewiß Ausgleichung, die den Umständen nach hier nicht stattfinden kann, und Gottes Wille muß es sein, daß wir dies hoffen sollen. Ich könnte ihn mit den Sclavenmeinungen, davon ich unten gedacht, vielmehr mißfallen, weil sie ihm dabei die Rolle eines übermüthigen, eiteln Despoten gäben, ihm, dem Gütigsten und Gerechtesten!

Wär doch auch, wenn sichs anders verhielt, eigentlich kein Mensch zum wahren Genuß des Glücks geboren, als kleine Kinder, die an nichts Theil nehmen, gepflegt und genährt werden, und sich jeden Abend

wie-

wieder auf die Spiele des folgendes Tages freuen, wo sie denn auch alles, was sie wollen, vorstellen und im kindischen Wahn es wirklich sind. Die also in den Kinderjahren stürben, wären allein Lieblinge des Schöpfers; er hätte sie geniessen lassen, was sie konnten, nahe aber am Eintreten der Jahre, wo die Vernunft Sein vom Scheinen unterscheiden lernt, und wo mancherlei Plagen lauren, sie zu empfangen, entrückte sie dem allen ein Tod, der ihnen noch dazu so viel leichter als andern wird. Erwachsen sie aber, so sind sie entweder glücklich oder nicht; im ersten Fall ist es schwer, moralisch gut und fehlerfrei zu bleiben. Dies unterwirft sie so mancher Vergehung und vermehrt ihre Quaalen, wenn ihnen einst das Glück den Rücken zukehren sollte. Im zweiten ist Leiden ihr Gefährte und Mißachtung die schmerzliche Folge; auch werden sie überdies zu so manchen Vergehen hingerissen, welches die Tugend beleidigt. O, elende Menschen, wenn ihr nur

für

für diese Welt geschaffen seid! Wer das so lebhaft empfindet als ich, und an Fortexistenz zweifelt, ist mehr zu beklagen als die Bewohner der Tollhäuser, dieser Behältnisse des höchsten Menschenelends. —

Und was wäre denn auch unsre gepriesene Vernunft in diesem traurigen Fall anders als abermals eine Aefferei? Sie wär uns verliehn wie ein köstliches Kleid, welches ein übermüthiger Reicher, der gern mit dem geringern Nebenmenschen sein Spiel triebe, irgend einen blödsinnigen Armen anlegte, dem er denn ein paar Stunden schmeicheln ließ, ihm prächtige Titel und allerlei unwahre Hoffnungen gäbe, wenn denn der arme Tropf dem allen nachdächte und sich den Kopf mit süßem Wahn füllte, entkleidete er ihn und schickte ihn in sein Nichts zurück. Eben so würde Gott gegen uns handeln, wenn er unsern Geist vernichtete. Der Menschengeist besitzt Fähigkeiten, der höhesten Begriffe und Thaten, der Vorstellung

lung einer vollkommenen Glückseligkeit, und was dazu gehört, aber er genießt sie nicht und verbringt sein Leben mit Hoffen und Rathen. Welcher Mensch, wie viel er studirt und wie weit ers gebracht hat, konnte im Betreff der Religion und der Philosophie ein unfehlbares, ein durch unwiderlegliche Beweise feststehendes System aufstellen? War es, seit Menschen sind, oder seit wirs wissen, daß dies Geschlecht vorhanden ist, nicht beständiger Widerspruch, womit ein Gelehrter die Grundsätze des andern schwächte und oft vereitelte? Wie viel Religionen gab es nicht, wie verschieden sind sie noch jetzt! Die Christenreligion ist unstreitig die reinste, die sich mit der Vernunft, sogar mit der Philosophie in den meisten Stücken am besten verträgt, wie vielfältigen Auslegungen ist aber auch sie nicht unterworfen! Man hält in den meisten christlichen Ländern auf das einmal Angenommene, weil man es für die Sicherheit nothwendig glaubt; aber dies sagt nichts für die Wahrheit dieses An-

genommenen. Die Religion erscheint hier blos als Vehickel, sie ist Polizeisache. Uebrigens wird die Schrift und in ihr die Hauptlehren der Religion nur allzuverschiedentlich ausgelegt: ich rede hier nicht von Spöttern oder Widersachern, sondern von redlich gesinnten Männern, die sie schätzen und lehren. Nun die hohe Philosophie! Ist sie nicht bloße Kunstsache? Aber unwesentliche Kunstsache, die auf Schlüssen beruht, welche wieder ein andrer umwirft, die oft keine Existenz hat als in den Köpfen ihrer Lehrer und keinen Werth, als der des schönen Vortrags. Dieser dient statt Ueberzeugung, bis ein andrer großer Mann aufsteht, der Urtheile und das Ganze verwirft, und beides anders vorschlägt. Ich will mich nicht etwa zum Tadel oder zur Verkleinerung großer Lehrer unter den Theologen und Philosophen aufwerfen, ich ehre ihr Streben nach Wahrheit, so fern es wirkliches gutgemeintes Bemühen ist; nur will ich sagen, daß keiner es zur Gewißheit brachte, wenn auch für sich

(doch

(doch auch oft nur für einige Zeit) dennoch nimmermehr für uns übrigen. Und das ganz natürlich, denn es ist keine andere Autorität vorhanden, auf die er fußen könnte, als die Vernunftschlüsse, die aber ein anderer nicht so gelten läßt. Sie selbst also und wir alle sterben dahin, und wenn wir im letzten Augenblick des Sterbens das Gelehrte und Gelernte überdenken, so muß unser letzter Gedanke die Frage des Pilatus sein: Was ist Wahrheit? Aber wir wollten doch so gern wissen, haben ohne Zweifel oft nahebei gerathen, indem wir uns in ein Labyrinth von Zweifeln, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten verirrten – ganz wahrscheinlich also hat der, welcher unserm Geist zu diesen erhabenen Beschäftigungen die Fähigkeit verlieh, ihm Gelegenheit zu einem festen Resultat über alles Gedachte, Vorausgesetzte, Zusammengeräumte und Gehofte aufbehalten. Ich möchte einst nicht gern unter denen sein, die über jenen die Gottheit und ihre heiligen Eigenschaften entwei-

henden Schlüssen und Folgerungen brüteten, und sie andern mittheilten. Meine Religion und die Hoffnungen durch sie, bleiben also schlicht, wie Jesus sie lehrte, und wie ich ihn verstehe. Was ich nicht fassen kann, macht mich nicht verantwortlich, so fern der Zweifel meiner Moralität nichts benimmt, und der Verehrung Gottes, seine Rathschlüsse nicht profaniren, und ich mir nichts zu läugnen erlaube, weil ichs nicht fasse. In diesem Uebereinkommen mit mir selbst gehn mir die verschiedenen Auslegungen der Theologen nichts an; was die Philosophen betrift, so wage ich mich nicht an die Vorträge dieser Herren. Wenn ich aber als eine Laiin in der Gelehrsamkeit (doch das sind alle Weiber, die sich mit Litteratur abgeben; denn wir können nie Wissenschaft, sondern nur Wißbegierde besitzen,) urtheilen darf, so sind mir die natürlichsten, die liebsten: nicht blos, weil ich sie am besten verstehe, sondern weil auch immer zu befürchten steht, der große Mann, der dabei

nicht

nicht bleibt, werde sich im Steigen so in die ungewissen Schlingen des Schliessens und Beweisens verwickeln, daß er, um nicht stecken zu bleiben, sich durch gänzliche Unbegreiflichkeit weg macht, wo ihm denn viele ganz erbärmlich nachstolpern und blindweg sprechen, was sie selbst weder glauben noch verstehen. Glauben in gehörigen Schranken an Mysterien liebe ich aber doch auch an den Philosophen; denn Mysterien muß ich haben, wenn ich die Zuversicht an Fortdauer, die darunter gehört, behalten will.

Noch einmal! Ich mag sie nicht fahren lassen diese Zuversicht; denn wenn mir nun alles zerbricht, wenn ich um mich her nichts als widrige Begebenheiten sehe, wenn ich mir oft den kleinsten Wunsch versagen muß, wenn ich meinem eignen und dem Leiden meiner Geliebten und Freunde nicht abhelfen kann, wenn ich mich zu nichts brauchbar finde: so richtet mich der Gedanke auf: Es wird einst besser werden!

Sie glaubens nicht, Freund, wie wohlthuend das auf mein Herz wirkt, und jemehr wirkt, je weiter weg die Hoffnung schwindet, in diesem Leben noch einen frohen Zustand zu genießen. Wenn ich gesagt habe, daß ich noch immer auf Erfüllung meiner angenehmsten Wünsche hoffe, daß ich der Vorsehung zutraue, sie werde mir noch einen ruhigen Lebensabend beschieden haben, so gründet sich das auf Ahndungen, die mir aber auch zugleich sagen, das Erringen dieser Wohlthaten werde schwer sein; auch darf ich sie nicht gänzlich und ungetrübt erwarten. Eins z. B. kann mir kein Mensch, kein Zufall geben, d. i. die Gesundheit. Ich darf es gar nicht hoffen, daß diese jemals wieder erträglich werden wird; Schmerz ist mein beständiger Gefährte. Ich kann als das einzige Gute nur noch erwarten, in kurzen Perioden immer Linderung zu spüren. Zufälle, wie ich sie habe, man nenne sie Gicht oder Rheumatism', sind mit etlichen funfzig Jahren nicht mehr tractable, und das

um

um so gewisser, da sie mit einigen dreißig angingen, also um zwanzig Jahre lang immer mehr eingewohnt sind und stärker werden. Viele an meinem Platz können aber doch solche Leiden sehr mäßigen, indem sie die gehörigen Mittel anwenden, sich Bequemlichkeit verschaffen und das Schädliche meiden. Dies alles kann ich nicht; folglich ist besserwerden unmöglich, schlimmer werden hingegen gewiß, und bei dieser Gewißheit würde ich verzweifeln, würde wenigstens nicht nur heut, da ich diesen Brief unter Beklemmung und Schmerz schreibe, sondern täglich und stündlich von der finstersten Laune sein, wenn ich nicht auf eine bessere Zukunft hoffte.

Hier also ist Geschichte meines Lebens bis auf diese Stunde vollendet. Im ersten Theil ist zu ersehen, daß ich einst der Freuden mancherlei genoß, im zweiten, daß die Menge der Leiden sie übertraf. Ich habe alles aufrichtig bekannt, wodurch ich hierzu

selbst

selbst beitrug, und mir das Kreutz meines Traums (erinnern Sie sich, ihn im ersten Theil gefunden zu haben,) aufheftete. Jetzt noch trag ichs, obwohl es hier und da weniger drückt; ganz abfallen wird es nicht, bis ich hienieden aufhöre; ists doch gut genug, daß ich des Leidens gewohnt jetzt keine Bürde zu schwer, und die kleinen Erleichterungen, die ich geniesse, desto süßer finde. Mein Unmuth durch Krankheit vermehrt mag nun noch so oft rebelliren und raisoniren, so dringt dennoch oft dankbare Empfindung über das Ueberstandene und über die mehrere Ruhe im Ganzen durch. Ich fand sie in meinem lieben Vaterlande, und in ihm will ich meine Augen einst schliessen, wenns im Buche meines Schicksals nicht anders aufgeschrieben steht.

Der Plan, meine Kinder und alles, was mir werth ist, im Preußischen einst wieder zu sehen, weicht wol selten aus meinem Kopf; doch das widerspricht meinem Vorsatz,

satz, in Sachsen zu sterben, nicht; so lange es Wege von einem Lande ins andere und Zufälle in Menge giebt, die Menschen zusammenbringen, darf man am Wiedersehn geliebter Personen nicht zweifeln. Ich habe ja jetzt nicht nur Kinder, sondern auch Enkel; wär's doch gar zu traurig, wenn ich nicht hoffen sollte, diese kleinen Geschöpfe auch noch einst an mein Herz zu drücken! – Wenn die Sehnsucht, welche wir nach unsern Geliebten, nach werthen Freunden empfunden, nie befriedigt werden sollte, dann wär' uns ein zärtliches und treues Herz nur zur Pein gegeben.

Eines solchen Herzens bin ich mir bewußt, indem ich, während ich diese Briefe schrieb, mein Leben und meine Handlungen anhaltend durchging, und mich dabei oft der leisesten Gedanken, die sich gern zu Entschlüssen erhoben hätten, erinnerte, war ich am Ende genöthigt, jener französischen Dame oder dem Autor eines neuerlich heraus-

ge-

gekommenen Compendiums artiger Briefe von ihr, nachzusagen: „Ja! ja! das ist die „Ausbeute von unserm Forschen nach Wahr„heit, (nach unsrer Bemühung um Selbster„kenntniß sage ich,) daß man am Ende alles „Böse weiß, zu dem man fähig ist." Dies also muß auch ich bekennen; aber wenn ich vor dem strengsten Gewissensrath meine Beichte ablegen sollte, so müßte ich mir mit Grund der Wahrheit das Zeugniß geben, daß die beiden niedriegen Triebe, Neid und Rache, nie in mein Herz kamen; daß dieses an sich immer gut und treu war, und so wird es auch bleiben, wenn jetzt gleich zuweilen ein Nebel von Widerwillen gegen Menschen, eine gewisse Abgeneigtheit gegen die mehresten von ihnen dasselbe überzieht. Es käme nur auf den Fall an, daß ich einen von denen, die mir (wobei sie zum Glück nichts verlieren,) am meisten mißfallen, dienen könnte, ich glaube, die Freude darüber würde mich mit ihnen aussöhnen. Eben so denk' ich gegen die, welche mich wirklich beleidigten, oder mir unhold waren. Ich

Ich weiß sehr wohl, daß meine Gutmüthigkeit häufig gemißbraucht ward: ich habe aber erfahren, daß man Personen, die gern allen gefällig sein, und überall zurücktreten, nicht einmal Dank dafür schuldig zu sein glaubt, sondern es für ausgemacht annimmt, daß ihnen nichts, oder doch immer das schlechteste gebühret; doch ich könnte um dieser Erfahrung willen, den anspruchmachenden Ton nicht annehmen, wenn ich auch wollte, da ich ihn von Jugend auf nicht hatte. Gegen gewisse Personen war ich treuer, als sie es verlangten, weil es ihnen völlig gleichgültig sein konnte, und zu sein schien, wie ich ihrentwegen dachte. So zum Beispiel verhält sichs noch immer in Ansehung des Preußischen Hauses, sonder Dank noch Geheiß noch Nutzen fühl ich eine Anhänglichkeit an dieses große Fürstenhaus, als ob ich das größte Glück unter seiner Regierung genossen hätte, Preussens Vortheil liegt mir wenigstens mit eben solchem Eifer am Herzen, als dem treusten

seiner

seiner Staatsgeschäftsmänner, und alles, was auf den Flor dieses Hauses deutet, macht mir soviel Vergnügen, als ob ich darunter gewönne. Ich denke, der König und die hohen Mitglieder seiner Familie würden, wenn sie das wüßten, weniger dankbar dafür sein, als man es für die Treue eines Schooshündchens ist, welches sie doch nur deswegen fühlt, weil es gut genährt und gepflegt ist.

So bin ich auch überhaupt eine unbelohnte eifrige Patriotin, liebe mein deutsches Vaterland und meine Mitbürger, fast möchte ich sagen über Gebühr; den ihr Ruhm, ihre Wohlfarth liegt mir beständig auf der Seele. So manches, was in dieser Epoque weder dem ersten noch der letzten vortheilhaft ist, vermehrt mit unter meine schlimme Laune nicht wenig. Diese Vaterlandsliebe, welche, wie alle Leidenschaften, zuweilen ververblendet ist, gab mir zu Anfange dieses Kriegs allzuheftige Partheilichkeit gegen

Frank-

Frankreich, wobei ich denn manches nicht sahe. Die Neufranken und ihre Absichten waren vor etlichen Jahren, die ersten nicht so brav gesinnt, die zweiten nicht so geläutert. Ich schätze sie jetzt mehr, und sehe ihren Fortschritten mit Aufmerksamkeit zu. Deutschland, dem ganzen Deutschland wünsche ich Friede und gutes Vernehmen mit der neuen Republick, zugleich jedem guten Fürsten den ruhigen Besitz seiner Provinzen! Zur Erlangung alles dessen möchte man zuvörderst so manchen, der es befördern kann, die Inspiration eines guten Geistes wünschen; der Exorzismus, wenn er Wirkung thäte, wäre bei vielen sehr nöthig! –

Das war also auch ein Wort Politik, welches die Prahlerei mit meinem Herzen herbeiführte. Wie wir Weiber, wenn wir ins Plaudern gerathen, doch vom Hundertsten aufs Tausendste fallen!

Am Ende der Erzählung meiner Lebensbegebenheiten muß ich mich noch bei

ei-

einem wesentlichen Punkt in demselben etwas aufhalten: da ich nur immer in Vorbeigehen davon gesprochen habe, könnte ich vielleicht Anlaß zu Mißverständnissen oder gar ungleichen Auslegungen gegeben haben. Ich erzählte ihnen unter andern: daß ich damals, wie ich mich von allem entblößt sahe, beschloß, als Schrifftstellerin etwas zu erwerben. Hier wird mancher sagen, daß die Brodnoth nicht der glänzendste Beruf zur Schrifftstellerei und bei unsern bücherreichen Zeiten, desto schlimmer für das Publikum ist, wenn es sich mit den Produkten bewirthen lassen muß, die aus Angst und Noth entstehen, weil dabei Kopf und Herz sehr wenig Interesse haben, es daher dem Schrifftsteller dessen Geistesblicke nur auf die baldige Einnahme des Honorairs gerichtet sind, nicht bekümmert, wie die Bogen voll werden, wenn sie nur voll werden. Dies ist sehr wahr, und nach meinem eignen Erachten sind unter den Ursachen, warum man schreibt, die beiden,

um leben zu können und um als Schriftsteller zu glänzen, dem guten Zweck, den Bücher haben sollen, nicht so recht günstig: die erste gebiert Vernachläßigung und Uebereilung, die zweite Ueberspanntheit, zuweilen Unsinn. Der Mann mit gründlichen Kenntnissen und Talenten will sich ebenfalls dadurch berühmt machen; allein er sieht dies als einen gewissen Erfolg an, und so schreibt er ruhig und leicht aus der Fülle seiner Kenntnisse; wenn hingegen die Ruhmkämpfer der Ahndung, daß sie nicht siegen werden, zum Trotz sich in Transport setzen, und in demselben ihr armes Genie so zerpeitschen, daß es vor Angst bald ungeheure Sätze macht, bald in die Tiefe hinabfällt, und zuletzt ermattet ist, wie es die letzten Bogen seines Werks kaum ganz beweisen, weil er über Vermögen hergiebt. Dies hat mich erbarmt, und ich habe, um nicht selbst ein solches Mitleiden zu verdienen, nur immer geleistet, was ich konnte, und nie mehr leisten wollen.

Ferner: auch große Schriftsteller schreiben nicht umsonst; allein der Drang, die Welt zu belehren, angenehm und nützlich zu unterhalten, ihre Gedanken und Urtheile über wichtige Materien zum Nutzen des Publikums bekannt zu machen, reicht ihnen die Feder, und nun ists billig, daß sie auch die Früchte ihres Fleisses genieſſen. Ein ganz anders ists um das arme Geschöpf, welches sich selbst wie eine Zitrone auspreßt, und wie ein Gericht, das auf mehr als eine Mahlzeit reichen soll, immer wieder aufwärmt, um höchstens drei Thaler, meist zwei, auch wohl gar nur zwei Gulden für den Bogen ihrer unter Sorgen und Kopfbrechen geleisteten Arbeit zu erhalten.

Die Herren Rezensenten hadern hierüber und können von dergleichen Werken, wenn sie nicht ganz unter ihrer Kritik sind, nicht schlimmes und lächerliches genug sagen. Dies hat immer sein Gutes, der Geschmack des Publikums wird doch hin und

wie-

wieder dadurch zurechtgewiesen; überdem hat die Menge mittelmäßiger oder gar schlechter Schriften noch das böse, daß sie so manches treffliche Werk verdrängt. Denn man kauft entweder nach dem Titel oder auf die Empfehlung eines Bekannten, nach dessen Sinn es war, weil sein Geschmack nicht edel ist. Ehe also die Herren Rezensenten, die mit solchen Scribeleien alle Hände voll zu thun haben, und sie so wenig vertilgen können wie die Heuschrecken, wo diese einfallen, das Produkt vor ihren Richterstuhl bekommen, ist's in hundert, wohl in mehrern hundert Händen; indessen ein Werk vom größten Werth kaum Käufer hat. Das ist immer gut für euch, ihr Bücherfabrikannten, vom zweiten, dritten Rang, und wenn ihr nur nichts schreibt, was euer Publikum zu Unsinn oder Unthaten verleitet, so wünsch' ich, daß es nie anders werden möge. Jedermann will nach seiner Art unterhalten sein, alle können nicht Kanten lesen, so daß er verstünde, was er läse. Wie-

lands,

lands, Göthens und andrer großen Männer Werke sind eben auch nicht eines jeden Waare, denn alle Welt hat doch nicht einerlei Geschmack und Fassungskraft. Die, bei denen beides nicht aufs meisterhafte gebildet ist, wollen auch was nach ihrem Schlage haben. Wenn es also auf mich ankäme, so hätten die Subalternen unter den Schriftstellern volle Erlaubniß, in ihren Arbeiten fortzufahren, wie sehr auch die hohen Chefs darüber spötteln mögen. Nicht selten avancirt auch einer von diesen Mindern und schwingt sich in den ersten Rang. Gelingt es ihm dann nur bei einigen Werken, dann hat er das Vorurtheil auf seiner Seite; nun kann seine Anstrengung immer nachlassen, und er kann mit Bequemlichkeit so manches schreiben, welches recht untersucht das Aufsehen nicht verdient, das es dennoch macht. Er kann Kinderpossen, Erzählungen, die gar nicht zur Sache gehören, mit einstreuen; der Verleger bezahlt es dennoch sehr hoch; die Rezensenten haben

(wenn

(wenn der Verleger nicht etwa einen beleidigt hat) Respect dafür, und das große gebildete Publikum fragt mit Ungeduld nach dem zweiten, dritten, vierten Theil u. s. w.

Wenn das irgend die großen Männer, die ich so innigst verehre, lesen sollten, so würden sie mich für eifersüchtig auf ihre Kunst halten, weshalb ich mich denn dieser anscheinenden Seitenhiebe erdreistete, doch gewiß sie irrten sich gänzlich! Auch kann hier von keinem wirklich großen Mann die Rede sein. Beneidung findet überhaupt bei mir gegen sie nicht statt, weil ich das, was sie sind, nicht sein kann, wohl aber ist mir jede Stunde, jede Gelegenheit willkommen, die mir erlaubt, ein wenig aus den Quellen ihres Geistes Producte zu schöpfen. Was ich hier sagte, und einer so übeln Auslegung unterworfen sein könnte, geht nur mit unterlaufende Fälle an.

Auch mit den Herren Rezensenten wollte ich mich nicht gern verfeinden. Ich habe

schon gesagt, daß sie Recht haben, dem Ueberschwemmen mit kleinen Schriftstellern wenigstens etwas zu steuren, auch ist es einmal ihres übernommenen Amts, den wahren Werth eines Buchs, nach ihrem Dafürhalten, anzugeben, und wer, was sie sagen, beherzigen will, lernt sich vor wirklich begangenen Fehlern künftig hüten — nur die Art, wie sie zu Werke gehn, kann ich nicht loben: Es ist selten der gelassene, belehrende Ton, der gewiß seinen Zweck erreichte, in dem sie tadeln; meist sollte man glauben, der Verfasser hätte sie selbst mit seiner Schrift beleidigt, so bitter, so geringschätzend, so stolz fährts aus ihrer Feder aufs Papier. Ich selbst habe hiervon auch einige Erfahrung, bin aber weniger als andre böse, weil ich immer gegen andre geschont bin; allein ein wenig wurmte michs zwar, doch habe ich so manches, was gesagt ward, wahr befunden.

Nach alledem will ich auch nun im folgenden Brief ein wenig zu meinem Besten sprechen, und zeigen, daß ich die Feder nicht blos aus Verlangen nach dem Honorar, noch weniger aus Verlangen, Schriftstellerin zu heissen, ergriff, sondern daß mich eine unwiderstehliche Neigung immer dahin zog. Ich würde sie bei einem bessern, ruhigern Schicksal, wo ich auch meine Kenntnisse vermehrt hätte, zu grösserm Beifall befriedigt haben.

XVI.

Daß ich schon als Kind vorzügliche Neigung zu den Wissenschaften hatte, ersehn Sie aus dem ersten meiner Briefe. Je mehr ich heran wuchs, je stärker ward sie, ich grämte mich oft nicht schlecht, ein Mädchen zu sein, und die jungen Männer, welche auf eine Universität gingen, waren die einzigen Menschen in der Welt, die ich beneidete. Ich glaube auch, daß ich ein Ge-

lehrter geworden wäre, wenn mich die Natur zum Manne schuf, und mich mit eben diesem Durst nach Wissenschaften, mit welchem doch wohl Leichtigkeit, sie zu fassen, verbunden gewesen wäre, versehen hätte. Auch als Weib würde ich vielleicht den gelehrtesten unsers Geschlechts, deren vordem mehr vorhanden waren, als zu unsern Zeiten, gleichgekommen sein, wenn meine Erziehung und der Ort, wo ich diese empfing, mehr Gelegenheit zum gehörigen Unterricht zugelassen hätte. Der, welchen ich errang oder so mitunter erhaschte, war doch immer abgebrochen, und hauptsächlich ermangelte ich des Unterrichts in Sprachen, welcher zu einem ausgebreiteten Wissen doch ganz unentbehrlich ist. Ausser der französischen Sprache lernte ich keine einzige, ich wollte zwar auch die lateinische lernen; allein diese Lections hörten bald auf, weil der Lehrer sie mir verbitterte. Zudem fielen von der Zeit an, da ich für erwachsen galt, bis zu meiner Verheirathung zu viel Zerstreuungen vor,

die

die doch auch nach meiner Neigung waren. Demohnerachtet nahm ich alle mir selbst überlaßne Minuten wahr, um, was ich haben konnte, zu lesen und kleine Aufsätze zu machen, besonders Gedichtchen, die aber weder Regel noch Schmuck besaßen, obwohl etwas daraus hätte werden können, wenn sie gefeilt worden wären. An Feuer des Gefühls und Ausdrucks fehlte es nicht; aber es war gar zu sehr rohe Natur, um nur mittelmäßig zu sein; darum übergab ich auch, sobald ich mehr fühlen lernte, ein großes Paquet solcher Sächelchen dem Feuer. Als ich verheirathet war, sollte italiänische englisch und sogar noch lateinisch gelernt werden; aber alles das kam nie über den Anfang hinweg, viele Wochenbette, Hausgeschäfte und gesellschaftliche Zerstreuungen unterbrachen alles. Doch ich las viel, indem meines Mannes längst gebildeter Geschmack den meinigen immer mehr formirte. Er starb, und ich brachte mehrere Jahre erst unter Zerstreuung, dann unter schweren

Sor-

Sorgen hin. Als ich vom Lande, wohin ich mich auf drei Jahre verwiesen hatte, (während denen ich fast nichts las,) zurück nach Breslau kam, und so still bei meinem Bruder lebte, las ich wieder deutsche und französische Bücher, begann auch, wie ich schon einst bemerkte, den Versuch eines Romans; es entstanden die drei Theile von Heinrich Robers Begebenheiten, die ich nachher nach Berlin kommen ließ, und erst in Leipzig herausgab.

Dieses Werk, welches ich immer mehr bearbeiten wollte, aber es nie konnte, welches ich auch, da es endlich angebracht war, gehörig durchzusehn, weder Zeit noch erforderliche Seelenstimmung hatte, ist noch dazu, theils wegen Entfernung des Druckorts, theils wegen der eingeschlichenen Fehler oder der Undeutlichkeit des Manuscripts durch Druckfehler hin und wieder entstellt, und da der Verleger, Herr Müller in Riga, es wegen darein gekommener Geschäfte,

te, die ihn schnell und ehe es noch ausgegeben war, von der Messe abriefen, gewissermaßen vernachläßigen mußte, so ist das Publikum nicht so bekannt damit, als es dasselbe ohnerachtet seiner Fehler vielleicht verdient. Mein natürliches und zu jener Zeit schon durch Trübsale mehr geläutertes Gefühl für edle Natur lebt in diesem Werk. Die Raisonements, die so ganz schlicht, nirgend überspannt sind, ein wenig hin und her gestreute Laune, und die Ver- und Entwickelungen der darinnen vorkommenden Geschichten, können wenigstens weder dem Kenner mißfallen, noch den übrigen Lesern lange Weile machen.

Der Stil geht wenig von dem in meinen spätern Werken ab, doch so viel ich selbst urtheilen kann, ist er in den letzten etwas neuer und gebildeter. Er würde es in allen meinen Schriften ganz und nach den besten Mustern sein, wenn ich mehr Aufmerksamkeit und Muße aufs Zierliche

hätte

hätte verwenden und mehr hätte lesen können, wenn mein mit hunderterlei Unannehmlichkeiten angefüllter Kopf der Präzision, die ich doch so sehr liebe, immer fähig gewesen wäre; diese aber zeigt sich nur in den Werken eines länstgeübten Schriftstellers, der nichts als seinen Stoff im Sinn hat, und sich mit der dahin gehörigen Gedankenfolge nicht durch tausend fatale Nebenideen krümmen muß.

Auch Gedichte machte ich in Breslau, und zwar die meisten, von denen, die sich in der kleinen Sammlung befinden, wovon ein ziemlich starker Rest ganz ruhig in Berlin bei Herrn Buchhändler Schöne liegt. Ich ließ sie damals auf meine Kosten oder vielmehr auf die Kosten jenes braven Mannes drucken, der mir so freundschaftlich und ohne eigennützige Absicht Beistand leistete. Nirgend ward es bekannt gemacht; an gedruckte Pränumerations- oder Subscriptionsankündigung ward nicht gedacht; wer-

durch

durch mündliche Benachrichtigung ein Exemplar nahm, bekam es, und bald gerieth die Sache ins Stecken. Ich darf sagen, daß große Dichter und Kenner diesen Gedichten, welche unter dem Titel: Sammlung vermischter Gedichte der Frau von W. gedruckt wurden, Beifall gegeben, und ob sie gleich nicht alle von gleichem Werth sind, so fühl ich doch selbst, daß sie nicht unter die schlechten Gedichte gehören. Doch auch sie vernachläßigte ich größtentheils, das Schöne davon hätte von mituntergelaufnen, hier zu matten, dort zu planen Ausdrücken mehr gereinigt werden sollen. Ueberall ist natürliche Darstellung, dichterischer Werth, zuweilen ein wenig Schwung des Genies, Theilnahme des Herzens zu finden; aber man vermißt auch häufig die Wahl des Ausdrucks, ja sogar ist das Silbenmaß nicht in allen Gedichten, besonders nicht in den ungereimten beobachtet. Ich fühlte es, mehr als zu wohl, und nannte diese Stücke deshalb poetische Prosa. Dem-

ohn-

ohnerachtet hat der große Dichter, Herr von Göcking, der mich mit dem, was er mir einst über die Sammlung schrieb, stolz auf sie gemacht hat, er rüget, daß ich die Kindtaufe, den allgemeinen Liebling, nicht durchgängig in Hexametern geschrieben. Doch was ging mir zu der Zeit die Verbindlichkeit an, so fortzufahren, wie ich angefangen hatte. Ich war froh, wenn ich die Scenen, so wie sie sich meiner Einbildung darstellten, hurtig aufs Papier werfen konnte, denn eben als ich dieses Stück unter der Feder hatte, wechselten die widrigsten zerstreuensten Auftritte bei mir ab; ich konnte nicht eine Stunde ruhig und allein sein, hatte zu entscheiden, zu vermitteln, und mich gegen eine Menge Lärm zu wehren. Als ich die Gedichte zusammentrug, war ich voll froher Erwartung, Beschäftigungen und Anstalten, welche die gebührenden Verbesserungen nicht zuliessen. Die Sammlung sollte gedruckt werden, ich glaubte alles gut zu machen, wenn ich mich setzte und fluchs schrieb:

poe-

poetische Prose. Verschiedene dieser Gedichte hat mir lebhafte Darstellung des Gegenstandes in die Feder gedrungen, so daß ich nicht schnell genug schreiben konnte, z. B. das Gedicht: „an das Geld." Die Jahrszeiten des Lebens ꝛc. und in allen ist an den ersten Entwürfen wenig verbessert worden. Einige meiner Freunde, auf deren Urtheil ich mich verlassen kann, haben mir gesagt, daß ihnen dennoch unter meinen Werken die Gedichte das liebste wären, und daß ich noch mehrere herausgeben sollte. Allein ausserdem, daß jetzt, wegen der Menge Taschenbücher unter verschiedenen Namen und Gestallten, die alle neue Gedichte enthalten, eigne Sammlungen, wenn sie nicht von einem unsrer großen Dichter sind, wenig gelesen werden, finde ich auch, daß sich mein Dichtertalent immer mehr verliert. Gellerts Meinung darüber in der Fabel von der Nachtigall und der Lerche, ist sehr richtig; wenigstens sind nur wenige so auf eine ganze Lebenszeit von den

Musen

Musen geweiht, daß sie in spätern Jahren das Feuer der Einbildung und die Leichtigkeit wieder haschen könnten, wodurch ihre vorigen Gedichte entstanden. Ich meines Theils habe beides verloren, und glaube nicht einmal, daß ich meine Gedichte vortheilhaft verbessern würde, wenn ich dieses vornehmen und sie dem Publikum gereinigt mittheilen wollte. Sie mögen also bleiben, wie sie sind, so gleichen sie einem Mädchen, das nicht schön ist, aber dennoch Reitze besitzt, die dasselbe interessant machen, künstelte ich aber daran, so möchte ich vielleicht auch noch diese natürlichen Reitze verunstallten.

Als ich in Berlin aller meiner Hoffnungen quitt und in dem traurigen Zustande war, dessen ich in einem meiner Briefe gedacht, schrieb ich einen Roman betitelt: Wie sich das fügt; oder die Begebenheiten zweier guten Familien. Diese Begebenheiten haben mit dem, was mir und den Meinigen da-

mals

mals wiederfuhr, nicht das geringste analoge. Davon abstrahirte ich gänzlich. Ich wollte nicht daran denken, machte es vielmehr mit meiner Vernunft, wie mit einer guten Freundin, die im erbarmungswürdigen Zustand ist, und man durchaus nicht zum Nachdenken über einen großen Verlust, der sie dahin brachte, will kommen lassen, deshalb man sie durch allerlei zu zerstreuen und zu beschäftigen sucht. Dies Product, dies Wiegenlied meines Elends nahm ich im Manuscript mit nach Leipzig, und verkaufte es für den Preis, den noch unbekannte Schriftsteller erlangen, an Herrn Buchhändler Schwickert allhier. Es ward unter meinem Namen gedruckt.

Ein Herr Recensent hat ohngefehr folgendes darüber abgeurtelt: „Alle Gegen„stände, die darinnen vorkämen, alle Er„zählungen und Raisonements wären all„täglich und längst bekannt. Es wäre „nicht gut, wenns viel so in der Welt her-

ginge

„ginge – die Verfasserin hätte ihre Talente „besser anwenden können.“

Ich glaube, der Mann hätte anders geurtheilt, wenn er den Zustand der Verfasserin, in dem sie das Werk schrieb, gekannt hätte; für meine damalige Geistesunterdrückung ist wahrlich die Fülle des Nachdenkens, der Regelmäßigkeit, des Zusammenhangenden vorhanden, und wegen der launigen Scenen, die doch mit unter vorkommen, ist das Werk, möcht ich sagen, ein Wunder. In der That, da ich in mehr als halber Verstandesabwesenheit schrieb, so ist dieser Roman merkwürdig, und sollte als ein Beweis der unerschöpflichen Hülfsquellen des menschlichen Geistes, sich durch jede Unterdrückung hindurch zu arbeiten, gelesen werden. Uebrigens seh ich doch, bei wiederholter Durchsicht, nichts Abgedroschnes oder Albernes. Daß die Raisonements nicht neu und die Helden der Geschichte anfangs ziemlich klein sind, auch

meh,

mehrere Gegenstände nicht zur vornehmen Welt gehören, kann ja auch kein unverzeihlicher Fehler sein, wenn, was das letzte betrifft, mehr meiner Meinung sind, daß die Menschen in jedem Stande gleich edel oder unedel handeln, und wer sie sein mögen, die Schätzung verdienen, die ihren Handlungen zukommt, welches ich auch in Heinrichs Robers Begebenheiten behaupten wollte. Was mit dem, „es wäre nicht gut, wenn es viel solcher Begebenheiten gäbe" gesagt sein soll, weiß ich nicht. Alle Begebenheiten in diesem Buche sind doch nicht schlimm und die schlimmsten darinnen werden von dem, was wirklich geschieht, mehr als zu oft weit übertroffen.

Ich habe mit festgefaßtem Vorsatz bei meinen Romanen immer den Entzweck gehabt, die Menschen vorzustellen, wie sie sind; denn meines Erachtens kann ein überspanntes Romanen-Gemälde wo nicht immer schaden, doch nichts als die Einbildung

des

des Verfassers bewundern machen; in sich selbst, in lebende Beispiele, kann es nie führen. Die menschliche Natur zu erhaben oder zu tief erniedrigt vorstellen, heißt eben so viel, als ob man sagte: so hoch könnt ihr nicht kommen lieben Leser, und so tief sinkt keiner von euch; folglich wollte ich euch nur durch ein Märchen unterhalten; das ist aber doch nicht, oder soll nicht der einzige Zweck eines Schriftstellers sein. Der erreichbarste ists freilich; denn Romane und Schauspiele werden, so wie die Predigten, nur um der Unterhaltung, des neuen, des hübschen Vortrags willen gelesen und gehört. Dies leidet keine Ausnahme als in Ansehung der Predigten bei Leuten, die aus Gewohnheit oder weils doch sein muß, in die Kirche gehen. – Deswegen macht auch nur eine erfindungs- und bilderreiche Einbildung den beliebten Romanenschreiber; die Natur muß bei solchen nicht anders als ganz in ein ander Wesen masquirt auftreten, und entweder den Leser in Erstaunen über Götter-

ähnlichkeit oder in Zittern und Entsetzen über Teufelmäßigkeit versetzen, immer am liebsten überspannte, so große Scenen, daß einem beim Lesen die Haare steigen: dann ist das Buch schön, und recht besehn, wer nur liest, um seine Einbildung entweder auszufüllen oder zu üben, hat Recht, so was zu wählen. Ich bin besonders jetzt wenig geschickt dazu, indem die Einbildungskraft bei mir im Schwinden ist; am wenigsten kann ich gräßliche Scenen, so stark sie sein sollen, darstellen, es ist mir immer, als wenn ichs nicht zu arg machen dürfte; auch leidets (welches vielleicht lächerlich klingt,) meine Nervenreitzbarkeit nicht, die sich in alle ausserordentliche Vorstellungen mischt, welches höchst unangenehme Empfindung verursacht; daher kann ich auch große Scenen, weder als Zuschauerin, noch als Leserin ertragen. Ich will mich dieser Hinfälligkeit und Schwäche nicht etwa rühmen; sie ist mir nur zu betrübt, hat aber wohl ihren Ursprung von der Furcht und der bangen Er-

wartung, welche mir so lange Zeit fast unun.erbrochen zusetzten. Ach! meiner armen Auguste wirds eben so gehn!

Das erste Produkt meiner Feder in Leipzig war: „Die drei Spinnrocken, oder Herman von Tüngen und Pertha von Salza, welches bei Herrn Buchhändler Voß in Leipzig herauskam. Damals war noch der Geschmack an Geschichten aus der Vorzeit überall neu, diese also den Herren Buchhändlern willkommen. Ich habe die Menschen der Vorwelt immer mit einem günstigen Vorurtheil angesehen, welches ich selbst für Schwachheit erkenne, denn dies Geschlecht war nie weder besser noch schlimmer als es jetzt ist und künftig sein wird. Seine Tugenden und Fehler erschienen nur wie die Menschen selbst in ihrer Kleidertracht immer nach veränderter Gewohnheit und Sitte roher oder feiner. Indessen, was kann es auch schaden, daß ich unsern Urälter-Vätern und Müttern

herz-

herzlich gut bin und sie mir auch gut vorstelle; man soll ja den Todten das Beste nachreden. — Doch ernstlich von der Sache gesprochen, so gefällt mir die letzte Hälfte der ältern und die erste Hälfte der mittlern Zeit wirklich recht gut. Ich finde nach der Geschichte bei aller Finsterniß, Barbarei und einer Menge schädlicher Mißbräuche, die Menschen (besonders will ich von den Deutschen sprechen,) in einer so natürlichen Biederkeit, Gutherzigkeit und Würde ohne Stolz; daß ich glaube, wenn die Diener der Religion nur von einem bessern Geist, von einem Geist der Ehrlichkeit beseelt worden wären, anstatt, daß sie im Namen der Religion Verbrechen begingen und begünstigten, wie man Wasser trinkt, es würde eine herrliche, treffliche Menschenart gewesen sein.

So eingenommen ich von dieser Meinung bin und immer war, versetzte ich mich oft im Geist in die Zeit unsrer Voreltern.

Ich sprach, ich besorgte Handgeschäfte, ich speiste mit ihnen, begrüßte die Ritter, wenn sie von der Fehde zurückkamen, mit ihren Weibern und Töchtern, half denn den letzten nicht allein für den Ritter, sondern auch für seine ehrlichen Knappen, Buben, und wie sie alle genennt wurden, die sein Haus ausmachten, fein wirthschaftlich zubereiten, und freute mich besonders der Benennungen: Hausfrau, Frau Berthe, Dirne, Ritter Hans, oder Peter, Jungfrau. Freute mich über das Ihr und Du und überhaupt des Unbewußtseins der guten Leute in dem Schwall von Wörtern und Complimenten, worein sich zu unsern Zeiten Heuchelei und Falschheit eingenistet haben, und sich so nähren, daß sie täglich stärker und grösser werden, so daß von allem, was man sich einander Ehre anzuthun oder Freundschaft zu beweisen sagt, kein Wort mehr wahr ist. Also träumte ich oft, und wenn ich irgend in einer alten Burg war, welche 5–600 und mehrere Jahre zu stehn schien, dann wan-

wandelte ich unter den Manen der einstigen Bewohner, wie im Paradiese, umher. Bei dieser kindischen Neigung weiß ich selbst nicht, woher es kam, daß ich nicht schon eher eine Geschichte aus der Vorzeit schrieb; doch ich konnte zum Theil dazu nicht Zeit gewinnen, und zum Theil war meine Lage zu unruhig zur Ausführung einer solchen Lieblingsidee. In Leipzig endlich ging ich damit zu Werke, ich hatte da, wie sie gesehen haben, eben auch Kummer, und eine meiner Erwartungen war gescheitert, auch war ich kränklich und wegen Augusten mit unter verdrüßlich. Dennoch war ich mehr Herr meiner Gedanken, und die Versetzung in die Zeit des Flors der Familie von Salza war mir so wohlthuend, daß ich, wenn ich bei der Arbeit war, alles Widrige vergaß. Es ging leicht genug von statten, und das Mährchen gerieth nicht übel. Doch was ists auch für Kunst, ein Mährchen zu schreiben, wenn man nur den Ton der guten Erzählung ein wenig besitzt. Im Grunde ist

so

so was zu lesen, kein unangenehmer Zeitvertreib; man darf den Verstand dabei nicht sehr anstrengen, sondern nur immer sehen, wies weiter und wie es zuletzt kommt. Die drei Spinnrocken haben demnach ziemlich gefallen, man hat sogar entweder übersehn oder es sehr möglich gefunden, daß der ehrliche Burggraf von Salza mit seinem Gaul viel Klaftern tief unter die Erde fallen und doch nur den Fuß ein wenig beschädigen konnte. So wollte man auch über die Maschinerie des unterirdischen Gefängnisses, wo ohne Menschenhülfe die Fallthüren in einer nicht geringen Höhe durch angebrachte Federn sich öffnen und schliessen, nicht Untersuchung anstellen, mir es nicht aufrücken, daß die Deutschen im 12ten, 13ten, 14ten Jahrhundert wenigstens nicht an solche Kunstwerke dachten. Das alles hat man ununtersucht gelassen, da die schöne Pertha, die Gräfin von Gleichen, die böse Blanka, der artige, hübsche und rüstige Herman von Tüngen u.s.w. so verschiedne, angenehme und erstaunende Scenen hergeben.

Ich

Ich war einmal in die verflogne Zeit gerathen, und wollte nun etwas von mehrerer Würde, Geschichtähnlichkeit und Ernst, was auch aus der mittlern Zeit genommen war, und sich der neuern näherte, schreiben. Einst hatte ich ein Geschichtchen von der schönen Tochter eines Grafen von Ruppin gehört, Ludwig der Bayer, Churfürst von Brandenburg, war, wie bekannt, sehr jung, als er diese Würde erhielt, war schön und liebte das weibliche Geschlecht. Ein Graf von Ruppin befand sich unter den Ständen, die sich gegen ihn empörten, und aus diesen Umständen zusammen erschuf ich eine Geschichte betitelt: Ema von Ruppin, eine Geschichte voll Leiden, Freuden und Wunder aus dem 14ten Jahrhundert, bei Herrn Buchhändler Jacobäer in Leipzig. Ema ist nun die schöne Tochter dieses Grafen von Ruppin, welcher unter Ludwigs Widersachern einer der vornehmsten war. Die Absichten des Churfürsten auf seine Tochter, die ihm soviel Verdruß

druß machten, nahm ich nun zu meinem Werk als die Ursach seines Zorns an, der sich doch zuletzt legt, weil sichs ausweist, daß der schlimmste Streich, der den armen Vater ganz zu Boden schlägt, Ema's Entführung, nicht das Werk Ludwigs war. Vieles, was während der Zeit, da sich die Begebenheiten zutragen, erzählt wird, ist der Geschichte treu, einige der Erdichtungen sind so, wie ich immer gern phantasirte, folglich habe ich mich darüber ausgebreitet, so z. B. und am meisten, indem sich meine Ideen mit den Männern vom Berge, zu denen Erich von Mecklenburg kommt, beschäftigen.

Dies Werk hat sehr gefallen, und darf ichs gestehn? es ist eine Lieblingstochter von mir. Meine Ema, das bekennt jeder, ist ein unvergleichliches Geschöpf, ein Engel, und doch laß ich menschliche Schwachheiten an ihr sehn, dies ist nun einmal mein Eigensinn; ich will durchaus keines meiner Bilder ohne den Anstrich der Natur darstellen.

Anna

Anna von Guitzau ist ein wahrer weiblicher Teufel. Ich glaube aber, es giebt dergleichen noch jetzt; nur zu jenen Zeiten ward der Wille noch nicht von ganz unmenschlichen Handlungen durch die Verfeinerung zurückgehalten. Ein böses Herz von Neid gefoltert, spielt jetzt eben die Intriguen, um die Nebenbuhlerin zu entfernen, und sich an ihr zu rächen; aber wenn die, so es trägt, ihr gleich tausend Dolche ins Herz stoßen möchte, so wird sie es doch nicht wagen, zur Einkerkerung in eine Gruft so frank und frei Hand zu bieten; die civilisirten Sitten machen sie zu furchtsam dazu. Was also ehemals in der Natur lag, ist noch jetzt in ihr zu finden; ich habe, was ich einst nicht begreifen konnte, weibliche Bosheit kennen lernen. Anna von Guitzau ist also kein Ungeheuer, das nicht existiren kann. Wer übertreiben wollte und es könnte, würde diese Anna noch viel grausamer haben handeln lassen, auch ließ er sie nicht so durch Gift still abtreten; allein, wie ich schon gesagt, ich komme in solchen Fällen nicht weiter.

Der

Der Vaterlandsenthusiasmus und der Grimm auf die französische Nation, die auch wirklich noch vor zwei Jahren in einem sehr ungünstigen Lichte erschien, trieb mich, eine Piece zu schreiben, betitelt: Pflicht und Vortheil der Deutschen in einem Sendschreiben an den Adel und die Ordensritter der deutschen Länder. Wie sehr dies Werkchen Frucht der Leidenschaft war, könnte ich durch vieles beweisen, ich habe es unter andern in einem männlichen Namen an verschiedene Fürsten gesand, weil ich glaubte, meine Vorschläge würden mehr Eindruck machen, wenn man sie von einem Manne glaubte. Diese Piece ist nicht ungünstig rezensirt worden, hat auch noch einige andre Federn erweckt. Die Vorschläge, welche ich that, waren, wenn sonst nicht tausend Hindernisse im Wege gelegen hätten, die ich jetzt wohl einsehe, nicht unausführbar; auch wollte ich nicht, daß man die Adelsarmee ganz in Rittertracht werfen sollte, wie ein gewisser

Autor

Autor verstanden haben will; ich schlug nur vor, etwas von dem alten Costum dabei anzubringen, um für die Jugend, weil man den Geschmack an die Ritterzeiten erregt hatte, einen Reitz mehr in die Sache zu legen; sonst sprach ich von einer leichten Uniform nach Art der dänischen Armee, und unterwarf meine Vorschläge erfahrnen Leuten. Uebrigens sehe ich jetzt, daß meine Adelsarmee aus einer Menge gar triftiger Gründe nicht entstehen konnte, Neigung zu den Gebräuchen der Vorzeit und glühendes Verlangen, die französischen Völker aus Deutschland hinausgetrieben zu sehn, stellte ich mir damals leicht vor, was ich jetzt nach den Zeitumständen in Deutschland als unausführbar betrachte.

Ausser diesen chimärischen Vorschlägen ist der Widerspruch der Ewaldschen Piece: „Was sollte der Adel jetzt thun," ohne daß es mir anfangs Absicht war, mit in diese Brochüre gerathen. Es ist ganz

wahr,

wahr, was ich in derselben sage, daß ich, während ich sie schrieb, Nachricht von dieser Brochüre erhielt, da mich der Titel auf die Meinung brachte, sie werde den meinigen ähnliche Vorschläge enthalten, so schickte ich mit Freuden darnach. Ich fand ganz das Gegentheil, und glaubte über seine Vorschläge an den Adel und seine Beschuldigungen verschiedne, wie ich denke, sehr gegründete Einwendungen machen zu müssen. Ich schrieb eben nicht im Eifer; denn Ewald konnte durch einzelne Erfahrungen verführt, vom Ganzen eine vorurtheilige Meinung haben, wie das viel braven Leuten geht, auch hielt ichs für Schwachheit, sich darüber zu erzürnen; dennoch wurden bei der Rezension einige zu harte Ausdrücke gerügt, welche meiner Feder im Drang der Ueberzeugung entwischt sind. Was wird der nemliche Rezensent zu der Piece gesagt haben, welche erst voriges Jahr aus der Feder eines Adlichen geflossen und betitelt ist: Stolz, Eigennutz und Preßfreiheit?

heit? Denn dieser fehdet ganz anders mit Herrn Superintendent Ewald; ich war, da ichs las, recht stolz auf meine Höflichkeit.

Mitten in den vielfältigen Leiden, die mich auch, wie ich Ihnen berichtet; in Leipzig die erste Zeit umgaben, schrieb ich eine kleine Piece: Phantasie meiner schlaflosen Nächte, für fühlende Herzen und Leidende. Wie ich des Nachts, indem mich der Kummer nicht schlafen ließ, dachte, so wards am Tage in der ersten ruhigen Stunde aufs Papier geworfen, nur, daß ich meine Gedanken ordnete und gehörig vortrug. Man hat darüber in einer Literaturzeitung sehr geringschätzig gesprochen, welches mir nur erzählt worden ist; denn selbst las ichs nicht. Die Bemerkung, es wäre nichts neues gesagt, muß ich in sofern gelten lassen, als der Rezensent sich vielleicht vom Titel Phantasien von ganz neuem Schlag eingebildet, dagegen aber nur Klagen einer Leidenden und Betrachtungen, die

sich

sich mitten im Gefühl ihres Kummers zu ihrer Beruhigung einstellten, gefunden hat. Ich glaube nicht allein, sondern bin auch überzeugt, daß nicht nur immer, sondern auch zu derselben Zeit viel andere Menschen mit ihrem Kummer wachten, die eben das fühlten, vielleicht auch dabei dachten. Auch in sofern ists also nicht neu; vermuthlich aber war das alles dem Herrn Rezensenten deshalb mehr als gleichgültig, weil er nie erfuhr, wie in anhaltenden Leiden, dem Herzen nach Trost bange und es denselbigen, in Ermangelung eines fremden Trösters selbst aufsucht, ihn auch in Reflexions, die ihm so süß sind, als sie dem Recensenten gemein vorkommen, findet. Es giebt auch Dulder, denen der Gram eine solche Erleichterung nicht zuläßt, für die ists denn wohlthuende Erinnerung an die mannigfaltigen Beruhigungsgründe, besonders des christlichen Dulders, sich zu fassen. Ich habe die Freude gehabt, Danksagungen einiger würdigen Personen, die betrübtes Herzens waren,

ben, einzuernten, und so ist denn doch mein dabei gehabter Zweck nicht ganz verloren gegangen, auch ward ich dennoch schon zum voraus für das gedachte einige Zeit nachher gefällte Urtheil entschädigt.

Bei dem Herrn Buchhändler Böhm ist herausgekommen: Theophrast Grademann, einer von den seltnen Erdensöhnen. Ein Roman für Denker und Edle. Ich habe hiervon zu sagen, was meist von allen meinen Werken gilt, und ich schon erinnert habe: daß die Geistesruhe und selbst die Zeit mir fehlte, um es der Absicht, die ich hatte, ganz würdig zu machen, und es der Vollkommenheit näher zu bringen. In einer Literaturzeitung befindet sich eine sehr lange Rezension davon, in welcher der Verfasser einigermaßen Recht hat. Sahe ichs vor dem Druck, wie ich Willens war, noch einmal durch, so würden die Raisonnements und Relations hin und wieder kürzer, weil mir

nach-

nachher manches zu ausgedehnt schien, ich kann, wenn ich auf einen Stoff, gerade den ich durchzusehn mir nun wol nicht blos anmaße, sondern überzeugt bin, mich nicht bald genug entschliessen, ihn wieder zu entlassen, so geräths denn wohl ein wenig zu weitläuftig. Weiter rügt er einige mit eingelaufne neue Wörter, und hat auch da Recht, ich hatte sie hingesetzt, wie man zuweilen sonst einen neuen Einfall probirt, und würde sie bei nachmaliger Uebersicht ausgestrichen haben. Da ich mich bescheide, in meiner unruhvollen Lage, die mir nicht die gehörige Beherzigung solcher neuen Compositionen zuläßt, nicht Wortschöpferin sein zu können. Aber bei alledem ist doch wohl die Sache des Aufsehns nicht werth, welche der Herr Rezensent davon macht, indem er es als eine unverzeihliche Freiheit, als einen Eingriff in Majestätsrechte behandelt.

Ueber etwas, was er zu Anfang seiner critischen Beurtheilung sagt, mußte ich lachen.

lachen. Er hält das Werk für Nachahmung eines Salzmannischen, ich kann aber versichern, daß ich bis diese Stunde noch nichts vom Herrn Inspector Salzmann gelesen habe, wenig nur verstattete mir bisher meine geschäftsvolle Lage zu lesen, wenn ich ein Werk unter der Feder hatte, erforderten die Umstände alle Stunden, die ich von meinen weitläuftigen und leider! meist unangenehmen Correspondenzen und andern lästigen Beschäftigungen erübrigte, auf Fortsetzung desselben zu wenden. Es gingen denn wohl, wie es noch geschieht, ganze Tage hin, wo mir ein krampfartiger Kopfschmerz nicht die Augen zu öfnen, geschweige zu schreiben oder zu lesen erlaubte; dann mußte ich auch zuweilen ausgehn, und in Gesellschaft einiger Freunde Erholung suchen. Mit Sehnsucht hörte ich denn von den Werken der Männer sprechen, die unsern Büchervorrath schmücken, hörte sie rühmen, oder las die Ankündigung davon, und nahm mir vor, diese Schriften selbst zu lesen; aber es blieb

bei dem Vornehmen; nur selten riß ich mich für einen Tag von allen andern los, und widmete es der Lektüre eines neuen Werks. Dies waren denn meist politische Zeitschriften, welche man doch auch beherzigen will. Also hat mein Rezensent völlig fehlgerathen, indem er geglaubt, ein Salzmannisches Werk habe den guten Theophrast als einen unächten Sohn (denn dafür scheint er ihn zu halten,) das Wesen gegeben. Wenn der Plan dem des Herrn Inspector Salzmanns ähnlich ist und die Ausführung der seinigen dann einigermaßen gleicht, so ist das ein Zufall, welcher sich öfters zuträgt. Es kann eine und dieselbe Idee in zwei Köpfen, von denen der eine in Westen, der andere in Norden denkt, entstehn; die Ausführung kann sich vollkommen gleich sein, ohne daß beide sich darüber gesprochen, oder einer dem andern auf diese Idee geholfen hat. Indessen habe ich die Salzmannischen Werke, seit mir die Rezension bekannt ward, noch mehr zu lesen gewünscht. Meine anhaltende

Kränk-

Kränklichkeit, welche mir bisher die Zeit zu den nöthigsten Geschäften stahl, hat es verhindert, doch will ich mich nun länger nicht abhalten lassen, den braven Salzmann, dem ich nachgestümpert haben soll, in diesen und seinen übrigen Schriften kennen zu lernen, eben schrieb ich dies als ein Bekannter mich unterbrach, er hatte den Theophrast und die Rezension gelesen, also theilte ich ihm diese hier befindlichen Einwendungen gegen das Urtheil des Rezensenten mit und er sagte mir, dieser Herr könne auf kein andres Werk als den Karl von Karlsberg zielen, welches aber eigentlich einen ganz andern Zweck und einen Himmel weit unterschiedenen Ideengang hätte. Wenn das ist, so ließ er sich bei der ersten Uebersicht durch irgend eine Stelle, auf die er stieß, verleiten, das Buch für Nachahmung eines Salzmannischen Werks zu halten.

Und nun ließ er sich, wie es scheint, von dem Verdruß über das vermeinte Nach-

schnitzen so einnehmen, daß er sich gar nicht die Mühe nahm, alles zu lesen, dies muß wirklich der Fall sein, sonst hätte er Felsstein und Rudolphy nicht episodische Personen nennen können, da die Geschichte dieser beiden jungen Leute sehr ausführlich erzählt wird, und wie ich mir schmeicheln kann, viel Interesse hat. Ausser dem Herrn Rezensenten, welcher also vermuthlich blos blätterte, hat gewiß kein Mensch mühsam zurück in dem ersten Theil lesen müssen, um zu sehn, wer Siegfried und Ferdinand wären. Die Aufmerksamkeit des Lesers wird vielmehr so gereitzt, daß der zweite Theil von vielen, die es mir selbst gestanden, eben deswegen mit Verlangen erwartet wurde, weil man zu wissen wünschte, ob sich nicht in Ansehung ihrer Abkunft etwas entwickeln werde, und mir deucht, überraschend genug, da man durch nichts in ihren Geschichten auf eine solche Vermuthung gebracht wird, erfährt der Leser, daß es Brüder sind, welche ihren Vater erst mit ihm zusammen finden, und

zugleich

zugleich ihren rechten Namen erfahren. Diese Brüder erhalten sogar den Beifall des Herrn Rezensenten, der übrigens das ganze Werk herunter zu würdigen und sogar den ehrlichen Theophrast lächerlich zu machen gesucht hat. – Episodische Personen giebts überhaupt in diesem Roman wenig, die meisten gehören in Gradmanns Wirkungskreis, oder zu meiner Absicht. Theophrast ist, was seine eigne Geschichte betrift, eigentlich am meisten episodisch, und würde ohne das, was er Gelegenheit hat für die übrigen zu thun, durch sie zu erfahren u.s.w. den Namen zum Werk nicht haben hergeben können, den er blos durch seine Menschenliebe, Duldsamkeit und Thätigkeit zum Besten anderer verdient.

Das, was Sie bei dieser weitläuftigen Widerlegung der Rezension über Theophrast Gradmann denken werden, errathe ich, und kann es Ihnen auch nicht verargen; sie bemerken nemlich eine ziemliche Dosis

Egoism

Egoism bei mir. Doch davon ist der schönste unsrer Triebe, die Mutterliebe niemals frei. Aufrichtig aber kann ich Sie versichern, daß ich nicht die Urtheile der Rezensenten ganz verdächtig machen, sondern nur zeigen wollte, wie sie zuweilen ohne vorhergegangene hinlängliche Prüfung gefällt werden. Ich weiß nicht, ob sie mein Werk gelesen haben; ists geschehn, so müssen sie mir, wie es schon mehrere thaten, beipflichten. Aber ich weiß den Mann, der es rezensirte, recht gut zu entschuldigen. Der Titel verführte ihn, wie man aus dem, was er darüber sagt, schliessen kann, etwas ganz vollkommnes, etwas wundernenes zu erwarten. Da er dieses nicht fand, so fand er bei einmal vorgefaßter geringschätzenden Meinung auch das Gute darinnen wenigstens allgemein bekannt. Er hat Recht, wenn er annimmt, daß noch weit gründlichere Sachen von der Art und diese wohl mehr auseinandergesetzt schon vor dem Richterstuhl der Kritik erschienen sind; für diesen aber

schreibt

schreibt man doch nicht, sondern für das Publikum, welches wenigstens durch dergleichen nicht ganz unnütz unterhalten wird. Wie gut, wenn es viel Theophraste gäbe! und so manches, was, wenn auch schon oft gesagt, hier zu abermaliger Beherzigung wiederholt ist, Eindruck machte! Endlich hab' ich überhaupt einen Fehler begangen, daß ich das Werk, Theophrast Gradmann cc. betitelte, ich hätte ihn auf eine andre Art als den, der nach meiner Idee sprechen und handeln soll, ankündigen müssen, da er nicht der Held der Geschichte, sondern fast überall nur Mittelsperson ist, dies mußte nun freilich den Rezensenten verleiten, das Werk aus einem demselben nicht günstigen Gesichtspunkte anzusehen.

Um dies, in der besten Absicht geschriebene Werk zu verbessern, wünschte ich mir Ruhe und Gesundheit, damit ich es noch einmal in Uebersicht nehmen könnte, wo ich denn zugleich den Titel ändern würde; ich

würde

würde mir denn Mühe geben, es des schon erhaltenen Beifalls so manches Denkers und Edeln noch würdiger zu machen.

Das nemliche unternähm ich überhaupt gern mit allen meinen Werken, wenn es der Mühe lohnte, und das Publikum nicht einen Segen an Schriften besäße, wobei das beste, was ich schreiben kann, unendlich zurückbleibt. Allein, indem ich dies einsehe, möchte ich doch um mein selbstwillen in einer Lage sein, diese Reformen vornehmen zu können, die Anlagen zu einer Schriftstellerin mehr auszubilden, und so den Beifall der Kenner zu verdienen.

Ich habe noch verschiedenes geschrieben, welches ich, um nicht zu geschwätzig zu sein, übergehe; doch nicht, weils schlechter als das übrige ist; denn meine Producte sehn sich alle ähnlich, in jedem bemerkt man Uebereilung und Mangel der Feile. Ich habe immer nur so hingeworfen, welches

selten

selten ein wirklicher Gelehrter thut; deshalb führen auch die wenigsten Werke meinen Namen. Denn ich empfand das Mangelhafte, hatte nicht Zeit und Ruhe, ihm abzuhelfen, und wollte denn wenigstens anonimisch gesündigt haben, welches freilich auch nicht so ganz der Aufrichtigkeit gemäß ist. – Einer meiner aufrichtigen Freunde, der selbst ein großer Schriftsteller ist, schrieb mir einst, man sähe allen meinen Schriften das Talent und einen großen Gedankenreichthum an, es wäre schade, daß ich mir nicht Zeit nehmen könnte, sie besser auszuarbeiten. Ich selbst dachte hinzu: „und daß ich nicht dazwischen mehr lesen kann, sondern fast alles aus mir selbst, meiner Einbildung, Erfahrung und Einsicht nehmen muß. Die erste sollte durch neue Werke des Geschmacks, besonders in meinen jetzigen Jahren, und bei meiner niederdrückenden Lage erhoben und genährt, die zweite vermehrt und die dritte erweitert werden.

Ich würde bei dem eignen Bekenntniß der Unvollkommenheit meiner Schriften das Publikum um Verzeihung bitten, sie bekannt gemacht zu haben, wenn ich nicht wüßte, daß sie dennoch von vielen mit Vergnügen wären gelesen worden. Habe ich denn zur Unterhaltung mehrerer Personen auch mein Scherflein beigetragen, so darf ich mir keine Vorwürfe machen.

Die Egonen und Schnaken. Bekannte unsrer beobachtenden Reise bei Herrn Suprian in Leipzig sind, als ein launiges Werk betrachtet, nicht übel. Ich wünschte einen andern Titel gewählt zu haben, so würde das Tagebuch meines ehrlichen Max noch mehr bekannt worden sein. Es ist in demselben nicht alles von gleichem Gehalt; doch das nemliche kann man ja wol von den Werken beßrer Schriftsteller sagen.

Adolph und Sidonie von Wappenkron, in Halle bei dem Buchhänd-

händler Herrn Hendel, ist unter meinen Werken das einzige, an dem ich nichts oder wenig ändern würde, weil Künstler und Schriftsteller wie vollkommen sie auch sein mögen, wenn sie ihre Werke nach einiger Zeit wieder überschaun, noch etwas daran zu mustern finden, wie vielmehr nicht ich. Sonst aber enthält die Fabel selbst und die Charakteristik durchaus Wahrheit.

Wenn ich nicht selbst Verfasserin wäre, so würde ich allen jungen Personen, die sich einen Roman kaufen wollten, und mich dabei zu rathe zögen, diesen empfehlen. Sie könnten sich, wenn sie ihn gelesen hätten, darauf verlassen, daß sie von vielen Dingen und Menschen, die sie noch nicht kennen, eine richtige Darstellung hätten, denn ich sah mit Aufmerksamkeit zu, und habe einige Erfahrungen.

So ist unter andern die Hofintrigue ziemlich richtig gezeichnet, eben so geht es, nicht

nicht an diesen oder jenen, nein an allen Höfen zu, ist beständig so hergegangen und wird so bleiben, so lange Fürsten-Höfe sein werden; die der Himmel zum Aufkommen und Wohlstand für eine Menge Menschen erhalten wolle! Und so findet man auch an den Höfen gutdenkende und würdige Personen genug, gleich der Oberhofmeisterin Gräfin Fichtenberg; ja man findet oft weit mehr Biedersinn und weniger Arroganz als unter andern Menschenclassen.

Ich bin noch ein Supliment zu diesem Roman schuldig, betreffend die wunderbare Geschichte der geliebten Heinrich Walters, werde aber diese nicht schuldig bleiben. Schon würde dies Supliment erschienen sein, oder doch sogleich erscheinen können, wenn meine fast durch ein ganzes Jahr anhaltenden Krankheiten (die es besonders im letzten Herbst und Winter fast unbarmherzig mit mir machten,) mich nicht zu sehr gehindert hätten, wobei ich doch auch andre versproch-

ne

ne Arbeiten und der Geschäfte mancherlei zu besorgen hatte.

Prinz Hassan der Hochherzige bestraft durch Rache und belohnt durch Liebe würde ebenfalls so bleiben, wie er ist. Ich habe die Scenen der sinnlichen Liebe vor und während der Verblendungszeit des Prinzen zwar so lebhaft gemalt, daß ich, da es geschehen war, nachdachte, ob ichs nicht mäßigen sollte; allein wenn ich dann auf meine Absicht zurückkam, so ließ ich alles, wie es war. Junge Leute, welche dieses kleine Romanchen lesen, werden vielleicht in der ersten Hälfte desselben mit der Meinung getäuscht, der Verfasser wolle, wenn er gleich seinen Hassan selbst anfangs als einen Verehrer der Tugend vorstellt, durch die Bilder der Wollust diese beliebt machen, oder gar den Helden der Geschichte als einen lächerlichen Schwärmer vorstellen, der seine Bezauberung verdiente, aber der erst das Leben zu geniessen anfing.

Das,

Das, was mit unter von den Früchten der Ausschweifungen vorkommt, benimmt dieser Täuschung wenig. Aber nun liest der Jüngling weiter, findet die schrecklichsten Folgen einer frivolen Lebensart, sie selbst mit den grassesten Farben und die Tugend höchst liebenswürdig geschildert; er versetzt sich in Hassans trostlosen Zustand, liebt und verehrt mit ihm die reine Agathe, fühlt die Freude des Prinzen mit, da er an Leib und Seele genesen, nun ihrer würdig ist und von ihr wieder geliebt wird. Der Uebergang von der aufgebrachten Sinnlichkeit zum Beifall an der höchsten Menschenglückseligkeit durch Tugend und reine Liebe ist nicht so überraschend, daß die erhitzte Fantasie nicht den Eindruck der letzten aufnehmen könnte; die Zubereitung dieses Tausches von Neigung ist schon im ganzen Werkchen zerstreut, doch durch die anlockendscheinenden Zwischenakte, durch Hassans Gespräch mit dem Alten wird das Urtheil der Leser schwankend, bis der Ausgang die Absicht des Verfassers berich-

richtigt. Wenigstens in der Stunde des Lesens des letzten Theils dieses Werkchens muß sich bei jedem fühlenden Jüngling Widerwillen gegen eine wüste Lebensart und der Wunsch einer Agathe würdig zu sein, so wie bei dem unverdorbnen Mädchen der Entschluß einstellen, den Werth einer Agathe zu erstreben. Auch könnte es vielleicht solche, die den Weg der Untugend schon betreten haben, zurückbringen. Dies war wenigstens meine Absicht, und ich glaubte, sie auf die gewählte Art besser zu erreichen als durch eine streng moralische Abhandlung über das Verderben der Jugend.

Der Tempel der Liebe und der Altar in demselben, welchen Hassan in seiner neuen Kolonie nach Angabe der Fee Modeste bauen läßt, verdiente wohl gar in einem Garten oder Park wie in Werlitz nachgeahmt zu werden. Wie viel Nutzen könnte es haben, wenn irgend wo ein solches Kunstwerk das Behältniß der Geschichten edler Menschen nebst ihren Bildnissen würde. So was, wozu

jeder, der den Werth der vorzüglichen Gegenstände unter seinen Mitbrüdern kennt, gern beiträge, könnte vielleicht einige Evolution erwecken — Lachen Sie nur über meinen Einfall. Ich bestehe darauf, daß er gut ist, und wüßte selbst einige brave Männer, edle Frauen und Liebe reine Mädchen, deren Geschichte ich mit sammt ihren Bildnissen einlieferte, und sollte ich die letzten abstehlen lassen, wenn Ihre Bescheidenheit nicht einwilligen wollte.

Ich hatte so wenig Gelegenheit Gutes in der Welt zu stiften, vielmehr habe ich mir, laut meiner Bekenntnisse, so viel Vorwürfe zu machen, daß ich jetzt, da alle Hoffnung verloren ist, irgend etwas zum allgemeinen Besten leisten zu können, es wie die Wahnwitzigen mache, die bald diese, bald jene Rolle spielen, und allerhand prächtige Plane machen. Nur kann ich nicht so glücklich dabei sein, wie jene, indem mir, wenn ich mit dergleichen Anschlägen fertig bin, der Mangel der Ausführung Demuth und Schmerz

ver-

verursacht. Es ließe sich so viel Gutes in der Welt bewirken, wenn sich mehr Menschen dazu vereinigten. Wo nur einige zu diesem Zweck arbeiten, giebt es gute Früchte. Aber die Fälle sind so einzeln, der Egoismus herrscht von den höchsten Menschen bis zum geringsten so uneingeschränkt, gebiert eine so kalte immer kältere Gesinnung fürs wahre Beste der Welt, daß es nichts als schlimme Beispiele von allen Seiten giebt, die denn auch treulich nachgeahmt werden. Zuweilen wünschte ich Einsiedlerin zu sein, um nur nichts mehr zu sehn, und zu hören; denn aber betrachte ich meine eignen Mängel und Schwachheiten, finde da, daß ich auch mitunter übeln Schein gab, und doch nie schlimm dachte, welches bei mehrern der Fall sein kann und dies stimmt mich zu tolerantern Gesinnungen. Denke ich nun vollends an so manche gute liebe Seele, die ich kenne, dann bin ich mit dem menschlichen Geschlecht wieder ganz ausgesöhnt, und finde hundert

natürliche Ursachen, daß es bei den meisten so bunt und kraus hergeht.

Ich habe schon vor zwei Jahren eine Encyklopädie für Damen jedes Standes und Alters angekündigt, worauf ich Pränumeration auch Supscription annehme. Da die Anzahl der Interessenten noch immer viel zu klein ist, als daß ich das Werk unternehmen könnte: so liegt vieles, was ich vorgearbeitet, nebst Beiträgen von guten Federn noch in meinem Pult. Ich wünschte den ersten Theil bald vollenden und herausgeben zu können, weil ich es hier an keiner Mühe, das Beste und Brauchbarste zusammen zu tragen, werde fehlen lassen, und ich so glücklich bin, geschickte Mitarbeiter zu haben. Hier hoffe ich, den Zweck, nützlich zu sein, doch einigermaßen zu erlangen; denn alles, was in vielen Werken und Werkchen zerstreut und für Damen nothwendig oder doch sehr brauchbar ist, soll hier gefunden werden. Gewisse Aufsätze muß ich aber bezahlen. Da nun nebst dem, die Mühe abgerechnet, ein solches Werk doch viel Kosten verursacht, und es meine Umstände nicht erlauben, was von der Art zu unternehmen, wobei ich vielleicht Schaden hätte: so muß ich warten, bis mei-

ne

ne vorgesetzte Zahl, wozu mehr als die Hälfte fehlt, voll ist. Ich wünsche um so mehr, diesen Zweck bald zu erreichen, da viel Prinzeßinnen, Damen von hohem Rang und eben so viel geschätzte Personen unter meinen Bekannten und Freundinnen pränumerirt haben, bei denen mich der Vorzug wohl gar verdächtig machen könnte, welches mir äusserst demüthigend sein würde. Vermuthlich würde ich glücklicher sein, wenn uns die Vorsehung überall Frieden schenken wollte, welches Glück vielleicht nicht mehr weit entfernt ist.

Da diese Briefe nun doch in alle Welt gehn, wird es wenigstens nicht überflüßig sein, die Abschrift meiner gedruckten Anzeigen der Encyklopädie hier beizufügen; es könnte mir doch mehrere Interessenten eintragen.

Noch muß ich vorher erinnern, daß die Druckfehler, die in allen meinen Werken theils durch meine eigne oder des Abschreibers Schuld, theils durch Entfernung des Druckorts, zu finden sind, in der Encyklopädie nicht vorfallen sollen, weil ich für die correkteste Abschrift und einen aufmerksamen Correktor sorgen werde.

Nachricht einer Enciklopädie für Damen.

Als Schrifftstellerin, welche schon verschiedene Werke geliefert hat, will ichs unternehmen, eine Enciklopädie für Damen jedes Standes und Alters zu liefern, und habe mir zu diesem Zweck mehr geschickte Federn zur Beihülfe erbeten. Dies Werk wird seines weitläuftigen Inhalts wegen nicht unter 6 bis 8 Theilen herzustellen sein, indem es zum Unterricht des weiblichen Geschlechts in allen nöthigen Kenntnissen bestimmt ist, ja in denjenigen Kenntnissen, welche Damen vom höchsten Rang, solchen, die für die große Welt, und denen, welche blos zum Hausstand bestimmt sind, Nutzen und Vergnügen schaffen können, welche Müttern, Erzieherinnen und Vorsteherinnen eines großen Hauswesens zukommen. Demnach ist es eine Arbeit mehrerer Jahre.

Ich werde es mir angelegen sein lassen, von den besten für mein Geschlecht herausgekommenen Schrifften Auszüge zu liefern, und dem Werke aus den großen Producten alter und neuer Schrifftsteller alles, was unterrichtend,

tend, und für Damen interessant sein kann, einverleiben. Die Jacobäerische Buchhandlung wird den Druck dieses allgemeinen Werks übernehmen und zur Michaelismesse nächstkünftigen Jahres (welches aber nicht geschehen konnte) den ersten Band in groß Octav liefern.

Ich wünsche eine hinlängliche Anzahl Pränumeranten zu finden, biete daher allen hohen und geneigten Damen, Vätern und Müttern geliebter Töchter dies nützliche Werk an, mit der Versicherung, daß ich weder Fleiß noch Aufmerksamkeit sparen werde, um es so nutzbar und vielenthaltend herzustellen, als es erforderlich sein wird, um ihren Beifall zu verdienen.

Wegen der dazu gehörigen Ausgaben, die nöthigen Bücher wie auch Beiträge von andern fähigen Mitarbeitern betreffend, ist es ohnmöglich, jeden der Theile anders als zu 3 Reichsthalern zu liefern. Welche Herrschaften also geruhn wollen zuvörderst auf den ersten Theil zu pränumiriren, werden unterthänig und gehorsamst ersucht, drei Rthlr. für das Exemplar an die Adresse der Frau von Wallenrodt gebornen Freyin von Koppy in Leipzig postfrei zu übersenden, und können

sich

sich die resp. Interessenten um so gewisser die bald möglichste Ablieferung des ersten Theils versprechen, da ich selbst mit Vergnügen arbeiten werde und eine Ehre darinnen suche meinem Geschlecht ja den künftigen Töchtern derselben ein so nutzvolles als angenehmes Geschenk zu machen. Auch wird oben genannte Buchhandlung, welche das Werk übernimmt, alles zur gehörigen Zeit leisten und das Werk mit aller tipographischen Schönheit drucken lassen.

Ich kann mir schmeicheln, daß der erste Theil meines vorseienden Werks den respectiven Interessenten nicht Reue verursachen wird, sich eingelassen zu haben, daß sie vielmehr mit Vergnügen in die Fortsetzung der Pränumeration willigen werden. Es ist bekannt, wie viel das Dictionaire de Moneri de Bayle, das deutsche Universallexicon u. s. w. kostet; dieses aber wird bei weitem nicht so hoch kommen, und doch hoffe ich, daß es eben das, was jene für mein Geschlecht sein wird, ja mehr, da es nicht so weitläuftig sein, und aus den benannten Werken das wesentlichste und angenehmste für Damen enthalten soll.

Im Fall meines Todes würden die Pränumeranten nicht um die Fortsetzung desselben

selben kommen, indem einer der Mitarbeiter sie alsdenn übernimmt.

Um eine ohngefähre Darstellung von meiner Absicht zu geben, folgt hier eine Art Register, in welchem ich aus jedem Buchstaben des Alphabets einige Artikel von dem, was mir zunächst einfiel, anführe. Es versteht sich, daß es besser geordnet werden muß, und noch mehr Artickel zu bearbeiten sind.

A.

Auszug (weiblicher) von den ersten uns bekannten Zeiten der Welt bis auf unsere Tage.

Anstand (weiblicher und sittlicher) der Damen.

Arbeiten (alle Arten von weiblichen) der alten und neuen Zeit.

Annehmlichkeiten, der Unterschied zwischen natürlichen und gekünstelten.

Amazonen, in welche Zeit man ihre Geschichte setzt. Dieser Name wird einer Art, nicht der beliebtesten Frauenzimmer unsrer Zeit beigelegt.

Ammen, die Nachtheile derselben für Kinder — Vorschläge, wie sie, wenn die Mütter nicht selbst stillen können, am zuträglichsten zu ernähren sind.

Astronomie, so viel zum richtigen Begriff gehört.

B.

Buhlerei, die Nachtheile davon für das weibliche Geschlecht selbst.

Belustigungen, verschiedene Arten derselben, der Weiber alter Völker.

Beschäftigungen, eben so.

Brüste, verschiedenes darüber.

Brüste (Schnür) von welcher Zeit sie herstammen — ihre Schädlichkeit.

Blumen, schädliche Wirkungen etlicher Arten derselben — wie sie zu conserviren sind.

C.

Chemine, gewisse Kenntniß davon für Damen nützlich — Vorschrifften einiger ächten und leicht herzustellenden chemischen Arkane.

Chokolade, wie sie schädlich, wie sie hingegen der Gesundheit zuträglich ist — Anweisung zu einer neuen wohlfeilen Chokolade, welche wohlschmeckend und gesund ist.

Citronen. Anweisung zu einem noch unbekannten heilsamen Gebrauch derselben.

Confect. Anweisung, alle Arten derselben lange zu conserviren.

D.

Deutsche Weiber, die kurzgefaßte Geschichte der berühmtesten unter ihnen.

Dich-

Dichterinnen, aus alter und neuer Zeit.
Dienerschaften der Ritter gegen das weibliche Geschlecht zu den Zeiten der alten Cavaliere.
Dirnen; bei den alten Deutschen wurden der vornehmsten Leute Töchter so genannt.

E.

Eheweiber, ihre Pflichten.
Ehebruch, wie hart er bei verschiedenen Völkern, besonders bei den alten Deutschen, bestraft ward.
Eigensinn, ein Fehler der Erziehung bei dem weiblichen Geschlecht — schönen Frauenzimmern am meisten eigen — wie leicht er kleinen Mädchen abzugewöhnen ist.
Eigenliebe. Sie giebt zu vielen Fehlern Anlaß, aber wenn sie gemäßigt ist, ihren Nutzen.
Eifersucht, hat bei Frauenzimmern oft schreckliche Wirkungen hervorgebracht — Beispiele davon ꝛc.

F.

Fürstinnen, berühmte und tugendhafte — Geschichte dieser aller, der jetzt lebenden sowohl als aus der Vorzeit.
Feste, der alten Völker, wobei die Weiber vorzügliche Rollen spielten.
Feierliche Aemter der Weiber bei den Alten.

Fisch-

Fischbeinröcke, eine unnatürliche Zierde des weiblichen Geschlechts, wenn und warum sie entstanden — ihre verschiedene Formen und wie dieselben abwechselten.

Feines Gefühl, den Damen unumgänglich nöthig, worinnen es besteht, und wie aufmerksam man sein muß, es in der Erziehung anzubauen.

Flachs, Vortheile bei Erbauung desselben.

Feuerung, die verschiedenen Arten derselben, wie sie der Gesundheit nachtheilich, wie sie sparsam eingerichtet werden, und doch eben die Dienste leisten kann, als bei stärkerer Consumtion des Holzes ꝛc.

G.

Gelehrsamkeit, wie weit sie ein Frauenzimmer besitzen kann und soll. Biographische Nachrichten gelehrter Weiber.

Griechische Weiber, ihr Geschmack im Anzug, ihre Neigungen zu edlen Tugenden in Wissenschaften — die kurze Geschichte der vorzüglichsten unter ihnen.

Gemeinschaft der Weiber, ein Laster gewisser Völker.

Geschmack der Frauenzimmer, in jeder Art, und wodurch er gebildet wird.

Gesundheitsregeln für das weibliche Geschlecht.

H.

H.

Haar, eine Zierde des weiblichen Geschlechts, die verschiedenen und vielfältigen Arten der Weiber aller Völker, sie zu tragen — das Mittel, sie zu erhalten, besonders blonde.

Haushaltungskunst, die erste Tugend eines Weibes — worinnen sie eigentlich besteht.

Hochmuth, die mancherlei Arten desselben — bei Frauenzimmern höchst nachtheilich.

Höflichkeit, eine Zierde des Weibes.

Hände, eine Pflicht der Mütter, sie bei ihren Töchtern in Acht zu nehmen, weil eine schöne Hand hauptsächlich zu den Reitzen des Frauenzimmers gehört — die Kunst, sie weich und weiß zu erhalten, ohne sich deswegen den oft nöthigen Verrichtungen zu entziehen.

Handschuh, welche Gattung die besten, und welche schädlich sind.

Haut, wodurch sie zu conserviren ist ꝛc.

J.

Jugend, die rechte Anwendung derselben — Ihre Vortheile und Mißbräuche.

Jungthun, oft ein Fehler ältlicher Frauenzimmer — ihnen selbst nachtheilig, da sie hingegen durch vorstehende Tugenden Beispiele der jüngern Damen und denn der Gegenstand allgemeiner Hochachtung werden können

nen — wie geehrt ehrbare Matronen bei den Alten waren.

Juwelen, von alten Zeiten her zum Schmuck der Frauenzimmer bestimmt — das steigende und fallende ihres Werths — der übertriebene Luxus damit in verschiedenen Zeitaltern — ihr Nutzen, und Beispiele einiger klugen Damen, sie zu großen und edlen Zwecken anzuwenden.

K.

Kaffee, Bekanntmachung eines Versuchs, dem Korn einen ganz kaffeeähnlichen Geschmack zu geben.

Karten, das Prophezeihn daraus thöricht — woher es stammt — etwas über das Spiel.

Kleidungen, von welcher Art sie jungen Frauenzimmern den meisten Reitz, und ältern ein gefälliges Ansehn geben — wie sich die Frauen und Jungfrauen aller Zeit alles, was dazu erfordert wird, selbst besorgten u. s. w.

Klageweiber, zu welchen Zeiten ihre erste Spur zu finden, wie lange sich dieses Amt erhielt.

Kirchendienste, bei welchen Völkern sie Jungfrauen und Weiber zu verrichten hatten.

Künste, welche davon eine Zierde des weiblichen Geschlechts sind, die Geschicklichkeit der

der Frauenzimmer verschiedener alten und neuen Völker in schönen Künsten.

Koch-Kunst, die Nothwendigkeit, daß jede Dame sie verstehe — verschiedene Vortheile dabei — Vorsicht, daß die Zubereitung der Speisen nicht der Gesundheit nachtheilich sei ꝛc.

L.

Landwirthschaft, wie viel das weibliche Geschlecht beitragen kann, sie einträglich zu machen — verschiedene dabei zu beobachtende Regeln.

Lachen; die Neigung dazu muß bei jungen Mädchen gemäßigt werden; ist dann bösartig, wenn es auf Kosten anderer geschieht — Beispiele daraus erwachsenen Schadens und Unglücks.

Lehrmeisterinnen, daß sich überhaupt Frauenzimmer zu Lehrerinnen junger Mädchen in allem, was sie zu lernen brauchen, qualifizieren sollen, damit diese gar keine männlichen Lehrer bedürfen — wie viel nachtheiliges dies verhüten würde — durch Erfahrung bewiesen.

M.

Mutterpflichten im weiten Umfang.

Muth, wie fern auch ein Frauenzimmer ihn besitzen muß — Beispiele muthiger Damen.

Mun-

Munterkeit, eine Temperamentsgabe, muß oft gemäßigt werden, ist im gehörigen Maße lobenswürdig und nützlich.

Music, eine Vermehrung der weiblichen Annehmlichkeiten — welche Instrumente den Weibern anstehn.

Malerei, ebenfalls eine liebenswürdige Kunst für Damen — warum und in welchen Theilen sie es in derselben weiter bringen als die Männer.

Mägde, die Kunst, sie zu regieren.

N.

Niederkunft, ein natürliches Mittel, sie in der Stunde, wo sich die Vorboten davon zeigen, zu erleichtern.

Neid, ein quälendes Laster — die Kunst, kleine Mädchen davon zu entwöhnen.

Nachahmungssucht, Stifterinn der Moden — hat ihre Nach- und Vortheile ꝛc.

O.

Ohnmachten, woher die Neigung der weiblichen Natur dazu komme, wie denselben abzuhelfen ist, daß man durch erkünstelte oder mit Fleiß unterhaltene Ohnmachten, die Natur dazu gewöhnen kann — Mittel wider krampfhafte Ohnmachten.

Ohrgehänge, diese alte Zierde der Weiber

fast

fast jedes Volcks verdient beibehalten zu werden, doch nicht jede Gattung derselben.

Obst, ganz in die weibliche Wirthschaft gehörig — verschiedene noch wenig bekannte Arten des Gebrauchs etlicher Obstarten — Anweisung, wie auch die weichlichsten Obstarten zu conserviren sind.

P.

Puder, sollte nicht ganz ausser Gebrauch kommen — woraus man ihn machen kann, ohne Waizen dazu zu nehmen.

Perlen, wie sie am besten zu erhalten sind, — verschiedene interessante Geschichten davon.

Plauderei, Beispiele daraus erfolgten Unglücks.

R.

Religion (vernünftige) eine Zierde und nützliche Eigenschaft des Weibes.

Rachgier, ein abscheuliches Laster bei Frauenzimmern.

Rechnen, eine höchst wichtige und nöthige Wissenschaft für Weiber.

Reiten, nach dem Gebrauch der Männer unanständig und nachtheilig für das weibliche Geschlecht — bequem, leicht und angenehm für dasselbe nach Art der Alten und verschiedener Provinzen.

Rettig, auf eine wohlschmeckende Art einzumachen, eine Magenkur.

Römisches Frauenzimmer, ihre Pracht und die Heldinnen unter ihnen.

Räucher Pfannen, eine neue sehr gute Art davon a chemine etc.

S.

Seife, verschiedene Arten derselben und ihren Gebrauch.

Seide, alle Sorten davon — ihren Preis — alle bekannte Namen seidner Zeuge — Anzeige der Oerter, wo sie gewirkt werden.

Schminke, ihre Schädlichkeit — verschiedene Arten derselben bei den Alten und bei andern Völkern.

Sommerflecke, wodurch sie vertrieben und noch mehr verhütet werden.

Schwangerschaft, Verhaltungsregeln dabei.

Sittsamkeit, ein unendlicher Reitz junger Mädchen, wenn sie angezwungen ist.

Schamhaftigkeit. Ohne sie ist ein Weib ein Schandfleck der Natur — wie von den bekannten Zeiten der Welt her diese Tugend bald mehr bald weniger unter den Weibern herrscht — Unter welchen Völkern sie am meisten geehrt wurde — Was die Schamhaftigkeit der Mütter für Einfluß auf die sittliche Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechts hat. Beweise davon. Sit-

Sitten. Der Weiber aller Völker.

T.

Tanzen, eine angenehme Belustigung, wenn es mit Mäßigkeit geschieht, sogar dann der Gesundheit zuträglich, und ein Mittel den Körper und Gang leicht und graziös zu machen. — Das heftige Tanzen höchst schädlich, mit vielen Beispielen erwiesen, das Trinken dabei tödlich — wilde Tänze gegen die Sittsamkeit — alle Arten von Tanzen alter und neuer Völker.

Tauschung, der Hang des weibl. Geschlechts dazu, — Kinder müssen davon entwöhnt werden.

V.

Verschwiegenheit: eine nützliche Tugend für Frauenzimmer, wie leicht es sei, schon Kinder dazu zu gewöhnen.

Verschwendung, an Weibern ein unverantwortliches Laster, weil sie selbst so wenig Gelegenheit haben, das verlorne wieder zu erwerben ꝛc.

W.

Wohlthätigkeit, eine edle Tugend. Sie muß mit Klugheit verknüpft sein.

Widersprechungssucht, ein Fehler, den man gemeiniglich bei denjenigen Frauenzimmern

findet, welche die wenigsten Einsichten haben.

Wein, welche Sorten dem weibl. Geschlecht schädlich sind.

Wachholder, der verschiedene Gebrauch für Kinder, ihr zu sehr vernachläßigter Nutzen.

Weinen, bei vielen eine üble Gewohnheit.

Wäsche, verschiedener wenig benutzter Vortheil dabei ꝛc.

Z.

Zucker, seine Schädlichkeit für Kinder — auch bei zu vielem Gebrauch den Erwachsenen schädlich — die Gründe, welche das beweisen.

Zähne, wie sie zu conserviren — welche Art Zahnpulver das beste ist. — Vortheile beim Hervorkommen der Zähne bei Kindern zum zweitenmal ꝛc.

Für beigesetzte Preise sind nachstehende Bücher in allen Buchhandlungen zu haben:

Biörnstählś Briefe auf seinen ausländischen Reisen. 6Theile 8v. 5 Thlr. 16 Gr.

Beiträge zur nähern Kenntniß einiger Besitzungen der Holländer in Ostindien. Nach dem holl. des Stavorinus. gr 8 12 Gr.

Geheime Briefe an die gesunde Vernunft. Etwas für lüsterne Leser. 8v. 20 Gr.

Carnevals Belustigungen, zwölf Walzer und sechs Angloisen mit vollstimmiger Music von I. Pannenberg. 4 16 Gr.

——— dieselben im Clavier-Auszuge. 8 Gr.

Caroline, oder die unbelohnte Geliebte. Ein Schauspiel. 8v. 8 Gr.

Charles Clairon. Eine Geschichte. 8v. 14 Gr.

Die Dichter-Familie. Ein Lustspiel; von Max. Roller. 8v. 12 Gr.

Der Englische Weltweise, oder die Begebenheiten des Herrn Cleveland. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Europens Handel mit beiden Indien. Ein Auszug aus Reynals Geschichte, von M. Karsten. gr8. 1 Thlr. 16 Gr.

Geistergeschichte, eine Meklenburgische. 8v. 12 Gr.

Geschichte Rosenheims und seiner Lina, aus authentischen Nachrichten unserer Tage entlehnt. 8v. 16 Gr.

v. Halems dramatische Werke. 8v. 22 Gr. die darinnen enthaltenen drei Stücke, werden auch einzeln verkauft:

1) Agamemnon ein Trauerspiel. 6 Gr.
2) Johann v. Neapel, ein Trauerspiel. 4 Gr.
3) Wallenstein ein Schauspiel. 8 Gr.

Juliane von Lindorak, ein Schauspiel nach Gozzi. gr 8. 5 Gr.

v. Kinsbergens Beschreibung des Archipelagus, aus dem Holl. mit Anmerkungen v. D. K. Sprengel. gr. 8. 16 Gr.

Das Leben der Frau v. Wallenrodt. Ein Beitrag zur Seelenkunde und Weltkenntniß. 2 Theile m. K. 3 Thlr. 8 Gr.

Liebe ohne Vernunft, oder Geschichte der Lais. 8v. 10 Gr.

Die Reise auf der Landkutsche. 8 18 Gr.

Reise von Mainz nach Kölln im Frühjahr 1794, nebst Beilage: den Dr. Bahrdt in Marschlitz und die Franzosen in Deutschland betreffend. 8v. 16 Gr.

Sagen — Meklenb. — der Vorzeit, Thlr. 1. oder der Brunnen zu Stargard. 8 12 Gr.

Schlözers A. C. Versuch einer allgemeinen Geschichte der Handlung und Seefahrt in den ältesten Zeiten. 8v. 14 Gr.

Simonis Fr. Venus und Urania, oder über die Liebe. 8v. 4 Gr.

Skiagraphien der Menschheit, v. G. S. 8v. 18 Gr.

Thompsons J. Jahrszeiten aus dem Engl. übersetzt. v. J. F. W. v. Palthen, m. K. 2 Aufl. 8v. 1 Thlr.

Uebersicht, (Geogr. statist.) aller holländ. Besitzungen in Ost- und Westindien nach den besten Quellen entworffen. gr. 8v. 12 Gr.

Zum Vergnügen in müßigen Stunden. 2 Thle. 8v. 14 Gr.

Wilhelm und Wilhelmine, oder die Schicksale zweier Liebenden. 3 Thle. 8v. 2 Thlr. 12 Gr.

Zachariä. F. W. die Tageszeiten, ein Gedicht. m. K. 3te Aufl. 20 Gr.

—— dessen Murner in der Hölle. 6 Gr.

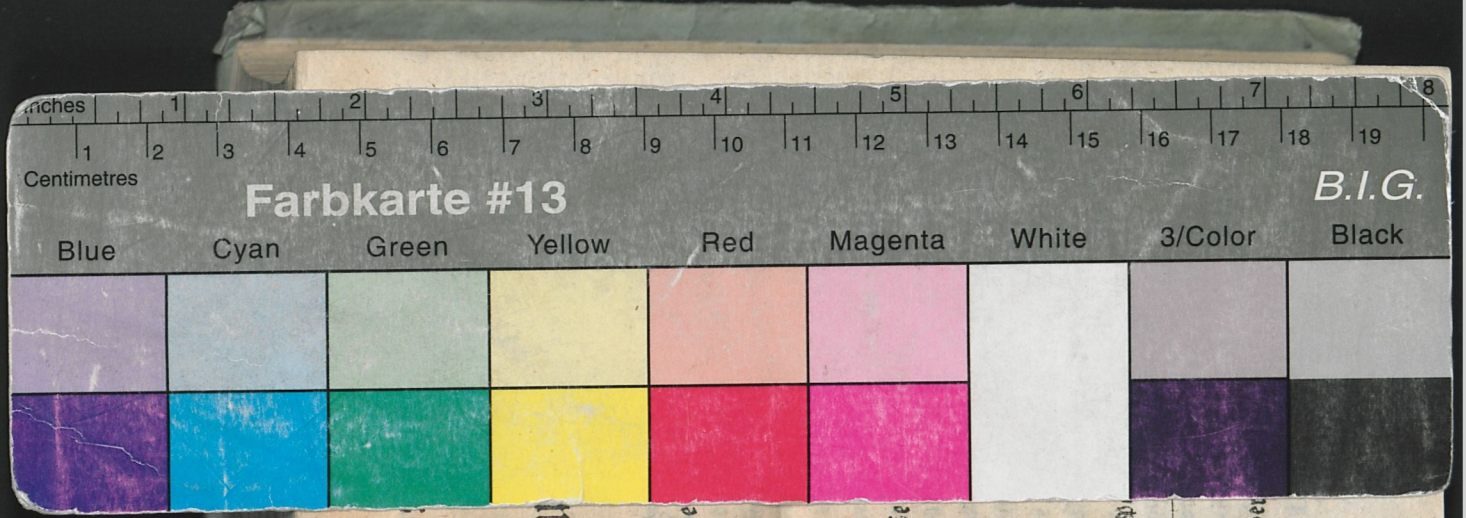
—— die vier Stufen des weiblichen Alters. 4 Gr.

Gre 3118 (2)

ULB Halle
002 492 598
3

V3 18

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-712279-p0685-2



DFG
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-71279-p0487-3